



MASTERARBEIT | MASTER'S THESIS

Titel | Title

Zur Motiviertheit syntaktischer Strukturen.
Markiertheit und Serialisierung im Spiegel ausgewählter
linguistischer Theorien

verfasst von | submitted by

Dominik Thomas Vogt BA

angestrebter akademischer Grad | in partial fulfilment of the requirements for the degree of
Master of Arts (MA)

Wien | Vienna, 2025

Studienkennzahl lt. Studienblatt | Degree
programme code as it appears on the
student record sheet:

UA 066 817

Studienrichtung lt. Studienblatt | Degree
programme as it appears on the student
record sheet:

Masterstudium Deutsche Philologie

Betreut von | Supervisor:

Mag. Dr. Manfred Michael Glauning Privatdoz.

Abstract (Deutsch)

Den Untersuchungsgegenstand vorliegender Masterarbeit bilden ausgewählte Aspekte einfacher und komplexer syntaktischer Strukturen im abstrakten Zeichen- und Regelsystem des Deutschen sowie deren Konstituierung durch grundlegende systeminterne und systemexterne Einflussfaktoren. Im Fokus stehen dabei die morphosyntaktische Markiertheit und die Serialisierung von Satzelementen. Die Arbeit gliedert sich in drei thematische Teile. Im ersten Teil wird die Arbitraritätsdebatte von der Antike bis zur Gegenwart dargelegt. Die semiotische Relationsbeziehung zwischen Ausdrucksseite und Inhaltsseite (respektive außersprachlicher Wirklichkeit) wird insbesondere unter der Perspektive von Platons *Kratylos*-Dialog und Saussures *Cours* untersucht. Im zweiten Teil wird der linguistische Motivationsbegriff, welcher in der germanistischen Linguistik als relative Motiviertheit (bei Wortbildungsprozessen) definiert ist, neu konzipiert und auf syntaktische Strukturen erweitert. In diesem Zusammenhang werden die in der funktionalen Typologie vielfach postulierten Einflussfaktoren (1) *Diagrammatische Ikonizität*, (2) *Frequenzbasierte Ausdrucksreduktion* und (3) *Systemhomogenität* sowie allgemeine Sprachverarbeitungsprinzipien vorgestellt. Am Ende des zweiten Teils werden die Argumentrealisierung, die Argumentserialisierung und die morphosyntaktische Markiertheit im Deutschen ausführlich behandelt. Der letzte Teil der Arbeit befasst sich mit der neuroanatomisch-funktionellen Realisierung von Sprache im Gehirn und den neurokognitiven Grundlagen von Sprache. Sprachwissenschaftliche Theorien und Ansätze aus den vorausgegangenen Kapiteln zur Erklärung der Sprachstruktur werden neurowissenschaftlich kontextualisiert. Zudem werden die allgemeine Hirnlateralisierung beim Menschen, das Prinzip transienter (Neuronen-)Netzwerke und die *redployment*-Hypothese erörtert. Syntaktische beziehungsweise sprachliche Strukturen werden in vorliegender Untersuchung im scharfen Kontrast zu älteren Ansätzen – wie etwa Chomskys Universalgrammatik – als Produkt von semiotisch-kulturellen Adaptionsprozessen auf der Grundlage von universellen neurokognitiven Lern- und Verarbeitungsmechanismen schematisiert. Theoretisch kann die Masterarbeit in den Paradigmen der Neurolinguistik, Syntaxtheorie, funktionalen Typologie, Systemlinguistik, Semantik und Semiotik verortet werden. Methodisch liegt ihr ein qualitatives Forschungsdesign in Form hermeneutischer Auswertung von Fachliteratur zugrunde.

Abstract (English)

This master's thesis examines selected aspects of simple and complex syntactic structures in German grammar, as well as their formation by fundamental system-internal and system-external motivational factors. The focus is on the morphosyntactic markedness and the serialization of sentence elements. The thesis is divided into three thematic parts. The first part presents the arbitrariness debate from antiquity to the present day. The semiotic relationship between the signifier and the signified (respectively, between the signifier and extra-linguistic reality) is investigated, particularly from the perspective of Plato's *Cratylus* dialogue and Saussure's *Cours de linguistique générale*. In the second part, the linguistic concept of motivation, which is defined in German linguistics as relative motivation (in word formation processes), is reconceptualized and its scope extended to syntactic structures. In this context, the widely postulated motivational factors in functional typology – (1) *diagrammatic iconicity*, (2) *frequency-based form minimization*, and (3) *system pressure* – as well as general language processing principles are introduced. At the end of the second part, the argument realization, argument serialization, and morphosyntactic markedness in German are discussed in detail. The final part of the thesis addresses the neuroanatomical-functional realization of language in the brain and the neurocognitive foundations of language. Linguistic theories and approaches from the preceding chapters are contextualized within a neuroscience framework. Additionally, general human brain lateralization, the principle of transient (neuronal) networks, and the redeployment hypothesis are discussed. In sharp contrast to older approaches, such as Chomsky's Universal Grammar, this study conceptualizes syntactic structures as the product of semiotic-cultural adaptation processes based on universal neurocognitive learning and processing constraints. Theoretically, this master's thesis can be situated within the paradigms of neurolinguistics, syntax theory, functional typology, German system linguistics, semantics, and semiotics. Methodologically, it employs a qualitative research design based on the hermeneutic analysis of specialized literature.

Inhaltsverzeichnis

1 Einleitung	5
2 Zur Arbitrarität des sprachlichen Zeichens	9
2.1 Zur Geschichte des Arbitraritätsbegriffs	10
2.1.1 Der Arbitraritätsdiskurs in der Antike	10
2.1.2 Der Arbitraritätsdiskurs vom Mittelalter bis zur Neuzeit	13
2.1.3 Der Arbitraritätsdiskurs ab dem 20. Jahrhundert	14
2.2 Platons <i>Kratylos</i> -Dialog	17
2.2.1 Allgemeines	17
2.2.2 Inhalt des Dialogs	20
2.2.3 Die Sprachkonzeption im <i>Kratylos</i> : Das sprachliche Zeichen zwischen bezeichnender und benennender Funktion.....	24
2.3 Saussures <i>Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft</i>	27
2.3.1 Die Entstehung des <i>Cours</i>	27
2.3.2 Bedeutende Vorläufer	29
2.3.3 Saussures Sprachkonzeption	31
2.3.4 Die Arbitrarität des sprachlichen Zeichens	35
2.3.5 Sekundäre Motiviertheit	38
2.4 Zur Kontroverse hinsichtlich des Saussure'schen Arbitraritätsbegriffs	41
3 Syntaktische Strukturen und Motiviertheit	44
3.1 Sprachliche Motiviertheit	44
3.2 Sprachstrukturen als <i>bottom-up</i> -Hinweissysteme zur korrekten Interpretation semiotisch vermittelten Wissens	49
3.3 Systemexterne und systeminterne Einflussfaktoren zur Konstituierung syntaktischer Strukturen	52
3.3.1 Diagrammatische Ikonizität.....	52
3.3.2 Frequenzbasierte Ausdrucksminimierung	63
3.3.3 Systemhomogenität und weitere Strukturpräferenzen	66
3.4 Argumentserialisierung im Deutschen.....	71
3.5 Morphosyntaktische Markiertheit im Deutschen	80
4 Neurokognitive und evolutionsbiologisch-adaptive Perspektiven auf Sprache	92
4.1 Funktionelle Neuroanatomie, Hirnlateralisierung und transiente Netzwerke	92

4.2 Sprache als Produkt eines semiotisch-kulturellen Adaptionprozesses	101
4.3 Ausgewählte systemexterne und systeminterne Einflussfaktoren unter neurokognitiver Perspektive	107
5 Diskussion und Ausblick	111
6 Literaturverzeichnis	120

1 Einleitung

Den Untersuchungsgegenstand vorliegender Masterarbeit bilden ausgewählte Aspekte einfacher und komplexer syntaktischer Strukturen im abstrakten Zeichen- und Regelsystem des Deutschen und deren Konstituierung durch grundlegende systeminterne und systemexterne Einflussfaktoren. Unter syntaktischen Strukturen werden dabei alle grammatischen Konstruktionen im weitesten Sinne zusammengefasst, die auf der Ebene eines Satzes oder einer Phrase realisiert werden und den syntagmatischen Wohlgeformtheitsbedingungen des Deutschen unterliegen. Im Fokus der Analyse stehen die morphosyntaktische Markiertheit und die Serialisierung von Satzelementen. Markiertheit wird in diesem Zusammenhang allgemein definiert als ausdrucksseitige Enkodierung von grammatischen Informationsinhalten (z. B. hinsichtlich der Kategorisierung Kasus) in Bezug auf eine zugrundeliegende Basiskomponente (z. B. *Baum* > *des Baum-es*), während Serialisierung die Anordnung von Elementen innerhalb eines Satzes bezeichnet (z. B. [*Der Lehrer*]_{Agens / Nominativ} *überreichte* [*gestern*]_{Adverbiale Bestimmung} [*seinen Schülern*]_{Rezipient / Dativ} [*die Abschlusszeugnisse*]_{Patiens / Akkusativ} / [*Unserer Nachbarin*]_{Possessor / Dativ} *gehört* [*ein Hektar Wald*]_{Possessum / Nominativ}). Der Verfasser vertritt in vorliegender Masterarbeit die Hypothese, dass abstrakte grammatische Zeichen- und Regelsysteme nicht ausschließlich auf rein gesellschaftlich-willkürlicher (= unmotivierter) Konvention basieren, sondern dass abstrakte Grammatikregeln in hohem Maße durch die universellen neurokognitiven Verarbeitungs- und Lernmechanismen ihrer Sprachbenutzer und durch kommunikativ-viable (Optimierungs-)Prozesse motiviert sind.

Forschungsgeschichtlich wurde die Frage nach der Motiviertheit von Sprache – hier in einer zunächst älteren und auf Lexeme beschränkten Begriffsdefinition – erstmals in Platons berühmten *Kratylos*-Dialog im vierten Jahrhundert vor Christus behandelt, in dem Sokrates zusammen mit seinen Gesprächspartnern Hermogenes und Kratylos darüber philosophiert, ob Sprache neben einer klassisch disambiguierend-*bezeichnenden* Funktion (= Verweis auf ein außersprachliches Denotat qua gemeinsamer sprachlicher Konvention) auch eine *benennende* Funktion (= semantische Beschreibung eines außersprachlichen Denotats in der Ausdrucksseite eines sprachlichen Zeichens auf der Basis bereits etablierter Konventionen) aufweisen sollte (vgl. Panther 2021: 298; vgl. Küper 1993b: 7; vgl. Keller 1995: 147, 33, 24; vgl. Gaiser 1974: 26, 99; vgl. Gardt 1999: 294–295; vgl. Sedley 2003: 23; vgl. Coseriu 2003: 71, 37; s. zur Nomenklaturthese auch Kapitel 2.1.1). Aristoteles, Platons Schüler, entwickelte die Zeichenkonzeption seines Lehrers später auf zeichentheoretisch bedeutende Weise weiter, indem er der

semiotischen Relationsbeziehung zwischen Ausdrucksseite und außersprachlicher Wirklichkeit noch eine Begriffsebene (d. h. ein Designat beziehungsweise terminologisch auch Signifikat) hinzufügte und zudem in einer Neukonzeption der Aussagenlogik den (wahrheitsfähigen) Propositionsakt in die Satzstruktur (ver-)legte (= Ablehnung der Vorstellung von Wörtern als Elementarsätze) (vgl. Coseriu 2003: 69, 71–73, 80–81; vgl. Coseriu 1967: 88–89, 91; vgl. Gaiser 1974: 99; s. dazu ausführlicher auch Kapitel 2.1.1; s. zu Platons *Sophistes*-Dialog als möglichen Vorläufer eines syntaktischen Propositionsgedankens auch Jungen / Lohnstein 2007: 36–37). Bis heute ist der Motivationsbegriff in der germanistischen Linguistik sehr eng mit dem Begriff der sekundären beziehungsweise relativen Motiviertheit bei Wortbildungsprozessen (z. B. *dreizehn*), wie er in Saussures (1931/2001) *Cours* auftritt, verbunden (vgl. Bußmann 2008: 458; vgl. Eins 2016: 448–449; vgl. Elsen 2014: 296; s. dazu auch Saussure 1931/2001: 156–158; García 1997: 157–165; Scheerer 1980: 101).

Forschungsgeschichtlich bedeutsam für die Beschäftigung mit syntaktischen Strukturen in der Arbitraritätsdebatte wurde insbesondere Greenbergs (1963a) berühmter, 1961 gehaltener Vortrag *Some Universals of Grammar with Particular Reference to the Order of Meaningful Elements* auf dessen *Conference of Language Universals* in New York, mit dem Greenberg (1963a, 1963b) gewissermaßen das Paradigma der Universalienforschung Mitte des 20. Jahrhunderts begründete respektive sprachtypologisch-empirisch neu belebte (vgl. Blumenthal-Dramé / Kortmann 2013: 286, 288; vgl. Evans / Levinson 2009: 437–439). In der funktionalen Typologie (s. dazu auch Blumenthal-Dramé / Kortmann 2013: 293; Evans / Green 2006: 57, 59) oder auch in moderneren sprachwissenschaftlichen Theorien und Ansätzen werden quantitativ signifikante einzelsprachübergreifende grammatische Gemeinsamkeiten (z. B. 93 Prozent aller Sprachen serialisieren das Subjekt vor dem Objekt in der Grundabfolge) vor allem durch die sogenannte Effizienzhypothese (engl. *efficiency hypothesis*) erklärt: Abstrakte sprachliche Strukturen können nicht vollständig von ihrer Gebrauchsviabilität abstrahiert werden – vielmehr werden diese indirekt über viele Generationen hinweg durch ein intersubjektiv geteiltes Bedürfnis nach kommunikativer Effizienz und durch zugrundeliegende universelle (neuro-)kognitive Verarbeitungs- und Lernbeschränkungen geformt (vgl. Futrell et al. 2020: 371; vgl. Gibson et al. 2019: 389–390; vgl. Fedorenko / Piantadosi / Gibson 2024: 580, 582–583; vgl. Panther 2021: 309; vgl. Christiansen / Chater 2018: 240; vgl. Tallerman 2014: 459–460; vgl. Hawkins 2014: 54–56, 68–69; vgl. Radden / Panther 2004: 30; vgl. Radden 2021: 293).

In der germanistischen und allgemein sprachwissenschaftlichen Forschung gilt es jedoch nach wie vor als großes Desiderat, jene verschiedenen systeminternen und systemexternen Einflussfaktoren (oder je nach Perspektivierung auch Beschränkungen) im Zuge

geisteswissenschaftlicher Theorie- und Modellbildung zu bestimmen und zu systematisieren, die zur Konstituierung der wesentlichen syntaktischen Struktureigenschaften des Deutschen respektive anderer Einzelsprachen geführt haben, sowie die genauen Mechanismen zur Auflösung von konfligierenden Prinzipien zu erklären (vgl. Panther 2021: 311; s. dazu auch Newmeyer 2014: 313–314). Ziel der vorliegenden Arbeit ist es vor diesem Hintergrund, morphosyntaktische Markiertheit und Serialisierung in ausgewählten syntaktischen Strukturen des Deutschen zu untersuchen und im Sinne einer Interaktion von grundlegenden, in der Forschungsliteratur vielfach theoretisch präsupponierten Einflussfaktoren zu erklären. Ein weiteres Ziel der Masterarbeit ist es, die behandelten systeminternen und systemexternen Einflussfaktoren auch plausibel neurowissenschaftlich zu fundieren beziehungsweise allgemein zu evaluieren. Die Untersuchung wird dabei von den folgenden Forschungsfragen geleitet:

- Welche grundlegende semiotische Relationsbeziehung besteht zwischen der Ausdrucksseite (Signifikant) und der Inhaltsseite (Signifikat) eines sprachlichen Zeichens? Welche Form-Inhalts-Beziehungen wurden diesbezüglich in der Geschichte der Sprachwissenschaft angenommen respektive von verschiedenen Autoren als zeichentheoretisches Ideal nahegelegt?
- Inwiefern können syntaktische Strukturen motiviert sein? Welche grundlegenden systeminternen und systemexternen Einflussfaktoren werden in der Forschungsliteratur auf Basis etablierter Theorien und Modelle zur Erklärung von Satzstrukturen postuliert? Auf welche Weise sind die syntaktischen Strukturen des Deutschen außer- und inner-sprachlich motiviert?
- Wie wird Sprache neuroanatomisch-funktionell im Gehirn realisiert und welchen neurokognitiven Verarbeitungsbeschränkungen unterliegen syntaktische Strukturen im Sprachgebrauch und im Spracherwerb?

Das nach der Einleitung zweite Kapitel vorliegender Masterarbeit widmet sich der semiotischen Relationsbeziehung zwischen der Ausdrucksseite und der Inhaltsseite des sprachlichen Zeichens. In Unterkapitel 2.1 wird der Verlauf der Arbitraritätsdebatte von der Antike bis zur Gegenwart in einer kurzen Übersichtsdarstellung nachgezeichnet. Anschließend werden in den Unterkapiteln 2.2 und 2.3 Platons *Kratylos*-Dialog und Saussures *Cours* ausführlich behandelt. Im letzten Unterkapitel 2.4 wird Saussures Arbitraritätsbegriff kritisch beleuchtet.

Zu Beginn des Kapitels 3 wird das Konzept sprachlicher Motiviertheit im Vergleich zum vorangegangenen Kapitel in einem wesentlich umfassenderen Sinne definiert und auf syntaktische Strukturen erweitert. In Unterkapitel 3.3 werden die in der Forschungsliteratur vielfach postulierten systeminternen und systemexternen Einflussfaktoren (1) *Diagrammatische Ikoni-zität*, (2) *Frequenzbasierte Ausdrucksreduktion* und (3) *Systemhomogenität* vorgestellt und erläutert. In den Unterkapiteln 3.4 und 3.5 werden die Argumentrealisierung, die Argumentserialisierung und die morphosyntaktische Markiertheit im Deutschen ausführlich beschrieben.

Das Kapitel 4 beschäftigt sich mit der funktionellen Neuroanatomie und den neurokognitiven Grundlagen von Sprache. Zunächst werden sprachrelevante Regionen im Gehirn neuroanatomisch exakt verortet sowie die allgemeine Hirnlateralisierung bei Menschen, das Prinzip transien-ter (Neuronen-)Netzwerke und die *redployment*-Hypothese erklärt. Anschließend wird Sprache – im deutlichen Kontrast zur Modellierung im Sinne des Paradigmas der Universalgrammatik – als Produkt eines semiotisch-kulturellen Adaptionsprozesses auf der Grundlage universeller Verarbeitungs- und Lernbeschränkungen schematisiert. In Unterkapitel 4.3 werden die in der Masterarbeit behandelten Einflussfaktoren unter neurokognitiver Perspektive untersucht.

Im letzten Kapitel *Diskussion und Ausblick* werden die Ergebnisse zusammengeführt und mit Blick auf Limitationen kritisch diskutiert. Des Weiteren werden Desiderata bestimmt und ein Ausblick auf weitere mögliche Forschungsprojekte wird gegeben.

Theoretisch kann die Masterarbeit in den Paradigmen der Neurolinguistik, Syntaxtheorie, funktionalen Typologie, Systemlinguistik, Semantik und Semiotik verortet werden. Methodisch liegt ihr ein qualitatives Forschungsdesign in Form hermeneutischer Auswertung von Fachliteratur zugrunde.

2 Zur Arbitrarität des sprachlichen Zeichens

Im ersten thematischen Kapitel der Masterarbeit, das sich der Arbitrarität (lat. *arbitrārius*; dt. *willkürlich*) des sprachlichen Zeichens widmet, wird die Beziehung zwischen der Ausdrucksseite, d. h. der graphematisch-phonologischen Realisierungskonvention im abstrakten Regel- und Zeichensystem einer Einzelsprache, und der Inhaltsseite, d. h. der damit verbundenen außer- oder auch innersprachlichen Bedeutung,¹ des sprachlichen Zeichens aus zeichentheoretischer Perspektive untersucht (vgl. Linke / Nussbaumer / Portmann 2004: 30–32; vgl. Bußmann 2008: 54). Dabei sollen zunächst im ersten Unterkapitel 2.1 forschungsgeschichtlich bedeutungsvolle Entwicklungen in der Arbitraritätsdebatte von der Antike bis zur Gegenwart (vgl. Gardt 1999; vgl. Coseriu 1967; vgl. Erler 2007; vgl. Panther 2021; vgl. Radden 2021) überblicksartig nachgezeichnet werden. Anschließend sollen in den beiden Unterkapiteln 2.2 und 2.3 die beiden einflussreichsten Ansätze in der Arbitraritätsdebatte, Platons *Kratylos* und Saussures Sprachkonzeption im *Cours*, ausführlicher behandelt und in einen größeren gemeinsamen wissenschaftstheoretischen Kontext gestellt werden. Im nachfolgenden dritten Kapitel der Masterarbeit *Syntaktische Strukturen und Motiviertheit* sollen dann nach der im zweiten Kapitel erfolgten zeichentheoretischen (Grund-)Reflexion über das Verhältnis zwischen Form und Inhalt (= Welche allgemeine zeichentheoretische Form-Inhalts-Beziehung besteht im sprachlichen Zeichen beziehungsweise welche Form-Inhalts-Zuordnung wird von den Autoren als Ideal nahegelegt?) systeminterne und systemexterne Faktoren vorgestellt werden, die einzel- oder auch übereinzelsprachlich Einfluss auf den Auswahlprozess von ausdrucksseitigen Realisierungsvarianten nehmen (= Welche (motivationalen) Gründe könnten dafür verantwortlich sein, dass Sprachgemeinschaften bei der Konventionalisierung ihres Sprachsystems statistisch signifikant bestimmte Realisierungsvarianten gegenüber anderen präferieren respektive dass sich in der

¹ In manchen Zeichentheorien wird neben einer ausdrucksseitig ausgedrückten (Begriffs-)Intension (= Begriffsinhalt) auch eine (Begriffs-)Extension (= Begriffsumfang) im Zeichenmodell schematisiert (vgl. Precht 2016b: 298; vgl. Precht 2016a: 194; vgl. Linke / Nussbaumer / Portmann 2004: 25–26; vgl. Busch / Stenschke 2018: 30–34). Der semiotische Referenzakt, durchgeführt von einem Zeichenbenutzer, auf ein außersprachliches Referenzobjekt, d. h. auf ein konkretes Denotat (vermittelt durch ein intelligibles Designat), respektive der Einbezug der Außenwelt in ein Zeichenmodell wird jedoch in vielen Theorien aus Gründen der Komplexitätsreduktion und/oder eines hohen Abstraktionsgrades nicht vollzogen (vgl. Linke / Nussbaumer / Portmann 2004: 30). Die in diesem Kapitel besprochenen Zeichenauffassungen weisen in dieser Hinsicht eine große Heterogenität in Bezug auf ihre semiotischen Schematisierungen auf. Weiters sei mit Verweis auf den Fachdiskurs um verschiedene Bedeutungs- und Referenzmodelle des sprachlichen Zeichens darauf hingewiesen, dass sprachliche Ausdrücke in der sprachwissenschaftlichen Theoriebildung neben einer klassisch lexikalischen Bedeutung – etwa unter der referentiellen Leseart eines korrespondenztheoretischen Wahrheits- oder Bedeutungsmodells in der (Sprach-)Philosophie (vgl. Rehbock 2016b: 603–605) – auch ein innersprachliches Signifikat (d. h. eine (systeminterne) grammatische Bedeutung) oder gegebenenfalls auch eine (sozial-)indexikalische Bedeutung aufweisen können (vgl. Bußmann 2008: 81–82; vgl. Rehbock 2016a: 87–89; vgl. Linke / Nussbaumer / Portmann 2004: 31, 67–68).

Sprachgeschichte bestimmte Realisierungsvarianten gegenüber anderen häufiger etabliert haben?).

2.1 Zur Geschichte des Arbitraritätsbegriffs

2.1.1 Der Arbitraritätsdiskurs in der Antike

Den Beginn der Arbitraritätsdebatte in der westlichen Philosophie- und Geistesgeschichte – die Frage nach der Beziehung zwischen ausdrucksseitiger Realisierungsform und begrifflicher Vorstellung (vgl. Saussure 1931/2001) beziehungsweise konkreter außersprachlicher Realität (vgl. Platon 2014) – markiert Platons im vierten Jahrhundert vor Christus verfasster *Kratylos*-Dialog, in dem seine beiden Protagonisten Kratylos und Hermogenes im gemeinsamen Gespräch mit dem platonischen Sokrates² über die These ‚naturgemäß richtiger‘ Bezeichnungen für Namen philosophieren (vgl. Panther 2021: 298; vgl. Küper 1993b: 7; vgl. Coseriu 2003: 71; vgl. Keller 1995: 147). Unter moderner Terminologie ließe sich dieser Dialog, der „als ältestes, vollständig erhaltenes Zeugnis der Sprachphilosophie in der europäischen Tradition angesehen werden [kann]“ (Erler 2007: 111), auch als erste Reflexion über die Motiviertheit oder Unmotiviertheit der Konventionalisierung von Sprache auffassen (vgl. Küper 1993b: 7; vgl. Panther 2021: 298). Wenn Platon in seinem *Kratylos*-Dialog, vermittelt durch seine Protagonisten, dabei von einer ‚naturgemäß richtigen‘ Bezeichnung für Namen (s. dazu auch Platon 2014: 145, 167) – dies wird von Kratylos postuliert und nachfolgend als Hauptthese des Dialogs verhandelt – spricht, so meint er damit, um Missverständnisse zu Beginn des vorliegenden Kapitels vorwegzunehmen, keine vorsprachlich gegebene notwendige Bezeichnung oder eine bestimmte Lautabfolge für ein Bezeichnetes, die bewusstseinsunabhängig existiert und die es im Sinne einer platonisch-metaphysischen Erkenntnistheorie (wieder) zu finden gilt (vgl. Erler 2007: 354–375; vgl. Krapinger 2021: 161–163; vgl. Krapinger 2025: 294–295), sondern er meint ‚naturgemäß‘

² Sokrates, der Lehrer Platons, tritt in vielen Dialogen Platons als wichtiger Protagonist auf. Der Nachwelt sind Sokrates‘ philosophische Ideen jedoch nur durch Platons Dialoge bekannt, zumal Sokrates selbst keine eigenen Werke hinterlassen hat. Die genaue Unterscheidung zwischen dem historisch-authentischen Sokrates und der fiktiven Dialogfigur Sokrates, der als Sprachrohr für Platons eigene Ideen dient, ist dabei jedoch nicht immer eindeutig zu bestimmen (vgl. Störig 2013: 173; vgl. Coseriu 2003: 32). In der Forschung gilt es heute jedoch als weitestgehend unumstritten, dass der Sokrates in Platons frühen Dialogen vermutlich dem historischen Sokrates und dessen Philosophie nachempfunden wurde, während der Sokrates in Platons späten Dialogen vor allem Platons eigene philosophischen Ideen transportiert. Im *Kratylos* handelt es sich im letzteren Sinn um einen platonischen Sokrates (vgl. Erler 2007: 476).

ausschließlich in einem rein wahrheitsfunktionalen oder epistemologischen Sinne. Wörter können Platon zufolge durch ihre bedeutungstragenden Elemente Propositionen (= Aussagen) über die Dinge, die sie bezeichnen, ausdrücken (vgl. Coseriu 2003: 37). In diesem Sinne können die in einem Wort (analytisch a priori, um mit einem Ausdruck Kants zu sprechen) enthaltenen (morpho-)semantischen Zuschreibungen auch falsch, irreführend oder die ‚Natur‘, d. h. die Essenz oder das Wesen eines Gegenstandes, nicht adäquat abbilden (vgl. Gaiser 1974: 99).

Aristoteles, der Schüler von Platon, schließt in seinen sprachphilosophischen Untersuchungen an die Ideen seines Lehrers, u. a. die Ansätze im *Kratylos*, an und entwickelt diese bedeutend mit eigenen Lösungsansätzen und tiefgreifenden Perspektivenverschiebungen weiter (vgl. Coseriu 2003: 70). Während sich Platon im *Kratylos* für den „Grund (*causa efficiens*) der Sprache“ (Coseriu 2003: 69 [Hervorhebung im Original]) interessiert, fragt Aristoteles in seiner funktional-pragmatisch ausgerichteten Sprachtheorie jedoch „nicht mehr, *warum* es die ‚Namen‘ gibt, er fragt sich [stattdessen], *wozu* sie da sind [= *causa finalis*]“ (Coseriu 2003: 72 [Hervorhebung im Original]; s. dazu auch Coseriu 2003: 69).³ Aristoteles entwickelt in seinem Werk *De Interpretatione* zudem und in Abgrenzung zu Platon auch eine Neukonzeption der Aussagenlogik, wonach Namen an sich nichts über das Bezeichnete aussagen, „solange sie nicht in einem bejahenden oder verneinenden Aussagesatz [...] erscheinen“ (Coseriu 2003: 81).⁴ Mithin stellte sich für Aristoteles unter seiner neukonzipierten Prädikationslogik auch gar nicht mehr die Frage nach einer ‚naturgemäß richtigen‘ Bezeichnung von Ausdrücken, zumal einzelne Wörter für Aristoteles eine Prädikation nur noch ausschließlich im Zuge eines (Ausgabe-)Satzes erhalten und nicht mehr – wie vormals bei Platon – durch ihren (morpho-)semantisch enkodierten Gehalt.

Aristoteles entwickelte Platons Zeichenkonzeption zudem auf eine für die gesamte spätere Zeichentheorie bedeutende Weise weiter, indem er Platons im *Kratylos* geäußelter grundlegender (Zeichen-)Relation zwischen Wort beziehungsweise Namen, bei Platon verstanden als Ausdrucksseite (vgl. Coseriu 1967: 108; vgl. Coseriu 2003: 71; s. dazu auch Saussure 1931/2001: 78), und Gegenstand, verstanden als außersprachliche Wirklichkeit, eine weitere Relation

³ Coseriu (1967) fasst Aristoteles Sprachtheorie und semiotische Zielsetzung in Abgrenzung zu Platon in einem sehr bedeutsamen Artikel aus den 1960er-Jahren sehr prägnant mit den folgenden Worten zusammen: „Außerdem [...] ist die aristotelische Fragestellung eine rein phänomenologische und funktionelle und keine genetische. Sie betrifft das panchronische *Wie* der Bedeutung der Wortformen, nicht die Entstehung der Wörter, also das Funkzionieren, nicht den Ursprung des Zeichens“ (Coseriu 1967: 88 [Hervorhebung im Original]).

⁴ Viele Elemente des in *De Interpretatione* entwickelten aristotelischen Propositionsbegriffs sind teilweise bis heute in gültigen Definitionen des Begriffs in der Philosophie und verwandten Disziplinen erhalten geblieben und können in zeitgenössischen Lexika und Fachbüchern mit Weiterentwicklungen gefunden werden (vgl. Hilpert 2013: 188, 212–213; vgl. Bußmann 2008: 558–559; vgl. Ehlich 2016: 541; vgl. Duden 2022: 28, 31; vgl. Busch / Stenschke 2018: 230–231).

hinzufügt: den Begriffsinhalt (vgl. Coseriu 2003: 71).⁵ Die drei wesentlichen zeichentheoretischen Relationen bei Aristoteles subsumiert Coseriu (2003: 71) dabei folgendermaßen:

- a) [D]ie rein sprachliche (innersprachliche) Relation zwischen Laut und Bedeutung (Wortform und Wortinhalt bzw. Signifikant und Signifikat);
- b) [D]ie ontologische Relation zwischen Namen (Wort) und Gegenstand (außersprachliche Wirklichkeit)
- c) [D]ie logische Relation zwischen Subjekt und Prädikat, hier verstanden als durch einen ‚Namen‘ vertretener Gegenstand, von dem etwas ausgesagt wird, und dem durch ein Rhema vertretenen Ausgesagten

Namen beziehungsweise Wörter sind bei Aristoteles wie später bei Saussure (1931/2001: 78) Form-Inhalts-Paarungen – bei Aristoteles sind Wörter jedoch als Subjekte der Prädikation sowohl intensional als auch extensional bestimmt (vgl. Coseriu 2003: 71). Aristoteles führte des Weiteren, die oben genannten Relationen nun in ein neues Begriffssystem übertragen und für weitere Untersuchungen operationalisierbar gemacht, den Begriff des Symbols ein und wurde damit gewissermaßen zugleich zu einem der wichtigsten Begründer der modernen Zeichentheorie (vgl. Coseriu 2003: 9). Ein Name oder ein Wort ist für Aristoteles „etwas mit einer Absicht Verknüpftes, ein Zeichen [...] oder Symbol“ (vgl. Coseriu 2003: 72), das für etwas anderes steht. Symbole haben damit die Funktion „zur Unterscheidung von Bedeutungen bei[zu]tragen“ (vgl. Coseriu 2003: 73).⁶ Da sprachliche Zeichen für Aristoteles Symbole mit Verweisfunktion

⁵ Kritisch ließe sich an dieser Stelle einwenden, dass Platon aufgrund der von ihm in dessen Ideenlehre vollzogenen ontologischen Differenz ohnehin zwischen Idee, für Platon ontologisch real und die höchste Form der Erkenntnis, und sinnlich-erfahrbaren Einzeldingen, für Platon lediglich Abbilder oder defizitäre Aktualisierungen der Ideen, unterscheidet und er deshalb einen solchen oder ähnlichen zeichentheoretischen Lösungsansatz, im Gegensatz zur Auffassung von Kratylos, am Ende des Dialogs respektive in seiner Philosophie ohnehin insinuieren würde (vgl. Erler 2007: 478; vgl. Nöth 2000: 4). Andererseits ließe sich gegenüber einer solchen Platon-Deutung als Gegenargument anführen, dass in der von Platon im *Kratylos* geäußerten Zeichenkonzeption sprachliche Zeichen lediglich präexistente Gegenstände denotieren und dass auch die Annahme von Ideen als eine etwaige (intelligible) Zwischenstufe der Semiose, da sie für Platon bewusstseinsunabhängig und unwandelbar existieren, wenig an der semiotischen Relation zwischen Sprache und Außenwelt ändern würden, da Ideen das Bezeichnete – sei es zeichentheoretisch nun konkret oder als ein idealisierter Prototyp eines konkreten außersprachlichen Gegenstandes schematisiert (vgl. Conrad 1985: 111) – als präexistent voraussetzen. García (1997: 36–45, 117) wirft Platon deshalb indirekt auch eine sogenannte „Nomenklaturthese“ vor – eine These, die Saussure selbst in einer seiner Vorlesungen thematisiert und sich von dieser explizit distanziert hat (vgl. Saussure 1931/2001: 76–77, 133–135; s. dazu auch Scheerer 1980: 100; Jäger 2008: 55, 61, 65; Martinet 1960/1963: 18–20). Durch die zeichentheoretische Neukonzeption von Aristoteles wird jedoch auch eine theoretisch arbiträre Beziehung zwischen Begriffsinhalt und außersprachlicher Wirklichkeit möglich (vgl. Coseriu 2003: 71–72).

⁶ An dieser Stelle sei ebenfalls noch einmal angemerkt, dass das Zeichen für Aristoteles innerhalb einer sozialen (Sprach-)Gemeinschaft rein funktional als historisch festgelegtes Verweis- oder Repräsentationsmittel bestimmt ist und das Wesen eines Zeichens anders als bei Platon nicht in einem (ausdruckseitig enkodierten oder widerspiegelnden) Verhältnis zu den bezeichneten Dingen liegt (vgl. Coseriu 2003: 73). Linke / Nussbaumer / Portmann (2004) fassen diese Zeichenkonzeption sehr prägnant und treffend mit dem folgenden Satz zusammen: „Die

sind – man könnte in Anlehnung an die gebräuchliche Terminologie in sprachwissenschaftlichen Einführungswerken und Fachlexika präziser auch Symbole mit Stellvertreter-Funktion sagen (vgl. Busch / Stenschke 2018: 20; vgl. Linke / Nussbaumer / Portmann 2004: 2004: 17–18, 25–26; vgl. Wälchli / Ender 2013: 111) –, ist für Aristoteles die Form-Inhalts-Beziehung, da sie die Voraussetzung für einen funktionierenden Referenzakt innerhalb einer Sprachgemeinschaft bildet, historisch notwendig (vgl. Coseriu 1967: 88).

2.1.2 Der Arbitraritätsdiskurs vom Mittelalter bis zur Neuzeit

Aristoteles' Sprachkonzeption fand durch eine Übersetzung und Kommentierung seiner Abhandlung *De Interpretatione* von Boethius ins Lateinische im 5. Jahrhundert nach Christus in Zentraleuropa Verbreitung und wurde schließlich von der Scholastik übernommen (vgl. Coseriu 1967: 88).⁷ Von der Scholastik aus bildeten sich in weiterer Folge viele Überlieferungslinien, „wobei der Zusammenhang mit Aristoteles entweder nicht mehr bekannt ist oder zumindest nicht erwähnt wird“ (Coseriu 1967: 91).⁸

Etwas mehr als 2000 Jahre nach Erscheinen des *Kratylos*-Dialogs gilt die Grammatik von Port-Royal von Arnauld / Lancelot (1660/1975) als ein weiterer wichtiger Meilenstein in der Geschichte des Arbitraritätsdiskurses, insbesondere in Bezug auf die syntaktische Argumentserialisierung (vgl. Panther 2021: 298). Arnauld / Lancelot (1660/1975) postulieren eine enge Verbindung zwischen linguistischer Form und kognitiven Denkprozessen (vgl. Panther 2021: 298; vgl. Hinzen 2017: 38, 49).⁹ So argumentieren diese etwa, dass die Konstituentenabfolge

auffälligste und sichtbarste Eigenschaft von Zeichen jeder Art ist, dass sie einem Zeichenbenutzer etwas *präsent machen können, ohne selbst dieses etwas zu sein*“ (Linke / Nussbaumer / Portmann 2004: 18 [Hervorhebung im Original]). Dieses Konzept gilt für Aristoteles Sprachkonzeption ausnahmslos, darunter beispielsweise auch für (morphologisch-)transparente Komposita (vgl. Coseriu 2003: 82).

⁷ In den Schriften der Scholastik wird die Stellvertreter-Funktion des sprachlichen Zeichens – das wesenskonstitutive Merkmal aller Zeichen – durch die auf Aristoteles zurückgehende Definition *aliquid stat pro aliquo* (deutsch: *Etwas steht für etwas (anderes)*) ausgedrückt (vgl. Linke / Nussbaumer / Portmann 2004: 17–18; vgl. Busch / Stenschke 2018: 20). In einer anderen, ebenfalls auf Aristoteles zurückgehenden Definition in der Scholastik heißt es: „Die Laute bezeichnen die Sache durch Vermittlung der Gedanken“ (vgl. Busch / Stenschke 2018: 30).

⁸ Coseriu (1967) selbst nennt mit Blick auf die zeichentheoretische sowie philosophie- und sprachgeschichtliche Bedeutsamkeit der aristotelischen Zeichenkonzeption seinen Fachartikel im Untertitel auch „Zur Spätgeschichte eines aristotelischen Begriffs“. In Coserius (1967) Aufsatz werden die Überlieferungslinien der aristotelischen Zeichenkonzeption bis ins 20. Jahrhundert präzise nachgezeichnet.

⁹ Gardt (1999) resümiert: „Verfaßt von den Jansenisten Antoine Arnauld und Claude Lancelot im Kloster Port-Royal bei Paris (daher auch die Bezeichnung ‚Grammatik von Port Royal‘), repräsentiert sie [= die Grammatik von Port-Royal] in ihrer konzeptionellen Strenge wie kein anderes grammatikologisches Werk die Interessen und Überzeugungen rational-universalistischer Sprachtheorie“ (Gardt 1999: 207). Mit Bußmann (2008) kann ergänzt werden: „[Die] Grammatik versucht auf der Basis von Griechisch, Latein und Französisch grammatische Kategorien zu entwickeln, die für alle Sprachen Gültigkeit besitzen“ (Bußmann 2008: 244). Abschließend sei mit Verweis auf die vorangegangene Diskussion um die Motiviertheit des sprachlichen Zeichens auf morphologischer oder lexikalischer Ebene darauf hingewiesen, dass bei Arnauld / Lancelot (1660/1975) – die syntaktischen Strukturen

Subjekt–Verb–Objekt (SVO) in französischen Deklarativsätzen durch die Gesetzte des logischen Denkens motiviert seien (vgl. Panther 2021: 298; vgl. Hinzen 2017: 38, 49; s. dazu auch Greenberg 1963a: 81). Diese These von Arnauld / Lancelot (1660/1975) wurde im 18. Jahrhundert im französischen Raum etwa von Antoine de Rivarol (1784/2014) wieder aufgenommen, jedoch sprachidealistisch normativ umgedeutet, indem Rivarol (1784/2014) daraus eine Überlegenheit der französischen Sprache gegenüber anderen Sprachen schlussfolgerte (vgl. Panther 2021: 298). Viele universalistisch postulierte und rational begründete Konzepte oder auch grammatische Beschreibungskonventionen – wie etwa die aus heutiger Perspektive moderne Unterscheidung zwischen syntaktischer Oberflächen- und Tiefenstruktur – aus der Grammatik von Port-Royal wurden eine Inspiration für viele Philosophen, Logiker und Linguisten, darunter unter anderem auch für Noam Chomsky und seine Generative Grammatik (vgl. Bußmann 2008: 244).

2.1.3 Der Arbitraritätsdiskurs ab dem 20. Jahrhundert

Das vermutlich einflussreichste Ereignis in Bezug auf die Arbitraritätsdebatte in der modernen Sprachwissenschaft stellte die posthume Veröffentlichung der Vorlesungen von Ferdinand de Saussures unter dem Titel *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft* im Jahre 1916 (deutsche Übersetzung 1931; s. dazu Saussure 1931/2001) dar (vgl. Erler 2007: 114). Darin heißt in einer populär gewordenen Definition zum Verhältnis zwischen Form und Inhalt des sprachlichen Zeichens: „Das sprachliche Zeichen ist beliebig“ (Saussure 1931/2001: 79). Saussure beeinflusste „wohl nicht zuletzt aufgrund der prägnanten Formulierung, die dieses Dogma in seinem von seinen Schülern veröffentlichten *Cours de linguistique général* erfuhr, mehr als zwei Generationen von Linguisten aus aller Welt“ (Küper 1993b: 7 [Hervorhebung im Original]). Die Debatte über die Motiviertheit oder Unmotiviertheit des sprachlichen Zeichens „schien damit für die Linguistik [zumindest weitestgehend] ein für allemal entschieden“ (Küper 1993b: 7).

Neben sehr viel Zuspruch regte sich nach Erscheinen des *Cours* auch Kritik innerhalb der Linguistik, die Saussures generelles Arbitraritätskonzept oder zumindest das Ausmaß des von ihm postulierten Arbitraritätsgrades von Sprache in Frage stellte – als wichtige Kritiker auf Basis einschlägiger Veröffentlichungen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts gelten dabei

von Sprachen ausgenommen – die semiotische Konzeptualisierung des einzelnen sprachlichen Zeichens wahrscheinlich ebenfalls der aristotelischen Überlieferungstradition folgt (vgl. Gardt 1999: 208–209; vgl. Coseriu 1967: 86).

Otto Jaspersens (1916), Dwight Bolinger (1949) oder Émile Benveniste (1939/1974) (vgl. Jakobson 1965/2017: 83; vgl. Panther 2021: 298–199). Scheerer (1980) schreibt, dass Jakobson in seiner retrospektiven Bewertung sogar so weit ging, „zu behaupten, die Arbitraritätsvorstellung sei nach und nach völlig umgestoßen worden“ (Scheerer 1980: 110).

Als vermutlich einflussreichster und berühmtester Kritiker des Saussure'schen Arbitraritätskonzepts kann ebenfalls Roman Jakobson angesehen werden. Dieser war Prager Strukturalist und einer der bedeutendsten Funktionalisten des 20. Jahrhunderts, der in seinen Texten die Wichtigkeit und Allgegenwärtigkeit von Motiviertheit in natürlichen Sprachen hervorhob (vgl. Panther 2021: 299; vgl. Lehmann 2007: 105). Jakobsons (1965/2017) bedeutender Text *Suche nach dem Wesen der Sprache* gilt nicht nur als fundamentale funktionalistische Kritik am Arbitraritätskonzept, er markiert zugleich den Beginn einer umfassenden Ikonizitätsperspektive in der Sprachwissenschaft (vgl. Radden 2021: 268; vgl. Lehmann 2007: 126; vgl. Kowalewski 2015: 14).

Jakobson erkannte in seinen Werken das zeichentheoretische Potenzial des amerikanischen Philosophen und Semiotikers Charles Sanders Peirce, dessen Werke zuvor etwa 50 Jahre in der Philosophie und Sprachwissenschaft unbeachtet geblieben waren, und machte seine Ideen für die Linguistik und die Arbitraritätsdebatte fruchtbar (vgl. Radden 2021: 268; s. dazu auch Jakobson 1977/2017: 101–103; Jakobson 1965/2017: 80).¹⁰ Peirce unterschied in seiner Zeichenkonzeption zwischen drei Zeichentypen, die durch die „Art ihres Bezugs auf den durch sie bezeichneten Gegenstand“ (Linke / Nussbaumer / Portmann 2004: 19) gekennzeichnet sind: *Ikon*, *Index* und *Symbol*. Ikone sind dabei Zeichen, die in einer Ähnlichkeitsbeziehung zu dem Bezeichneten stehen, indem sie die Eigenschaften eines Objektes, das sie bezeichnen, abbilden, während Indices, oder auch *Symptome* genannt, mit dem Bezeichneten in einer Folge-Beziehung stehen (z. B. Rauch als ein (An-)Zeichen für Feuer) und Symbole mit dem Bezeichneten weder in einer Ähnlichkeits- oder Folgebeziehung stehen und ihre Bedeutung ausschließlich durch Konvention, d. h. durch gesellschaftliche Übereinkunft, erhalten (z. B. verweist das Wort *Baum* nur aufgrund einer sozialen Übereinkunft auf das Konzept 'Baum') (vgl. Radden 2021: 268; vgl. Linke / Nussbaumer / Portmann 2004: 19; vgl. Kowalewski 2015: 18–20; vgl. Lehmann 2007: 107, 110; vgl. Busse 2009: 26; s. dazu auch Jakobson 1965/2017: 80–81, 83–84; Jakobson 1977/2017: 106). In Bezug auf die Kategorie *Ikon* können dabei weiters zwischen (1) *bildlicher Ikonizität*, in der Forschung oft auch als B-Ikonizität abgekurzt (vgl. Askedal 1993:

¹⁰ Es dauerte etwa fast weitere 20 Jahre, bis man in der sprachwissenschaftlichen Forschung in einem größeren Ausmaß Jakobsons bedeutende Arbeiten auf diesem Gebiet zur Kenntnis nahm, zumal nicht-formalistische Zeichentheorien aufgrund vorherrschender formalistischer Paradigmen und Perspektiven auf Sprache wenig Beachtung erhielten (vgl. Radden 2021: 268).

14), (2) *diagrammatischer Ikonizität*, in der Forschung oft auch als D-Ikonizität abgekürzt (vgl. Aske­dal 1993: 14) und (3) *assoziativer Ikonizität* unterschieden werden, wobei Peirce in seinen Arbeiten vor allem zwischen der bildlichen und diagrammatischen Ikonizität differenzierte (vgl. Radden 2021: 268–270). Insbesondere die diagrammatische Ikonizität, welche im Gegensatz zur bildlichen Ikonizität, die nur einfache Eigenschaften einer Ähnlichkeitsbeziehung abbildet, abstrakte Beziehungen und Relationen auf analoge Weise in ein Zeichen überführt, wurde für die Arbitraritätsdebatte auf syntaktischer Systemebene besonders bedeutsam (vgl. Radden 2021: 277).¹¹ Radden (2021) schreibt dazu: „The impact of diagrammatic iconicity was recognized in work on functional grammar in the 1980s and 1990s“ (Radden 2021: 277). In der syntaktischen Arbitraritätsdebatte wurden dabei innerhalb der diagrammatischen Ikonizität vor allem die folgenden drei Prinzipien konstitutiv für viele linguistische Untersuchungen: (1) *das Prinzip der linearen Ordnung*, (2) *das Prinzip der Nähe* und (3) *das Prinzip der Quantität* (vgl. Radden 2021: 277).

Neben der Saussure-Kritik in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts begannen in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts in den „fünfziger, sechziger und siebziger Jahren [...] zunächst vereinzelt, bald aber Bezug aufeinander nehmend, Linguisten und Semiotiker, [...] [Saussures Arbitraritätsthese], und zwar unter zunehmender Rezeption der Arbeiten von Peirce“ (Küper 1993b: 7), in Frage zu stellen. Als Beispiele führt Küper (1993b: 7, 12) etwa Spang-Hanssen (1954), Jakobson (1965/2017), Wescot (1971), Lehmann (1974) und Woolley (1977) an.

Als weitere geschichtsträchtige Ereignisse im 20. Jahrhundert im Zusammenhang mit dem Arbitraritätsdiskurs gelten die 1961 von Joseph Greenberg veranstaltete *Conference on Language Universals* im Bundesstaat New York und insbesondere sein dort gehaltener Vortrag *Some Universals of Grammar with Particular Reference to the Order of Meaningful Elements*, mit dem er den Diskurs um linguistische Universalien bedeutend geprägt hat (vgl. Bußmann 2008: 764–765; vgl. Knobloch 2016: 736–737), sowie das von Haiman im Jahre 1983 organisierte Symposium *Iconicity on Syntax*, bei dem in 14 Vorträgen und 142 untersuchten Sprachen die diagrammatischen Beziehungen in den Sprachen der Welt analysiert wurden (vgl. Radden 2021: 277). Beide Veranstaltungen und ihre Vorträge wurden nachträglich als Bücher herausgegeben (vgl. Greenberg 1963b; vgl. Haiman 1985a).

¹¹ Ein Beispiel für bildliche Ikonizität liegt etwa in einem zweidimensionalen Foto vor, das einen kleinen Jungen in einem dreidimensionalen Raum abbildet (vgl. Panther 2021: 300). Ein Beispiel für diagrammatische Ikonizität ist etwa bei einem Bevölkerungsdiagramm gegeben, bei dem größere Balken auch mehr Menschen repräsentieren, da abstrakte Beziehungen in der Welt auf analog-relationale Weise auch in ein Zeichen(-system) überführt werden (vgl. Radden 2021: 277).

Als wichtige Sammelbände im Zusammenhang mit der Arbitraritätsdebatte sind folgende Veröffentlichungen im deutschsprachigen und englischsprachigen Raum chronologisch anzuführen: Posner (1980), Küper (1993a), Gallmann / Lehmann / Lühr (2007) und MacWhinney / Malchukov / Moravcsik (2014).¹²

2.2 Platons *Kratylos*-Dialog

2.2.1 Allgemeines

Platons *Kratylos*-Dialog gilt als das „erste große systematische Werk der Sprachphilosophie“ (Krapinger 2014: 277). Seine Bedeutung reicht weit über die Antike hinaus, zumal „bis zum Humanismus der Renaissance und darüber hinaus die Autorität der griechischen Philosophen, insbesondere das Werk von Platon und Aristoteles, das unbestrittene Fundament der Semiotik“ (Nöth 2000: 4) bildeten.¹³ Um ein Beispiel von Platons großem Einfluss zu geben, kann Krapinger (2014) zitiert werden, der hervorhebt, dass „Ferdinand de Saussures Zeichentheorie und seine Auffassung von der Arbitrarität und Konventionalität des Sprachzeichens [...] in großen Teilen auf der von Hermogenes vertretenen Willkür- oder Konventionsthese im *Kratylos*“ (Krapinger 2014: 278 [Hervorhebung im Original]) basiert. An anderer Stelle kann ebenfalls darauf verwiesen werden, dass auch Karl Bühlers Organon-Modell, welches von Roman Jakobson später weiterentwickelt wurde (s. dazu auch Auer 2013b: 20, 34–39), durch Platons instrumentelle Zeichenauffassung stark beeinflusst wurde (vgl. Krapinger 2014: 278; vgl. Erler 2007: 480; s. dazu kritisch auch Auer 2013b: 23–24).

„Die chronologische Einordnung [des *Kratylos*] in Platons Werk ist jedoch schwierig und umstritten“, wie Erler (2007: 109) betont. Mit Gaiser (1974) kann ergänzt werden, dass der *Kratylos* derjenige unter allen als echt anerkannten Dialogen Platons sei, „dessen zeitlicher Ansatz noch am meisten schwankt“ (Gaiser 1974: 95). Im 20. Jahrhundert wurde der Dialog in der

¹² An dieser Stelle muss der Redlichkeit halber angemerkt werden, dass es sich bei den oben angeführten Werken lediglich um eine komprimierte und qualitativ gefilterte Auswahl handelt, die sich auf das Themenfeld Arbitrarität und Motiviertheit im semantisch engsten Sinne beschränkt, wenngleich sich zu diesem Thema im weitesten Sinne sicherlich ohne Probleme eine mehrseitige Bibliographie zusammenstellen ließe.

¹³ Auch Keller (1995) attestiert dem *Kratylos* eine gewaltige ideengeschichtliche Bedeutsamkeit: „Die meisten der zeichentheoretischen Fragen, die heute in Diskussion sind, werden in Platons Schrift bereits angesprochen“ (Keller 1995: 23). Mit Coseriu (1967: 86) sei jedoch kritisch in Bezug auf die Rezeptionsgeschichte antiker Sprachkonzeptionen hingewiesen, dass aufgrund einer oftmals mangelnden Kenntnis der Geschichte der Sprachwissenschaft in modernen Nachfolgern in vielen Fällen häufig irrtümlicherweise Vordenker gesehen wurden.

Platon-Forschung relativ spät datiert (vgl. Erler 2007: 109). Traditionell wird er Platons mittlerer Schaffensperiode zugerechnet (vgl. Erler 2007: 109; vgl. Coseriu 2003: 31; vgl. Krapinger 2021: 153–154; vgl. Krapinger 2025: 286). Mit Blick auf aktuelle Forschungsliteratur kann konstatiert werden: „Am wahrscheinlichsten ist bei aller Vorsicht die Datierung in die späten 370er Jahre [v. Chr.] nach *Phaidon* und *Symposium*, aber vor *Politeia*, *Theaitetos* und *Parmenides*“ (Krapinger 2014: 259 [Hervorhebung im Original]). Gaiser (1974) hebt hervor, dass eine chronologische Einordnung des *Kratylos* unter anderem deshalb eine besonders große Herausforderung darstellt, da „Platon einen früheren Entwurf des Dialogs später überarbeitet hat“ (Gaiser 1974: 95; vgl. Sedley 2003: 13).

Ähnlich wie die meisten anderen Werke Platons ist auch der *Kratylos* in der für Platon kennzeichnenden Dialogform verfasst, in dem ein philosophisches Problem gemeinsam in einem dialektischen Prozess der Wahrheitsfindung im fingierten Streitgespräch zwischen mehreren Diskussionsteilnehmern, meist unter Anleitung des platonischen Sokrates, erörtert wird (vgl. Coseriu 2003: 32; s. dazu auch Krapinger 2025: 285). Die Diskussionsteilnehmer im *Kratylos* sind dabei Sokrates, Hermogenes und Kratylos, der die in der Abhandlung diskutierten These „von der Richtigkeit der Namen“ (Erler 2007: 111) vertritt und dessen Sprachtheorie zum Ausgangspunkt der mäeutisch-(sprach-)philosophischen Reflexion wurde.¹⁴ Kratylos vertritt dabei die These, dass Namen dann korrekt sind, wenn sie „der Natur der Dinge entsprechen, die sie bezeichnen“ (Coseriu 2003: 42), beziehungsweise präziser, wenngleich poetischer formuliert, „das jedem Ding naturgemäß zukommende Wesen in Buchstaben und Silben kleiden“ (Krapinger 2014: 268). In Bezug auf die von Platon im *Kratylos* verwendeten Ausdrücke gilt hier terminologisch zu beachten, „dass Name (*ὄνομα*) im Griechischen nicht nur Eigenname bedeutet, sondern auch den Bereich von Substantiv, Adjektiv sowie Partizip umfasst und ‘Wort‘ oder ‘sprachliche Bezeichnung‘ meint“ (Erler 2007: 111 [Hervorhebung im Original]).

Keller (1995) hebt in Bezug auf verbreitete Missverständnisse im Zusammenhang mit dem *Kratylos*-Dialog hervor, dass „die Diskussion [...] nicht die Frage zum Gegenstand [hat], ob der Mensch seine Sprache von Natur aus hat bzw. ob die Zeichen ihre Bedeutung von Natur aus haben oder ob sie ihnen von Menschen beigelegt wurde“ (Keller 1995: 24). Die Tatsache, dass Sprache von Menschen – bei Platon von Wortbildnern oder auch Namensgebern – geschaffen wurde, wird im Dialog selbst nicht in Frage gestellt (vgl. Keller 1995: 24). Vielmehr geht es im

¹⁴ Das Streitgespräch zwischen Kratylos und Hermogenes ist literarisch-fiktiv, wenngleich beide Personen auch historisch belegt sind (vgl. Krapinger 2014: 263–264). Der historisch-authentische Hermogenes gehörte zum engsten Personenkreis um Sokrates und war sowohl bei dessen Gerichtsprozess als auch bei dessen Tod anwesend (vgl. Krapinger 2014: 263), während der historisch-authentische Herakliteer Kratylos Platons erster Lehrer war (vgl. Coseriu 2003: 31, 41). In der Platon-Forschung ist bis heute unklar, wie viel die beiden Dialogfiguren tatsächlich mit ihren realen Vorbildern gemeinsam haben (vgl. Krapinger 2014: 263–264).

Kratylos-Dialog darum, „ob es sinnvoll ist in bezug auf die Benennung eines Dinges richtige Benennung von falscher Benennung zu unterscheiden. Kratylos vertritt die These ‘Ja, es ist sinnvoll’, Hermogenes vertritt die These ‘Nein, es ist nicht sinnvoll’“ (Keller 1995: 24 [Hervorhebung im Original]; vgl. Krapinger 2014: 274–275). Diese Auseinandersetzung wird auch als sogenannter Physei-Thesei-Streit bezeichnet, und hat die Frage zum Gegenstand, ob Wortbezeichnungen (nur) auf sozial-gesellschaftlicher Übereinkunft (*thesis*) basieren oder ob diese Übereinkunft durch die Natur (*physis*) des bezeichneten Gegenstandes begründet ist respektive begründet sein sollte (vgl. Sedley 2003: 67–68).

Sokrates kritisiert im *Kratylos* dabei bewusst dialektisch-strategisch zunächst Hermogenes‘ Konventionalitätstheorie und anschließend Kratylos‘ Natürlichkeitstheorie. Die Natürlichkeitstheorie von Kratylos bezieht sich dabei auf eine im wahrsten Sinne des Wortes zu verstehende natur-gemäße semantisch adäquate Beschreibung des bezeichneten Gegenstandes durch die – unter moderner sprachwissenschaftlicher Terminologie betrachtet – bedeutungstragenden Elemente eines Wortes (vgl. Coseriu 2003: 37).¹⁵ Im Zuge der Kritik an Hermogenes‘ These werden dabei auch 112 Wörter etymologisch untersucht und dabei 140 verschiedene Etymologien ermittelt (vgl. Coseriu 2003: 50; vgl. Krapinger 2014: 275), darunter auch, „120 mehr oder weniger richtige“ (Coseriu 2003: 50), um die ‚naturgemäße Richtigkeit‘ in der Sprache zu demonstrieren. Im *Kratylos* wird dabei auch das epistemologische Potenzial von Wörtern für die philosophische Erkenntnis diskutiert, auch wenn diese Vorstellung am Ende des Dialoges mit Verweis auf das Täuschungspotential von Wörtern wieder verworfen wird (vgl. Erler 2007: 478; s. dazu auch Platon 2014: 195–205). Platons eigene Position hinsichtlich der Möglichkeiten von Sprache für den Erkenntnisgewinn wird in der Forschung als kritisch eingestuft (vgl. Erler 2007: 474). Es wird aus diesem Grund auch argumentiert, dass Platon im *Kratylos* „eine Position [der Sophisten] kritisiert, die Erkenntnis allein durch Rekurs auf Wörter gewinnen zu können glaubt“ (Erler 2007: 474; s. dazu auch Krapinger 2014: 276; Nöth 2000: 4).

¹⁵ Platon unterscheidet zwischen Bezeichnen und Benennen (vgl. Gaiser 1974: 26). Kratylos vertritt die Auffassung, dass Wörter einen Gegenstand nicht nur durch bedeutungsunterscheidende Elemente in einer Sprachgemeinschaft bezeichnen sollten (z. B. *Haus* und *Maus* sind freie nominale Basismorpheme, die sich nur durch die Phoneme /h/ und /m/ unterscheiden), sondern dass Wörter das Bezeichnete (ausdrucksseitig) auch benennen, d. h. hier beschreiben, sollten. Erler (2007) schreibt, dass der *Kratylos* „die semantische Funktion der Wörter, d.h. den Bezug von Sprache und Sache“ (Erler 2007: 477) behandelt.

2.2.2 Inhalt des Dialogs

2.2.2.1 Das Gespräch zwischen Sokrates und Hermogenes

Zu Beginn des Gesprächs kann Sokrates, nachdem Hermogenes seine Arbitraritätsthese dargelegt hat, diesen zu dem fehlerhaften Schluss verleiten, „von der Arbitrarität der Konvention auf die Möglichkeit idiosynkratischer Beliebigkeit der Benennung durch einzelne Individuen zu schließen“ (Keller 1995: 26; s. dazu auch Krapinger 2014: 275–276).¹⁶ Im weiteren Verlauf des Gesprächs vergleicht Sokrates im Sinne einer konzeptionellen Metapher Wörter mit Werkzeugen und hebt deren instrumentellen Charakter hervor (vgl. Keller 1995: 29; s. zu konzeptionellen Metaphern einführend auch Niehr 2014: 100). Sokrates zufolge erfüllen Wörter die folgenden drei Funktionen: Sie dienen der (1) Kommunikation, (2) Klassifikation und der (3) Repräsentation (im Sinne einer klaren Benennung des Bezeichneten) (vgl. Keller 1995: 29; vgl. Krapinger 2014: 269).¹⁷ Weiters argumentiert Sokrates, dass es folglich auch eines Spezialisten bedarfs, „der sich auf die Kunst der Herstellung dieser Werkzeuge versteht“ (Keller 1995: 30), um deren Qualität und mithin auch teleologisch festgelegten Nutzen für die Sprachgemeinschaft zu gewährleisten (vgl. Krapinger 2014: 267–268; vgl. Hennigfeld 2017: 232).

Keller (1995: 31–32) zufolge unterliegt Sokrates in seiner Argumentation sowohl einem instrumentellen als auch einem rationalistischen Fehlschluss. Unter dem instrumentellen Fehlschluss versteht Keller (1995), dass „die spezifische Beschaffenheit [von Wörtern] [...] diktiert

¹⁶ Saussure warnte in seinem *Cours* zwei Jahrtausende nach dem Erscheinen von Platons *Kratylos* ebenfalls eindringlich, womöglich vor dem Hintergrund und in Kenntnis von Hermogenes argumentativer Niederlage gegenüber Sokrates aufgrund der nicht erkannten oder zumindest falsch interpretierten Äquivokation des Begriffs *Beliebigkeit*, wie es Keller (1995) insinuiert, vor der „Fehlannahme der radikalen idiosynkratischen Beliebigkeit“ (Keller 1995: 26; s. dazu auch Saussure 1931/2001: 80). Sokrates spielt im gemeinsamen Dialog mit Hermogenes auch mit der Mehrdeutigkeit von *nomos*, das neben *Sitte* und *Brauch* auch *Gesetz* bedeutet und mithin gewissermaßen auch einen konkreten Gesetzgeber beziehungsweise einen Urheber mit einer bestimmten Intention präsupponiert (vgl. Coseriu 2003: 47). Diese sprachlich geschickte Präsupposition von Sokrates bildet auch den Übergang zu seiner berühmten Werkzeugmetapher (vgl. Krapinger 2014: 268).

¹⁷ Im *Kratylos* heißt es dazu an einer repräsentativen Stelle von Sokrates wörtlich: „Also ist das Wort ein Werkzeug für Mitteilung und für das Auseinanderhalten des Wesens der Dinge“ (Platon 2014: 23). Hinsichtlich der taxonomischen (Abbild-)Funktion von Sprache schreibt Krapinger (2014: 269): „Daran schließen sich [im *Kratylos*] Überlegungen darüber an, dass die Zugehörigkeit eines Individuums zu einer natürlichen Gattung im Namen ihren Niederschlag finden müsse; der Name solle die Abstammung kundtun“. Im *Kratylos* werden an dieser Stelle etwa Verwandtschaftsbeziehungen genannt, die ebenfalls in den Wörtern enkodiert werden (vgl. Krapinger 2014: 268–269). Dieses Prinzip ließe sich beispielsweise, der Grundidee Platons entsprechend (s. dazu auch Kapitel 2.2.3), in einem moderneren sprachwissenschaftlicheren Sinne auch auf Wortarten oder Wortbildungen übertragen, indem auch dort gewissermaßen abstrakte Verwandtschaftsbeziehungen durch ähnliche Zeichen ausgedrückt werden können. Um ein Beispiel aus dem Deutschen anzuführen, kann etwa das bei der adjektivischen Suffixderivation verwendete Wortbildungsmorphem *{-bar}* genannt werden, das durch ausdrucksseitige (klassenbildende) Ähnlichkeit auch konzeptionelle Ähnlichkeit / Verwandtschaft abbildet (vgl. Krapinger 2014: 269; s. zur Wortbildung auch Busch / Stenschke 2018: 105–107; Ernst 2011: 119; s. zur sprachlichen Widerspiegelung präexistenter Seinskategorien Gaiser 1974: 101).

[wird] von dem Zweck, den sie zu erfüllen haben“ (Keller 1995: 31). Wörter seien nach Platon für die Erfüllung eines zuvor festgelegten Zwecks konstruiert und bedürften der Expertise eines Spezialisten, um auch als gute Werkzeuge fungieren zu können respektive qualitativ beurteilt zu werden, wenngleich, so Kellers (1995) Gegenargumentation, sprachliche Zeichen möglicherweise ihren Zweck auch „allein dank ihres konventionellen Gebrauchs zu erfüllen im Stande sind“ (Keller 1995: 31). Als Beispiele nennt er in Analogie etwa Spielkarten oder Geld, die ihre Funktion vermeintlich auch nur ausschließlich aufgrund ihres konventionellen Gebrauchs erfüllen (vgl. Keller 1995: 31).¹⁸

Unter dem rationalistischen Fehlschluss subsumiert Keller (1995) Platons Vorstellung, dass „alle zweckmäßigen Einrichtungen der Menschen, die nicht von Natur aus da sind, Ergebnisse kluger Planung und weiser Durchführung sind“ (Keller 1995: 31). Gegen Platons rationalistische Sprachauffassung ließe sich mit Keller (1995) einbringen, dass die Konventionalisierung von Wortformen auch als „unbeabsichtigte[r] Nebeneffekt des alltäglichen Kommunizierens ganz normaler Menschen“ (Keller 1995: 32; s. zur Sprachwandelkonzeption im *Cours* auch Saussure 1931/2001: 90) aufgefasst werden kann, zumal natürliche Sprachen nur in den seltensten Fällen durch rationalistische Planung entstehen oder sich ihr Wandel durch externe Einflussnahme vollzieht (s. zum möglichen sophistischen Ursprung dieser Idee auch Sedley 2003: 71).

Nach Sokrates Argumentation gegen die Arbitraritätsthese wird dieser von Hermogenes gebeten, ihm positive Beispiele für die ‚Richtigkeit der Namen‘ zu nennen (vgl. Keller 1995: 32). Sokrates demonstriert am Beispiel „zahlloser abgeleiteter Wörter, darunter auch viele Eigennamen der griechischen Mythologie, daß sie ‘richtig‘ gebildet sind“ (Keller 1995: 32 [Hervorhebung im Original]). Die Beispiele erstrecken sich dabei von Figuren aus der griechischen Mythologie bis hin zum „kosmologischen, anthropologischen, seelischen und körperlichen Bereich“ (Krapinger 2014: 269–270, s. dazu auch Coseriu 2003: 51). Sokrates erklärt die Richtigkeit von Wortbildungen mit Verweis auf bestehende Wörter, Morpheme und systeminterne Konventionen in einer Sprache. Auf die ersten Wörter einer Sprache zu sprechen kommend, „die Stammwörter, entwickelt Sokrates eine Art onomatopoetischer Bildtheorie“ (Keller 1995:

¹⁸ Wenngleich die Festlegung eines bestimmten Zahlungsmittels innerhalb einer Gesellschaft einen hohen Grad an Kontingenz aufweisen kann, so sei jedoch kritisch gegenüber Keller (1995) eingewendet, dass auch Geld bis zu einem gewissen Grad funktionalistisch optimiert ist, zumal dieses, um als Zahlungsmittel in einer Gesellschaft praktikabel fungieren zu können, im Idealfall beispielsweise auch fälschungssicher, begrenzt sowie einfach tausch- und transportierbar sein sollte. Die Gewährleistung dieser exemplarisch genannten etwaigen Mindeststandards könnten durchaus einen einschlägig ausgebildeten Spezialisten erfordern oder zumindest den Bedarf an entsprechender Expertise nahelegen. Auch Spielregeln können schlecht konzipiert sein, wenngleich man sich darauf verständig hat.

33). Er versteht diese Stammwörter (auch „Urwörter“ (Coseriu 2003: 53) oder „Elementarwörter“ (Platon 2014: 143)) als Nachahmungen der Dinge, die sie bezeichnen, wobei in Sokrates onomatopoetischer Bildtheorie – im Gegensatz zu heute verbreiteten Vorstellungen zu Onomatopoetika, wo Geräusche der bezeichneten Gegenstände meist möglichst exakt nachgebildet werden sollen (vgl. Busch / Stenschke 2018: 25–26) – die einzelnen Laute die abstrakte Wesenhaftigkeit des bezeichneten Gegenstandes phonetisch repräsentieren (vgl. Coseriu 2003: 53; vgl. Krapinger 2014: 270).¹⁹ Sokrates hat jedoch „nicht nur bemerkt, daß seine Bildtheorie gar wild und lächerlich ist; er hat schließlich auch erkennen müssen, daß es massenhaft Gegenbeispiele gibt“ (Keller 1995: 34). Sokrates verwirft seine Bildtheorie wieder und argumentiert stattdessen, dass Konvention der größte Garant für eine gelingende Kommunikation darstellt und dass die Darstellungsfunktion der Sprache mithin in der Gewohnheit begründet liegt (vgl. Keller 1995: 34–35). Keller (1995) fasst die Ergebnisse der Diskussion dabei folgendermaßen zusammen:

Mittels Konvention sind wir in der Lage, Dinge zu bezeichnen, dadurch daß wir dem anderen zu erkennen geben, woran wir denken, ganz gleich, ob Ähnlichkeit gegeben ist oder nicht. Allerdings, so fügt Sokrates hinzu, sind Wörter ‘auf das bestmögliche’ (435 c) gebildet, wenn Ähnlichkeit vorhanden ist (Keller 1995: 35).

2.2.2.2 Das Gespräch zwischen Sokrates und Kratylos

Nachdem Sokrates zunächst im gemeinsamen Gespräch mit Hermogenes gegen die Arbitraritätsthese argumentiert hat, wechselt er „den Gesprächspartner und bekämpft mit Kratylos dessen eigene These und plädiert für die These des Hermogenes“ (Krapinger 2014: 275). Nachdem Sokrates Hermogenes‘ Konventionalitätsthese *ad absurdum* geführt hat, indem er Hermogenes durch eine sophistische Argumentation idiosynkratische Beliebigkeit nachweisen konnte, so wird „Kratylos‘ These von der natürlichen Richtigkeit der Wörter [...] widerlegt, indem ihm die Meinung unterstellt wird, es gebe für alle Menschen nur eine einzige auch lautlich korrekte

¹⁹ Sokrates schreibt etwa über den griechischen Buchstaben Rho: „Der Laut Rho scheint also, wie gesagt, für den Wortschöpfer ein gutes Ausdrucksmittel für die Bewegung gewesen zu sein, um damit den Schwung sprachlich nachzubilden“ (Platon 2014: 159; vgl. Hennigfeld 2017: 233; vgl. Joseph 2000: 60–61). Erklärend heißt es an anderer Stelle weiter: „Denn er bemerkte, glaube ich, dass die Zunge bei diesem Laut keineswegs zum Stillstand kommt, sondern besonders stark vibriert. Deswegen hat er offenbar diesen Laut für die Wörter verwendet“ (Platon 2014: 161; vgl. Hennigfeld 2017: 233; vgl. Joseph 2000: 60–61). Andere lautsymbolische Überlegungen zur Auswahl und Festlegung von Buchstaben in Wörtern finden sich beispielsweise unter anderem auch in Werken von Roman Jakobson (1965/2017: 94), Jacob Grimm (1879/1991: 285) oder Leo Spitzer (1928/1961: 87–93).

Bezeichnung für jedes Ding“ (Krapinger 2014: 275–276). Sokrates kann im gemeinsamen Dialog mit Kratylos zeigen, dass sowohl sprachliche Ausdrücke, die mit dem Bezeichneten in einer ‚natürlichen‘ Beziehung stehen, als auch Ausdrücke, die mit dem Bezeichneten in einer ausschließlich (nicht-abbildenden) arbiträren Beziehung stehen, „durch den Sprachgebrauch üblich geworden [sind] und [...] gleichermaßen ihre Aufgabe [erfüllen]“ (Coseriu 2003: 57). Die Analyse der Wörter eröffnet „keinen sicheren Zugang zur Natur der durch sie bezeichneten Dinge“ (Coseriu 2003: 57). Vielmehr könnte es aber durchaus sein, dass sich im Wortschatz ‚falsche‘ Namen befänden und somit „verbiете es sich auch [...], bei der Erforschung der Dinge von der Kenntnis der Namen auszugehen“ (Coseriu 2003: 57). Sokrates weist darauf hin, dass der Namensgeber „die Benennung mit einem Wissen vornehmen [muss] [...], das er nicht durch Namen hat“ (Erler 2007: 116; vgl. Hennigfeld 2017: 233; vgl. Söder 2017: 42; s. dazu auch Krapinger 2014: 273–274). „Ein Wissen vom Wesen der Dinge“ müsse mithin, so Sokrates, jeder Benennungskonvention logisch immer vorausgehen (Erler 2007: 113; vgl. Hennigfeld 2017: 233; vgl. Söder 2017: 42). Folglich könnte sich der Namensgeber bei der Festlegung der Wörter auch geirrt haben (vgl. Erler 2007: 113; vgl. Krapinger 2014: 273–274). Diese hypothetisch gegebene Möglichkeit wird dann von Sokrates mit Verweis auf mehrere sich widersprechende Wörter zu einem konkreten Problem, da diese Wörter sowohl Etymologien besitzen, „die die Fluss-Theorie [von Heraklit] zu bestätigen scheinen, als auch Etymologien, die auf das Gegenteil deuten“ (Krapinger 2014: 274, s. dazu auch Gaiser 1974: 29).²⁰ Die Vorstellung von Wörtern als selbständige Erkenntnismittel wird dabei abgelehnt (vgl. Erler 2007: 113). Platon zufolge ist wahre Erkenntnis nur im philosophisch-dialektischen Diskurs beziehungsweise im Logos möglich, Sprache wird dabei als ein nur schwaches Hilfsmittel betrachtet, dem in Platons Erkenntnistheorie nur „der unterste Rang zuerkannt wird, [...] [zumal die Sprache] [auch] nicht fest und [zudem] beliebig austauschbar [ist]“ (Erler 2007: 478). Gaiser (1974) fasst präzise zusammen: „Sofern die Namen vorwiegend den Erscheinungen der Sinnwelt entsprechen, werden sie der Erkenntnis des wahrhaft Seienden nur unvollkommen gerecht und können nur eine vorläufige Richtigkeit beanspruchen, wenn sie nicht gar verkehrt oder irreführend sind“ (Gaiser 1974: 36).

²⁰ Sprachliche Enkodierungen scheinen in diesem Fall, wenngleich weder explizit von Platon geäußert noch von ihm in seinem eher wahrheitsfunktional orientierten Ansatz vertreten (vgl. Coseriu 2003: 71–72), hypostasierte Perspektiven auf die Welt zu sein. Diesen Überlegungen folgend, kann mit Tomasello (2022a: 192) Sprache auch als ein zwischenmenschliches Symbolsystem definiert werden, das es Menschen ermöglicht, Erfahrungen miteinander auszutauschen. Sprache erfüllt dabei die folgenden drei sprachlich-kognitiven Funktionen: „[D]ie Gliederung von Szenen der Referenz in Ereignisse (oder Zustände) und ihre Mitspieler, das Einnehmen einer Perspektive auf Szenen der Referenz und die Kategorisierung solcher Szenen“ (Tomasello 2022a: 192).

Der *Kratylos*-Dialog endet in Aporie (vgl. Krapinger 2014: 274; vgl. Erler 2007: 111). Sokrates legt Kratylos nahe, noch weitere Nachforschungen anzustellen, und Kratylos wiederum verspricht Sokrates beim Abschied, weiter über das Thema nachzudenken und ihn beim nächsten Treffen darüber zu informieren (vgl. Platon 2014: 211).

In Bezug auf die Kontroverse zwischen Hermogenes und Kratylos, zwischen (absoluter) Konventionalitäts- und Natürlichkeitsthese, erkennt Sokrates am Ende des Dialogs, „daß keine [Sprachauffassung] alleine zur Lösung des Sprachproblems ausreicht. Die Lösung liegt für ihn darin, daß die beiden Bedingungen zusammenwirken und sich ergänzen“ (Gaiser 1974: 32).²¹

2.2.3 Die Sprachkonzeption im *Kratylos*: Das sprachliche Zeichen zwischen bezeichnender und benennender Funktion

Im *Kratylos* untersucht Platon, wie Gaiser (1974) argumentiert, neben der klassisch semantischen Funktion eines Namens, auf eine bestimmte Vorstellung oder ein bestimmtes außersprachliches Objekt qua semiotischer Verweiskfunktion hinzuweisen respektive ‚hinzuzeigen‘ (s. dazu auch Bühler 1934/1965; Levinson 2000), eine weitere mögliche Funktion von Namen, nämlich die bezeichneten Dinge semantisch-deskriptiv (analytisch a priori) ausdrucksseitig zugleich auch zu beschreiben beziehungsweise in Bezug auf ihre Wesenseigenschaften semantisch adäquat zu benennen (vgl. Gaiser 1974: 26). Für Gaiser (1974: 26) besteht das Hauptproblem des Dialogs damit in der Frage nach der Repräsentation der bezeichneten Sache in den Namen. Unter dieser (sprachidealistisch präsupponierten) Konzeption entwickelte sich dann auch Kratylos – und schließlich von Sokrates ausgearbeiteter – quasi-wahrheitsfunktionaler Ansatz von der ‚Richtigkeit der Namen‘ (vgl. Gaiser 1974: 26). Im Umkehrschluss bedeutet dies aber auch, dass, sofern „die [semantische] Richtigkeit [der Namen] nur willkürlich-konventioneller Art ist, [...] [sich die] Funktion [von Namen lediglich] auf das identifizierende Hinzeigen beschränk[t]“ (Gaiser 1974: 29).²²

²¹ Coseriu (2003: 58) argumentiert stattdessen, dass Platon in diesem Dialog beiden Thesen nicht zustimmt, jedoch die Natürlichkeitsthese eindeutig ablehnt. Der Vollständigkeit und Redlichkeit sei abschließend zu den Positionen von Hermogenes und Kratylos angemerkt, dass die philosophischen Auffassungen der beiden Protagonisten neben der in vorliegender Masterarbeit geschilderten Propositionen noch weitere philosophische Schattierungen, Implikationen oder metaphysische Annahmen beinhalten, die jedoch aufgrund der thematischen Reduktion auf die für die Untersuchung relevante sprachphilosophische Fragestellung keinen Eingang in die Masterarbeit gefunden haben. Für eine ausführliche Darstellung der philosophischen Positionen sei auf einschlägige philosophische Fachliteratur verwiesen (s. dazu etwa Sedley 2003; Erler 2007; Gaiser 1974).

²² Siehe weiters zum Konzept des identifizierenden und beschreibenden Zeigens mittels Sprache auch Kellers (1995) Zeichentheorie, in der er Überlegungen zur phylogenetischen Sprachentwicklung aus semiotisch-soziogenetischer Perspektive aufstellt; oder siehe zum ontogenetischen Spracherwerb von Kindern und Primaten im Zusammenhang von Sprache und Gesten im Kontext von Identifikation und Prädikation empirische Untersuchungen

In dieser Hinsicht sollten in den etymologischen Untersuchungen des *Kratylos*, welche beinahe zwei Drittel des gesamten Dialoges ausmachen (vgl. Sedley 2003: 24), Bedeutungen von Namen aufgedeckt werden, „die für die benannten Sachen kennzeichnend sind und etwas über sie aussagen“ (Gaiser 1974: 99). Wörter sind unter dieser Sprachauffassung als Elementarsätze zu verstehen, die umso mehr wahr sind, „je mehr sie den Dingen inhaltlich entsprechen [...]“. Die Prädikationsstruktur des Satzes ist in die Beziehung des Namens zu seinem in der Wirklichkeit vorkommenden Gegenstand hineingelegt“ (Gaiser 1974: 99). Sedley (2003) fügt in Bezug auf Etymologien hinzu: Diese bergen „the possibility of successfully analysing words as if they were time capsules – encoded packages of information left for us by our distant ancestors about the objects they designate“ (Sedley 2003: 23). Diese Auffassung beinhaltet auch, so fügt Sedley (2003) weiters hinzu, „the conviction that names can be successfully decoded as messages about the nature of their nominata“ (Sedley 2003: 23).

Die in den Etymologien von Sokrates erkannte ‚Richtigkeit‘, „die in der systemgerechten oder logisch korrekten Ableitung oder Zusammensetzung [von Wörtern innerhalb des abstrakten Zeichen- und Regelsystems einer Einzelsprache unter Verwendung bereits bestehender sprachlicher Konventionen] besteht“ (Keller 1995: 33), kann heute unter dem Begriff der sekundären Motiviertheit, morphosemantischen Motiviertheit oder auch relativen Arbitrarität subsumiert werden (vgl. Keller 1995: 33, 35, 150–151; vgl. Gardt 1999: 295). Etymologisieren heißt in diesem Fall die diachrone Rekonstruktion eines sprachlichen Ausdrucks „auf [...] [seinen] ehemaligen motivierten Zustand“ (Keller 1995: 33).²³ Diese von Sokrates und Kratylos postulierte ‚Richtigkeit‘ könnte übertragen auf das Deutsche, um sich eines Beispiels zu bedienen, etwa folgendermaßen verstanden werden: „Der Winter trägt seinen Namen zurecht. Denn das Wort *Winter* ist verwandt mit altgallisch *vindo* ‘weiß‘ und bezeichnet die Zeit, in der das Land mit Schnee bedeckt ist“ (Keller 1995: 32–33 [Hervorhebung im Original]). Als weitere Beispiele ließen sich in dieser Hinsicht etwa das Determinativkompositum *Wasserrutsche*, das Possessivkompositum *Rotkehlchen* oder das aus dem Lateinischen stammende Lehnwort *Manufaktur* anführen, das aus den Begriffen *manus* (deutsch: *Hand*) und *facere* (deutsch: *machen*)

von Goldin-Meadows (2003), Iverson / Goldin-Meadow (2005) und Tomasello (2022a; 2022b) (s. zu ontogenetisch frühen, strategisch-viablen Kombinationen aus Geste und Sprache zusammenfassend auch Tomasello 2022b: 281–289).

²³ Ein solches Verfahren kann selbstredend nicht infinit regressiv angewendet werden und muss notwendig zu Erklärungsproblemen führen (vgl. Platon 2014: 143; vgl. Hennigfeld 2017: 233). Sokrates entwickelte als Lösung dieses Problems die These sogenannter (essentialistisch lautsymbolisch motivierter) Elementarwörter. Mit Schwächen in seiner Theorie und weiteren Gegenbeispielen konfrontiert, wendet er sich von der (hier: als absolut verstandenen) sprachlichen Natürlichkeitsthese von Kratylos ab und in weiterer Folge der Konventionalitätsthese von Hermogenes zu.

zusammengesetzt ist und damit das Bezeichnete hinsichtlich des semantischen Gehalts analytisch sehr präzise beschreibt (vgl. Duden 2020a: 532–533).²⁴

Die wichtigste Funktion der im Dialog als Werkzeuge konzeptualisierten Namen ist Sokrates zufolge, dem dialektisch-philosophischen Gespräch und mithin der wahren Erkenntnissuche zu dienen, indem Namen die philosophische Lehre oder das Gespräch erleichtern, etwa indem sie die Gesprächspartner immer wieder an bestehende Wahrheiten erinnern (vgl. Sedley 2003: 62–63; vgl. Erler 2007: 478). Namen, hier somit weitestgehend verstanden als didaktisch-philosophisches Werkzeug, sind in dieser Hinsicht „a dialectician’s prompt to his interlocutor in their joint research for the essence of its nominatum“ (Sedley 2003: 65). Dabei ist die ‚Richtigkeit‘ der Namen keineswegs an das Phonemsystem irgendeiner Einzelsprache gebunden, sondern sprachübergreifend an die sachgemäße oder naturgemäße Beschreibung des Bezeichneten innerhalb der verfügbaren Regeln und Beschreibungsmöglichkeiten einer spezifischen Sprachkonvention, die dabei zutreffender oder weniger zutreffend sein können (vgl. Sedley 2003: 66–67).

Dem Dialog kommt bei der philosophischen Wahrheitssuche eine bedeutende Rolle zu (vgl. Erler 2007: 475), er ist „für Platons Sokrates [das] ausschlaggebende Mittel, zur Erkenntnis zu gelangen“ (Erler 2007: 476). Bei philosophischen Dialogen, bei denen die gemeinsame Erkenntnis im Zentrum steht, ist begriffliche Übereinstimmung und Klärung besonders wichtig; ein Gesprächspartner „darf nur mit Begriffen antworten, von denen der Fragende anerkannt hat, dass er sie versteht“ (Erler 2007: 477).

²⁴ Ein für die Natürlichkeitstheorie aus phylogenetischer Perspektive besonders interessantes Wort stellt *Linguistik* dar, welches von dem lateinischen Wort *lingua* (deutsch: *Zunge*) abgeleitet ist. Mit der Zeichentheorie von Keller (1995: 160–174) zur Entstehung von Sprachzeichen in Gesellschaften ließe sich beispielsweise argumentieren, dass der außersprachliche Kausalzusammenhang zwischen Zunge und Sprache zunächst ikonifiziert wurde (= Das Wort *Zunge* wird in einer Sprachgemeinschaft synonym für Sprache) und schließlich zu einem abstrakten Symbol wurde (= Die Ausdruckseite wird opak / demotiviert und kann nun auch Lautwandelprozessen unterworfen werden, da eine transparente Enkodierung der ursächlichen Beziehung für das (nun auf Konvention gründende) Verständnis nicht mehr notwendig ist) (vgl. Keller 1995: 169; s. dazu auch Radden 2021: 271, 290; Panther 2021: 309; Lehmann 2007: 116).

2.3 Saussures *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft*

2.3.1 Die Entstehung des *Cours*

Der Genfer Indogermanist Ferdinand de Saussure (1857–1913), der seit 1896 an der Universität Genf eine Professur für Sanskrit besetzte (vgl. Ernst 2001: 299), übernahm nach der Emeritierung seines Kollegen Joseph Wertheimer dessen Vorlesungen über Allgemeine Sprachwissenschaft (vgl. Ernst 2001: 301; vgl. Scheerer 1980: 6). Saussure hielt zwischen 1907 und 1911 insgesamt drei Vorlesungen zu diesem Thema, bevor er im Sommersemester 1912 aus gesundheitlichen Gründen eine Beurlaubung beantragte und wenig später verstarb (vgl. Ernst 2001: 301). Die erste Vorlesung (Jänner bis Juli 1907) handelte dabei hauptsächlich von der vergleichenden Sprachwissenschaft, die zweite Vorlesung (November 1908 bis Juni 1909) von allgemeinen Problemen der Allgemeinen Sprachwissenschaft und die dritte Vorlesung (Oktober 1910 bis Juli 1911) von diachronen Aspekten der Sprachwissenschaft (vgl. Ernst 2001: 301). Im Jahre 1916 wurden die drei Vorlesungen schließlich von „Saussures Schülern Charles Bally (1865–1947) und Albert Sechehaye (1870–1946) unter dem Namen ihres Lehrers mit dem Titel ‚Cours de linguistique générale‘ herausgegeben“ (Ernst 2001: 302 [Hervorhebung im Original]; s. dazu auch Keller 1995: 148; García 1997: 14).²⁵ Saussure galt zu dieser Zeit bereits als angesehener Indogermanist; in der Fachwelt wurde die Veröffentlichung des *Cours* mit großem Interesse erwartet und in weiterer Folge auch in hohem Maße rezipiert (vgl. Ernst 2001: 330).

Saussures Schüler und Herausgeber des *Cours*, Bally und Sechehaye, hatten jedoch an den Vorlesungen selbst nicht teilgenommen (vgl. Keller 1995: 148; vgl. García 1997: 15; vgl. Ernst 2001: 303; vgl. Gardt 1999: 289). Die beiden Herausgeber stützten sich bei der Rekonstruktion des *Cours* auf die Vorlesungsmitschriften einiger Studenten, welche eine oder mehrere Vorlesungen besucht hatten, und auf wenige persönliche (allgemeine) Aufzeichnungen Saussures (vgl. García 1997: 15; vgl. Keller 1995: 148).²⁶ Sie erhielten insgesamt Notizen von sieben Personen, womit sie vermutlich einen Großteil des verfügbaren Materials erfassten, zumal „die Vorlesungen kaum mehr als vier bis fünf Hörer gehabt haben dürften“ (Ernst 2001: 15). Wie

²⁵ Bally und Sechehaye waren später beide als Dozenten in Genf tätig und verwalteten nach dem Tod ihres Lehrers dessen strukturalistisches Vermächtnis an der Universität Genf – ihr Wirken wird auch unter dem Begriff *Genfer Schule* subsumiert – und folgten ihm schlussendlich auch auf seinen Lehrstuhl; zunächst Bally von 1913 bis 1939, dann Sechehaye von 1939 bis 1945 (vgl. Ernst 2001: 314; vgl. García 1997: 15).

²⁶ Ernst (2001) fasst die prekäre Überlieferungssituation zur Zeit von Bally und Sechehaye in Bezug auf Quellen erster Hand hinsichtlich des *Cours* folgendermaßen zusammen: „Bedauerlicherweise fertigte Saussure kein Vortragsmanuskript an, nur knappe Notizen, die er aber nach dem Vortrag sofort wieder vernichtete“ (Ernst 2001: 303).

García (1997: 15) betont, gilt es heute als „unstrittig, daß diese Form des [...] [*Cours*] nicht ausschließlich den authentischen Inhalt der Saussureschen Lehre wiedergibt“ (s. dazu auch Gardt 1999: 289; Scheerer 1980: 32). Grundlage der Rekonstruktion bildete im Wesentlichen die dritte Vorlesung, die durch Notizen der ersten beiden ergänzt wurde (vgl. Ernst 2001: 303). Unterstützt wurden Bally und Sechehaye von Albert Riedlinger, „dem Einzigen des Redaktionskomitees, der die Vorlesung selbst gehört hatte – allerdings nur die ersten beiden“ (Ernst 2001: 303).

In den 1950er-Jahren untersuchte der Bally-Schüler Robert Godel nach dem Tod der beiden Herausgeber als erster die Authentizität des *Cours* (vgl. Ernst 2001: 303). Bei den Untersuchungen stellte sich heraus, „dass es manchmal für ganze Textabschnitte keine schriftliche Vorlage hab. Das bedeutet, dass die Herausgeber dort, wo sie im Text Lücken vorgefunden hatten, das Fehlende aus eigenen Überlegungen ergänzen mussten“ (Ernst 2001: 304; s. dazu auch García 1997: 16; Gardt 1999: 289). Etwa weitere zehn Jahre später veröffentlichte Rudolf Engler eine kritische Ausgabe des *Cours* (vgl. Ernst 2001: 304).

Für die internationale Rezeption wurde insbesondere die zweite Auflage des *Cours* von 1922 bedeutsam (vgl. Ernst 2001: 303; vgl. Ernst 2025: 115). Scheerer (1980) schreibt in Bezug auf die Etablierung des *Cours* in der Sprachwissenschaft: „[Bereits] [u]m 1930 ist der ›Cours‹ als ein Basis- und Standardwerk der allgemeinen Sprachwissenschaft bekannt und weithin anerkannt“ (Scheerer 1980: 36 [Hervorhebung im Original]). Die erste deutsche Auflage des *Cours* – unter der Übersetzung von Herman Lommel – erschien 1931 bei De Gruyter (vgl. Ernst 2001: 292), wobei „besonders die zweite Auflage von 1967 [...] die Saussure-Rezeption im deutschsprachigen Raum erst richtig in die Wege geleitet [hat]“ (Ernst 2001: 292).

Auch nach der kritischen Edition wird der *Cours* „mehr oder weniger mit [der] [...] Person [Saussure] identifiziert“ (Gardt 1999: 289). Auch beschäftigt sich die Saussure-Rezeption bis heute, wie es scheint, vor allem mit den im *Cours* transportierten Ideen, als weniger mit dem authentischen Saussure. Keller (1995: 148) fasst diesen Umstand prägnant zusammen, indem er seinen eigenen Ausführungen zu Saussure voranstellt: „Es waren nicht de Saussures ‘authentische‘ Ansichten, sondern es war genau dieses Werk [= *Cours*], das das Denken unserer Zeit über das sprachliche Zeichen nachhaltig geprägt hat. Und diesem Denken gilt meine Kritik“ (Keller 1995: 148). Bei Gardt (1999: 290) heißt es mit Blick auf die (Erst-)Ausgabe von Bally und Sechehaye auf ähnliche Weise, dass sie es war, die „einer spezifischen Sprachtheorie zu größter Wirkung verholfen hat, ganz gleich, ob diese Sprachtheorie in allen ihren Details tatsächlich auf Saussure zurückgeht“.

Diesen Überlegungen folgend, soll in vorliegender Masterarbeit ebenfalls die Sprachkonzeption Saussures weitestgehend nur auf den *Cours* beschränkt untersucht werden. Zudem soll aus Gründen der Komplexitätsreduktion in der Masterarbeit nachfolgend lediglich von Saussure (satt Pseudo-Saussure) gesprochen werden, zumal die Frage nach der Autorschaft des *Cours* und die Rekonstruktion eines authentischen Saussures aus (weitestgehend unbekannten) Werken und Schriften seines Nachlasses für die Themenstellung der Masterarbeit nur eine untergeordnete Rolle spielen.

2.3.2 Bedeutende Vorläufer

Der *Cours* von Saussure ist, so schreibt Scheerer (1980: 108), historisch betrachtet lediglich „Konvergenzpunkt jahrhundertlang zu verfolgender theoretischer Linien [...], er hat sie gebündelt und in konzentrierter Form neu zur Diskussion gestellt“. Ernst (2001) spricht in diesem Zusammenhang sogar von einem „Mythos des absoluten Neubeginn[s] durch Saussure[,] [der] endgültig als obsolet zurückgewiesen werden muss“ (Ernst 2001: 314). Coseriu (1967) schreibt: „Saussure hat kein einziges Element dieser Theorie [der Arbitrarität] hinzugefügt. Sein Verdienst besteht vielmehr darin, daß er eine Synthese dieser Elemente unternommen hat“ (Coseriu 1967: 112). Auch Scheerer (1980) subsumiert: „Als neu werden vor allem die Art der Darstellung und der Synthese empfunden, nicht jedoch die Begriffe im einzelnen“ (Scheerer 1980: 34). Gemeint ist in den oben genannten Schilderungen unter Saussures Verdienst für die moderne Sprachwissenschaft dabei die Integration bestehender und seit Jahrhunderten etablierter Theorien und Begriffe zu einem holistischen Ganzen in einem neuen strukturalistisch ausgerichteten Gesamtsystem (vgl. García 1997: 55; vgl. Gardt 1999: 290–291; s. zur kritischen Diskussion dazu auch Jäger 2008).

Neben Platons *Kratylos*-Dialog und Aristoteles Zeichenkonzeption, die sich „über die Stoiker zu Augustinus, in die Logik des Mittelalters und schließlich bis ins 19. Jahrhundert verfolgen [lässt]“ (Scheerer 1980: 123),²⁷ gelten insbesondere Hans Georg von der Gabelentz, Émile Durkheim und William Dwight Whitney als bedeutende Vorläufer seiner Theory.

²⁷ Unter geschichtlicher Perspektive auf den Arbitraritätsbegriff (ohne außersprachliche Komponente) kann weiters konstatiert werden, dass schon bei den Stoikern zwischen *semainon* (Bezeichnendes) und *semainomenon* (Bezeichnetes) und auch im Mittelalter in einer gängigen Differenzierung bei einem Wort (*dictio*) zwischen *vox* (Lautung) und *significatio* (Bedeutung) unterschieden wurde (vgl. Gardt 1999: 293). Abschließend kann subsumiert werden: „Spätestens seit dem 18. Jahrhundert ist das Arbitraritätskonzept das dominierende zeichentheoretische Konzept“ (Gardt 1999: 294; s. dazu auch Saussure 1931/2001: 79).

Ein wichtiger Vorläufer für Saussures *Langue*-Konzept kann in der Soziologie von Émile Durkheim gesehen werden (vgl. Gardt 1999: 291; vgl. Ernst 2001: 310; s. zur kritischen Diskussion dazu auch Scheerer 1980: 131–133). Gleichsam wie Durkheim in seinem „Konzept des Kollektivbewußtseins als handlungsleitende[] Größe“ (Gardt 1999: 291) postuliert auch Saussure, dass eine tradierte soziale Übereinkunft – bei Saussure eine sprachliche Übereinkunft – als hypostasierte soziale Wirklichkeit Einfluss auf das einzelne Individuum nehmen und sich ihm auch als notwendig darstellen kann (vgl. Scheerer 1980: 132–133; vgl. Ernst 2001: 310).²⁸

Als ein anderer wichtiger Vorläufer für Saussures Sprachkonzeption kann Hans Georg von der Gabelentz betrachtet werden (vgl. Ernst 2001: 311–312; vgl. Scheerer 1980: 134–136). Wie Ernst (2001) hervorhebt, hatte bereits Leo Spitzer „auf die auffälligen Paralle[le]n im Denken von Ferdinand de Saussure und (Hans) Georg von der Gabelentz (1840–1893) hingewiesen“ (Ernst 2001: 311).²⁹ Bereits von der Gabelentz trennte zwischen Synchronie und Diachronie und betonte, „dass die Teile des Systems zueinander in Wechselwirkung stehen“ (Ernst 2001: 312). Weiters kann in dessen Unterscheidung zwischen Sprachvermögen, Sprache und Rede eine Vorwegnahme der Saussure’schen Trennung zwischen *langage*, *langue* und *parole* gesehen werden (vgl. Ernst 2001: 312).

Den einflussreichsten modernen Vorläufer für das Denken Saussures stellt vermutlich der amerikanische Sanskritforscher William Dwight Whitney dar (vgl. Scheerer 1980: 147). Dieser wird von Saussure in dessen *Cours* selbst dreimal namentlich genannt (vgl. Scheerer 1980: 147). Whitneys sprachtheoretische Werke waren in Europa gut übersetzt und weit verbreitet, Saussure ist vermutlich bereits in seiner Studienzeit in Leipzig damit in Kontakt gekommen (vgl. Scheerer 1980: 147; vgl. García 1997: 54).³⁰

Von Whitney stammt vor allem die Vorstellung von Sprache als einer Form von sozialer Institution, wobei Saussure diese Konzeption semiologisch ausgearbeitet hat (vgl. Scheerer 1980: 147). Weitere wichtige Ideen, wie Scheerer (1980: 148) auflistet, sind dabei die Arbitraritätsvorstellung, die Interdependenz zwischen Individuum und Gesellschaft, Anregungen zur *Langage-langue-parole*-Unterscheidung sowie Anregungen zur Wertetheorie und zum Systembegriff. Ein wichtiger Unterschied zu Saussure ist bei Whitney, dass in dessen Sprachkonzeption die Systematik der einzelnen Sprachäußerungen in der *langue* „vorsprachlich im

²⁸ Zur Interdependenz zwischen Individuum und Gesellschaft respektive zum quasi-ontologischen Status internalisierter gesellschaftlich konstruierter Wirklichkeit siehe einführend auch Berger / Luckmann (2018).

²⁹ Der österreichische Literaturwissenschaftler Leo Spitzer (1928/1961) wurde vor allem durch seine einflussreichen *Stilstudien* bekannt, in denen er sich sehr ausführlich mit der phonologischen Motiviertheit sprachlicher Ausdrücke beschäftigt hat.

³⁰ Saussure plante sogar, wie bei Jakobson (1975/2017: 122) erwähnt, eine Studie über Whitney zu veröffentlichen; diese blieb jedoch unvollendet.

Psychischen vorgegeben ist[,] [während] Saussure mit dem Arbitraritätsgedanken gerade [dies] ab[lehnt]“ (Scheerer 1980: 149).³¹

Saussure selbst wurde mit dem *Cours* gewissermaßen zum Begründer der modernen Sprachwissenschaft und des (europäischen) Strukturalismus. Scheerer (1980) spricht im Zusammenhang mit Saussures neuen Paradigma sogar von einer „kopernikanischen Wende[,] [die] für die Sprachwissenschaft ebenso revolutionär [war] wie die Werke Freuds und Durkheims für [die] Psychologie und Soziologie“ (Scheerer 1980: 30–31). Aus Saussures strukturalistischem Gedankengebäude gingen später die Prager Schule, die Kopenhagener Schule und der Amerikanische Strukturalismus unter Bloomfield hervor (vgl. Gardt 1999: 297–299). Ernst (2001) fasst die enge Beziehung zwischen europäischer und amerikanischer Linguistik dabei folgendermaßen zusammen: „Man hat schon früh auf die gegenseitige Beeinflussung der amerikanischen und der europäischen Linguistik hingewiesen, vor allem auf die Wirkung von Whitney auf Saussure und von Saussure auf Leonard Bloomfield“ (Ernst 2001: 320).

2.3.3 Saussures Sprachkonzeption

2.3.3.1 *Langage, langue und parole*

Saussure postuliert in seinem *Cours* eine allgemeine Sprachfähigkeit, die als ein universelles Wesensmerkmal allen Menschen zukommt (vgl. García 1997: 29, 35); d. h. als ein angeborenes Vermögen, „mittels eines Systems von Lauten und Symbolen zu kommunizieren“ (Bußmann 2008: 385). Dieses biologisch-kognitiv angelegte Sprachvermögen im weitesten Sinne nennt Saussure *faculté du langage*. Es handelt sich dabei um einen Komplex, der „eine Reihe von ‘untergeordneten‘ Fähigkeiten einschließt“ (García 1997: 35 [Hervorhebung im Original]), die alle der sprachlichen Verständigung dienen.³² Inspiriert von den hirnanatomischen Befunden von Paul Broca, einem bedeutenden französischen Chirurgen zu Lebzeiten Saussures, der

³¹ Interessant ist an Saussures – in der Sekundärliteratur durchaus auch nicht unumstrittenen – Sprachkonzeption in Bezug auf das Thema vorliegender Masterarbeit insbesondere auch, dass die Syntax bei Saussure der *parole* statt der *langue* zugerechnet wird, d. h. dass „die Kombination von Ausdrücken im Satz dem Belieben des individuellen Sprechers anheim [gestellt wird] und [...] im Gegensatz z. B. zur generativen Grammatik keine Regeln für die Produktion von Sätzen vor[liegen]“ (Gardt 1999: 297).

³² Eine untergeordnete Fähigkeit der *faculté du langage* ist etwa, um ein Beispiel anzuführen, die *faculté du langage articulé*, d. h. die Fähigkeit, mittels des biologischen Sprechapparates physisch Laute zu produzieren beziehungsweise zu artikulieren (vgl. García 1997: 33). Sie bildet zusammen mit anderen weiteren notwendigen Fähigkeiten der Sprachproduktion und -rezeption die Bedingung der Möglichkeit zur Verwirklichung der allgemeinen Sprachfähigkeit des Menschen (vgl. García 1997: 35).

bedeutende Beiträge zur Sprachaphasie-Forschung geleistet hat, verortete Saussure diese Fähigkeit auf analoge Weise auch in einer bestimmten Hirnregion (vgl. García 1997: 28).³³ Die *faculté du langage* ist für Saussure „eine teils geistige, teils organische (im Gehirn lokalisierte) Sprachfähigkeit (Zeichenbildungsfähigkeit)“ (García 1997: 30).

Unter dem Oberbegriff *langage* im engeren Sinne unterscheidet Saussure im *Cours* dichotomisch zwischen der *langue*, dem abstrakten Zeichen- und Regelsystem einer Einzelsprache (z. B. Deutsch, Französisch etc.), und der *parole*, der Aktualisierung eines virtuellen Zeichen- und Regelsystems (vgl. Bußmann 2008: 385; vgl. Busch / Stenschke 2018: 23). In diesem Sinne werden, gemäß einer Gesamtdarstellung interner Relationen und Voraussetzungsketten, in „der Produktion sprachlicher Äußerungen, d.h. auf der Ebene individueller Sprechakte (der ‚parole‘-Ebene)[,] [...] die ‚faculté du langage‘ (inklusive der ‚faculté du langage articulé‘) und der ‚langue‘ verwirklicht“ (García 1997: 32). Vielle Kommunikation erfordert es, Laute innerhalb einer *langue* als „Bestandteile sprachlicher Zeichen“ (García 1997: 32) zu systematisieren. Eine willkürliche Lautproduktion ist nicht hinreichend, um in einem größeren Ausmaß in einer Sprachgesellschaft kommunikativ verstanden zu werden. Die *parole* kann „nur dann kommunikativen Zwecken dienen, wenn die Formen geordnet und durch die ‚langue‘ organisiert sind“ (García 1997: 70).

Die im Menschen angelegte Möglichkeit zur Verwirklichung des allgemeinen Sprachvermögens wird durch die Realisierung konkreter Äußerungen mittels eines abstrakten Regelsystems real (vgl. García 1997: 32).³⁴ Ohne den konkreten sprachlichen Akt, die *parole*, bleibt die Kommunikation nur eine Möglichkeit, ohne ein abstraktes geordnetes Sprachsystem, die *langue*, kann Kommunikation in einer spezifischen Sprachgesellschaft nicht gelingen und ohne *langage* fehlt es an den grundlegenden theoretischen Fähigkeiten, Zeichen zu erzeugen (vgl. García 1997: 52).

Saussures wesentliches Interesse in seinen Untersuchungen gilt dabei der *langue*; sie ist der Gegenstand der modernen Sprachwissenschaft (vgl. García 1997: 30). Die *langue* repräsentiert „eine Art sozialen Konsens oder Standard, der jede kommunikative Handlung erst ermöglicht“ (García 1997: 50–51). Die *langue* ist dabei jedoch keinesfalls als unveränderlich aufzufassen, sondern vielmehr als ein sozial und historisch wandelbares System (vgl. García 1997: 136; vgl. Jäger 2008: 54). Sie unterliegt „einer stetigen Veränderung“ (García 1997: 65). Unter der

³³ Der Vollständigkeit halber sei angeführt, dass Saussure auch die *langue* als ein historisch-soziales Produkt zugleich neurophysiologisch im Gehirn fundiert konzeptualisiert (vgl. García 1997: 53, 47).

³⁴ In Bezug auf die Arbitrarität der beiden Konzepte *langage* und *langue* kann spezifiziert werden, dass Saussure „zwischen einer universalen biologischen Prädisposition zur Sprachentwicklung, der ‚faculté du langage‘, und der ‚langue‘ als einem sozialen [wandelbaren] Phänomen“ (García 1997: 24) unterscheidet.

Perspektive der Interdependenz zwischen Individuum und Gesellschaft kann subsumiert werden, dass in die *langue* „nur diejenigen Formen ein[gehen], die in der sozialen Praxis akzeptiert und bestätigt worden sind“ (García 1997: 70; s. dazu auch García 1997: 50, 52). Weiters kann konstatiert werden, dass „der Sprachgebrauch das System zum Teil verändert, andererseits aber das System den Sprachgebrauch determiniert“ (García 1997: 70; s. dazu auch Jäger 2008: 62).

Das sprachliche Zeichen ist für Saussure psychischer Natur (vgl. Jäger 2008: 55). Des Weiteren fasst er „sprachliche Einheiten als funktionale Größen innerhalb eines formalen Systems“ (García 1997: 79; s. dazu auch Gardt 1999: 295–296) auf. Das sprachliche Zeichen besitzt für Saussure dabei zwei wesentliche Grundeigenschaften: Beliebigkeit und Linearität (vgl. Saussure 1931/2001).

2.3.3.2 Syntagma und Paradigma

In Bezug auf das Linearität-Prinzip gilt: „Das Bezeichnende, als etwas Hörbares, verläuft ausschließlich in der Zeit und hat Eigenschaften, die von der Zeit bestimmt sind“ (Saussure 1931/2001: 82).³⁵ Es stellt eine physische Ausdehnung in der Welt dar und verläuft linear. Kommunikation ist, so könnte man präzisieren, ein Aufeinanderfolgen zusammengehöriger Wörter (vgl. Saussure 1931/2001: 82). „Für die akustischen Bezeichnungen [gibt es] nur die Linie der Zeit; ihre Elemente treten nacheinander auf; sie bilden eine Kette“ (Saussure 1931/2001: 82).

Dieses Kommunikationsmodell bildet in gewissem Sinne auch das Fundament für Saussures Strukturalismus. Ergänzend kann angeführt werden: „In der linearen Aneinanderreihung (Syntagma) erhält das sprachliche Zeichen seinen Wert nur, insofern es sich von den umgebenden [Zeichen] unterscheidet“ (Scheerer 1980: 101). Ein Wert (französisch: *valeur*) ist somit „dasjenige, was eine Einheit von der anderen unterscheidet“ (García 1997: 147), wobei dabei zwischen zwei Ebenen differenziert werden kann: Nämlich „erstens interne Beziehungen zwischen den Bestandteilen des Zeichens, und zweitens Beziehungen *zwischen den Zeichen* im System“ (García 1997: 159 [Hervorhebung im Original]).³⁶

Der Mechanismus der Sprache basiert auf dem Prinzip lautlicher Gegensätzlichkeiten zum jeweils Vorausgehenden und Nachfolgenden – sei es im Zeichen selbst oder zwischen

³⁵ Saussure selbst betrachtete Sprache in seinem *Cours* als ein ausschließlich mündliches Verständigungssystem, wohingegen Schriftsprache als ein von der mündlichen Kommunikation abgeleitetes, sekundäres Sprachsystem vernachlässigbar sei (vgl. Ernst 2011: 49).

³⁶ Gardt (1999) führt bei seinen Ausführungen zum Wertebegriff das Beispiel *Gäste* an: „Nicht durch das isolierte Wort *Gäste* wird der Plural ausgedrückt, sondern durch die Tatsache, daß es in der Sprache in Opposition zu *Gast* steht [...], also durch ein relationales Phänomen“ (Gardt 1999: 296 [Hervorhebung im Original]).

verschiedenen Zeichen (vgl. Scheerer 1980: 101). Sprache ist „also vor allem ein System von Relationen, dessen Einheiten sich gegenseitig bestimmen“ (Gardt 1999: 296). Um den relationalen Systemcharakter von Sprache prägnant zusammenzufassen: „Wer immer also, und das ist das Schlagende des *valeur*-Konzepts, auf der Suche nach positiv bestimmbareren Einzelgrößen in der Sprache ist, wird auf das System als Ganzes verwiesen“ (Gardt 1999: 296 [Hervorhebung im Original]).³⁷

Neben einer syntagmatischen Beziehung, d. h. einer linearen Verkettung von Sprachzeichen auf horizontaler Ebene, können Zeichen mit anderen (im abstrakten System verfügbaren) Zeichen auch in einer assoziativen / paradigmatischen Beziehung, d. h. einer abstrakten Austauschbeziehung auf vertikaler Ebene, stehen (vgl. Bußmann 2008: 504).³⁸ „Diese assoziativen Beziehungen werden zwischen Wörtern hergestellt, die zum Beispiel gleichen morphologischen Klassen angehören [...], die inhaltlich etwas miteinander gemeinsam haben [...] oder nur ähnlich klingen“ (García 1997: 101–102).³⁹

2.3.3.3 Synchronie und Diachronie

Eine weitere wichtige Dichotomie in Saussures strukturalistischem Paradigma stellt die Unterscheidung zwischen synchroner (= Analyse zu einem bestimmten Zeitpunkt) und diachroner (= Analyse innerhalb einer Zeitspanne) Sprachbetrachtung dar (vgl. García 1997: 65). Der Strukturalismus beabsichtigt eine Beschreibung und Analyse der Gegenwartssprache und positioniert sich in dieser Hinsicht diametral zum vorherrschenden Paradigma der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft seiner Zeit (vgl. Ernst 2011: 49–50; vgl. Busch / Stenschke 2018: 28–

³⁷ Hier kann hinzugefügt werden: Der „Wert entspricht nicht der Substanz, sondern dem Verhältnis des Zeichens zu den übrigen Zeichen des Systems“ (García 1997: 128). An anderer Stelle heißt es dazu: „In Saussures Theorie stellt die *system-immanente Beziehung der Zeichen untereinander* das Zentrum der Sprachwissenschaft dar“ (García 1997: 45 [Hervorhebung im Original]).

³⁸ Der heute in der Fachliteratur verbreitete Ausdruck *paradigmatisch* zur Beschreibung der vertikalen Austauschbeziehung von Zeichen geht auf eine Umbenennung von Hjelmslev zurück (vgl. Bußmann 2008: 504). Im Originaltext spricht Saussure stattdessen von *assoziativen Beziehungen*, „da es sich um die Relation von Einzelelementen in bestimmten Umgebungen zu nur im Gedächtnis potentiell verfügbaren Austauschelementen handelt“ (Bußmann 2008: 504).

³⁹ Ein Beispiel für ein Syntagma stellt etwa der folgende Beispielsatz dar: *Das Nachbarmädchen von nebenan isst gerne Zitronenkuchen*. Das Wort *Zitronenkuchen* steht dabei beispielsweise in paradigmatischer Beziehung zu anderen austauschbaren Elementen im Sprachsystem des Deutschen wie etwa *Apfelkuchen*, *Schokoladenkuchen* oder (semantisch etwas peripherer) *Pizza*. Auch das Wort *isst* könnte unter grammatischer Perspektive beispielsweise mit *aß* oder *äße* (gebräuchlicher wäre bei letzterem vermutlich eine analytische / periphrastische Konjunktiv-Konstruktion wie *würde essen*) als einer alternativen Realisierungsvariante im verbalen Flexionsparadigma ausgetauscht werden. Andererseits könnte *isst* im genannten Beispielsatz nicht mit *essen* ausgetauscht werden, da dadurch syntagmatische Wohlgeformtheitsbedingungen des Deutschen auf horizontaler Ebene verletzt werden würden (s. zu Syntagma und Paradigma einfürend auch Ernst 2011: 54–55; Busch / Stenschke 2018: 27, 30; Bußmann 2008: 504).

29). Saussure vergleicht das Verhältnis zwischen synchroner und diachroner Sprachbetrachtung programmatisch in einer berühmt gewordenen Schachmetapher in dessen *Cours*: Für das Verständnis eines bereits begonnenen Schachspiels sind die momentanen Positionen der Schachfiguren am Spielfeld und ihr Verhältnis zueinander entscheidend, weniger bedeutsam dagegen ist die Erfassung der vorausgegangenen Züge, die in der Vergangenheit zu ebendieser Situation geführt haben (vgl. Ernst 2011: 49; s. dazu auch Saussure 1931/2001: 104–106). Demzufolge werden in strukturalistischen Untersuchungen im Zuge einer synchronen Betrachtungsweise aktuelle Relationen und Gesetzmäßigkeiten im abstrakten Sprachsystem analysiert und nicht ihre Geschichtlichkeit (vgl. Busch / Stenschke 2018: 29).

Eine diachrone Perspektive kann erklären, warum sprachliche Strukturen die Form besitzen, die sie besitzen, zumal „Sprache immer als das Erbe der vorausgehenden Epoche“ (Saussure 1931/2001: 83) zu verstehen ist. „[K]eine Gesellschaft [hat] die Sprache je anders gekannt denn als ein von den früheren Generationen ererbtes Produkt“ (Saussure 1931/2001: 84). Sprache ist Saussure zufolge vor allem ein Produkt von historischen Faktoren, „und diese Faktoren bieten die Erklärung, warum das Zeichen unveränderlich ist, d. h. jeder willkürlichen Ersetzung widersteht“ (Saussure 1931/2001: 84).

Da das sprachliche Zeichen der „Wirkung der Zeit, die sich mit der Wirkung der sozialen Kräfte [einer Sprachgemeinschaft] vereinigt“ (Saussure 1931/2001: 92), ausgesetzt ist, hat es auch durchaus das Potential, sich form- und/oder inhaltsseitig zu wandeln, wenngleich sich dieser sprachliche Wandelprozess nicht teleologisch vollzieht, zumal „sich die Psychologie der Gemeinschaft nicht [immer ausschließlich] auf rein logischem Gebiet [bewegt]“ (Saussure 1931/2001: 92).

2.3.4 Die Arbitrarität des sprachlichen Zeichens

In Saussures bilateraler Zeichenkonzeption besteht ein sprachliches Zeichen aus einem Signifikanten, d. h. einer Ausdrucksseite (z. B. die Lautkette *Baum*), und einem Signifikat, d. h. einer Inhaltsseite (z. B. das Konzept ‘Baum’) (vgl. Linke / Nussbaumer / Portmann 2004: 31–32; vgl. Busch / Stenschke 2018: 24).⁴⁰ Das Verhältnis zwischen Ausdrucksseite und Inhaltsseite ist

⁴⁰ Saussure selbst verwendete im *Cours* viele verschiedene Bezeichnungen, um das Verhältnis zwischen Ausdrucksseite und Inhaltsseite auszudrücken. Im französischen Original spricht Saussure von *signifiant* und *signifié*. An anderer Stelle verwendet er auch die Begriffsdichotomie *image acoustique* (Lautbild) und *concept* (Vorstellung), um die psychologische Dimension des sprachlichen Zeichens als mentale Repräsentation im Bewusstsein des Zeichenbenutzers stärker hervorzuheben (vgl. Linke / Nussbaumer / Portmann 2004: 31). Eine Auflistung

dabei durch (1) *Arbitrarität*, (2) *Konventionalität* und (3) *Assoziativität* geprägt (vgl. Linke / Nussbaumer / Portmann 2004: 33–36; vgl. Busch / Stenschke 2018: 24–25).

Um mit Scheerer (1980) zu sprechen, ist um „die Arbitrarität (Willkürlichkeit, Beliebigkeit) des sprachlichen Zeichens [...] die ausgedehnteste theoretische Diskussion [entstanden], die überhaupt im Zusammenhang mit Saussure geführt wurde“ (Scheerer 1980: 107). Saussure (1931/2001: 79) selbst schreibt über die Beziehung zwischen Form- und Inhaltsseite im *Cours* an einer in der (Sekundär-)Literatur vielfach zitierten Stelle:

Das Band, welches das Bezeichnete mit der Bezeichnung verknüpft, ist beliebig; und da wir unter Zeichen das durch die assoziative Verbindung einer Bezeichnung mit einem Bezeichneten erzeugte Ganze verstehen, so könnte wir dafür auch einfach sagen: [D]as sprachliche Zeichen ist beliebig (Saussure 1931/2001: 79).

Als ein bedeutendes und ebenfalls vielfach diskutiertes Argument für die Beliebigkeit des sprachlichen Zeichens führt Saussure den Umstand an, dass es in den verschiedenen Sprachen der Welt unterschiedliche ausdrucksseitige Realisierungsvarianten für die gleiche Vorstellung gibt (vgl. Saussure 1931/2001: 79). So kann etwa, um das zuvor genannte Beispiel wieder aufzunehmen, das Konzept ‘Baum’ im Deutschen durch die Lautkette *Baum*, im Englischen durch die Lautkette *tree*, im Französischen durch die Lautkette *arbre* und im Lateinischen durch die Lautkette *arbor* ausgedrückt werden. Wie Keller (1995: 27) betont, übernimmt Saussure hier das Argument von Hermogenes, der schon im *Kratylos*-Dialog auf die Verschiedenheit der sprachlichen Ausdrücke zwischen verschiedenen Städten, innerhalb einer einzelnen Stadt oder zwischen Griechen und Barbaren hingewiesen hat, um für die Konventionalitätsthese zu argumentieren (s. dazu auch Platon 2014: 13–15; Hennigfeld 2017: 232).

Saussure verwendet dabei zunächst den Ausdruck *arbiträr* in Bezug auf die Beziehung zwischen Signifikanten und Signifikat und den Ausdruck *unmotiviert* in Bezug auf den Signifikanten, wenngleich er diese Ausdrücke später im *Cours* gleichsetzt, um sie dem Begriff *motiviert* entgegenzustellen (vgl. García 1997: 108–109).⁴¹ Für Saussure gilt dabei, dass eine „ontisch oder gar metaphysisch begründete Verbindung zwischen Ausdrucks- und Inhaltsseite des Zeichens [nicht] besteht“ (Gardt 1999: 294). „Die Sprache [...] ist in keiner Weise in der Wahl

gebräuchlicher Ausdrücke findet sich bei Ernst (2011: 52), Busch / Stenschke (2018: 29) und Linke / Nussbaumer / Portmann (2004: 31).

⁴¹ Saussure definiert Arbitrarität im *Cours* in einem logisch-definitiven Sinne zumeist negativ (respektive *ex negativo*) und konzeptualisiert diese in Kontrast zur Motiviertheit. Keller (1995: 149) listet alle Arbitraritätsdefinitionen von Saussure im *Cours* inklusiver Literaturangaben chronologisch aufsteigend auf.

ihrer Mittel beschränkt, denn es ist nicht einzusehen, was die Assoziation irgendeiner beliebigen Vorstellung mit einer beliebigen Lautfolge verhindern könnte“ (Saussure 1931/2001: 89).⁴²

Über die Assoziativität des sprachlichen Zeichens schreibt Saussure, dass die beiden Seiten des sprachlichen Zeichens wie die Vorder- und Rückseite eines Blattes Papier untrennbar miteinander verknüpft sind und sich gewissermaßen im Sinne einer reziproken Evokation gegenseitig hervorrufen (vgl. Gardt 1999: 293; vgl. Linke / Nussbaumer / Portmann 2004: 35; vgl. Busch / Stenschke 2018: 24–25; s. dazu auch Saussure 1931/2001: 134).

Da das sprachliche Zeichen in einem zeichentheoretischen Sinne arbiträr ist, müssen sich Sprecher einer Sprachgemeinschaft auf eine (gesellschaftlich-kontingente) Form-Inhalts-Zuordnung verständigen, d. h. eine sprachliche Konvention etablieren respektive eine gegebenenfalls bereits bestehende sprachliche Konvention übernehmen, um verstanden zu werden und auf viable Weise mit anderen Sprachteilnehmern kommunizieren zu können (vgl. Linke / Nussbaumer / Portmann 2004: 33–34; vgl. Busch / Stenschke 2018: 24–25). „*Konventionell* in diesem Zusammenhang bedeutet: Die an sich willkürliche Bedeutung ist durch eine Abmachung stabilisiert“ (Linke / Nussbaumer / Portmann 2004: 34 [Hervorhebung im Original]).⁴³ Saussure schreibt über die Gleichzeitigkeit von Arbitrarität und Nicht-Arbitrarität sprachlicher Zeichen in Sprachgemeinschaften, „diesen beiden einander widersprechenden Tatsachen: [...] Gerade deshalb, weil das Zeichen beliebig ist, gibt es für dasselbe kein anderes Gesetz als das der Überlieferung und weil es auf die Überlieferung begründet ist, kann es beliebig sein“ (Saussure 1931/2001: 87).⁴⁴ Über den Einfluss der Zeit auf die Arbitrarität des sprachlichen Zeichens schreibt Saussure (1931/2001: 87) weiter: „Die Freiheit der Wahl wird in jedem Augenblick durch die Übereinstimmung mit der Vergangenheit in Schach gehalten: [W]ir sagen *Mensch* und *Hund*, weil man vor uns *Mensch* und *Hund* gesagt hat“ (Saussure 1931/2001: 87

⁴² An der gleichen Stelle schreibt Saussure seinen Ausführungen vorangehend über Arbitrarität und Motiviertheit: „Selbst die Mode, welche unsere Kleidung bestimmt, ist nicht völlig beliebig: [M]an kann von ihr nicht über ein gewisses Maß hinaus ausweichen, das von den im menschlichen Körper selbst liegenden Bestimmungen bestimmt wird“ (Saussure 1931/2001: 89). Interessant ist hierbei, dass Saussure jedoch zugleich keine „im menschlichen Körper selbst liegenden“, praktischen oder anderweitigen Beschränkungen für mögliche sprachliche Ausdrucksvarianten annimmt, wenngleich diese, so könnte man argumentieren, insbesondere mit Blick auf sein vorangehendes Beispiel doch sehr naheliegend gewesen wären. In Bezug auf Saussures strukturalistische Sprachkonzeption lässt sich festhalten: „Saussure [gelangt] dabei zu dieser [und anderen] Differenzierung[en] [in der Sprache] auf dem Wege progressiver Abstraktion“ (García 1997: 22; s. dazu auch Christiansen / Chater 2018: 235–236, 240).

⁴³ Keller (1995: 153) versteht, mit Verweis auf die Arbeiten von Lewis (1975), unter Konvention eine Form von Lösung für ein gesellschaftliches Koordinationsproblem, wenngleich für Keller (1995), der aristotelischen Zeichenkonzeption folgend, gilt, dass ein als arbiträr verstandenes sprachliches Zeichen diese Funktion qua seiner semiotischen Verweiskfunktion erfüllt und mithin „seine Eignung nicht in seiner Beschaffenheit begründet ist“ (Keller 1995: 153; s. dazu auch Keller 1995: 156).

⁴⁴ An anderer Stelle wird dieser Scheinwiderspruch mit den folgenden Worten prägnant zusammengefasst: „[I]n einem gewissen Sinn kann man zu gleicher Zeit von der Unveränderlichkeit und von der Veränderlichkeit des Zeichens sprechen“ (Saussure 1931/2001: 87).

[Hervorhebung im Original]). García (1997) fasst zusammen: „[D]ie arbiträren Zeichensysteme [sind] genau deshalb unveränderlich, weil sie arbiträr sind“ (García 1997: 139; s. dazu auch Saussure 1931/2001: 85). An anderer Stelle heißt es: „Weil die Zeichen Bestandteile eines Systems sind, wird der Wechsel zudem erschwert“ (García 1997: 143).

2.3.5 Sekundäre Motiviertheit

Arbitrarität ist für Saussure das wesentliche Merkmal des sprachlichen Zeichens (vgl. García 1997: 105, 123). Saussure führt in seinen Ausführungen zum Arbitraritätsprinzip Onomatopoeika oder Interjektionen als etwaige Gegenargumente an (vgl. García 1997: 116–117). Diese Beispiele werden von Saussure im *Cours* aus argumentationsstrategischen Gründen genannt, um mögliche spätere Kritik an seiner Arbitraritätskonzeption bereits antizipierend vorwegzunehmen (vgl. Saussure 1931/2001: 80). Saussure kann nachweisen, dass selbst Onomatopoeika und Interjektionen in verschiedenen Einzelsprachen ein hohes Maß an Konventionalität aufweisen und zudem insgesamt tendenziell eher als Ausnahmerecheinungen in Sprachen aufzufassen sind (vgl. Saussure 1931/2001: 81–82; vgl. Kowalewski 2015: 15–16, 24).⁴⁵ Auch „ihr symbolischer Ursprung“, so Saussure (1931/2001: 82), scheint „z. T. anfechtbar“.⁴⁶

Neben dieser Form der für Saussure vorwiegend unbedeutenden ikonischen Motiviertheit, in der „gewisse Merkmale des Signifikanten [...] von bestimmten [außersprachlichen] ‚Erfahrungen‘ der Sprecher abhängig [sind respektive anhand ebendieser Erfahrungen ausdrucksseitig (re-)konstruiert wurden]“ (García 1997: 117 [Hervorhebung im Original]), führt Saussure im *Cours* als tatsächlich bedeutende Ausnahme vom Arbitraritätsprinzip in Sprachsystemen „die innere, d.h. innersystematische oder morphologische Motiviertheit“ (García 1997: 157) an.⁴⁷ Diese wird von Saussure sekundäre Motiviertheit oder auch relative Arbitrarität genannt (vgl. García 1997: 165).⁴⁸

⁴⁵ Während etwa das Bellen eines Hundes im Deutschen lautmalerisch mit dem Wort *Wauwau* nachgebildet wird, wird im Französischen stattdessen der Ausdruck *tou-tou* gewählt (vgl. Busch / Stenschke 2018: 25; s. zu weiteren Beispielen auch Kowalewski 2015: 24).

⁴⁶ Zu beachten ist hier, dass Saussure anders als Peirce das Wort *Symbol* nicht für arbiträre Zeichen verwendet. Mit Beispielen wie etwa der Waage als Symbol der Gerechtigkeit (vgl. Saussure 1931/2001: 80) argumentiert Saussure, dass es für ein „Symbol [...] wesentlich [sei], daß es niemals ganz beliebig ist; es ist nicht inhaltlos, sondern bei ihm besteht bis zu einem gewissen Grade eine natürliche Beziehung zwischen Bezeichnung und Bezeichnetem“ (Saussure 1931/2001: 80).

⁴⁷ Das Thema der sekundären Motiviertheit wurde von Saussure selbst „am Ende seiner dritten Vorlesung [...] [im] Mai 1911 [...] und in einer handgeschriebenen Notiz [...] zu dieser Vorlesung“ (García 1997: 157) behandelt.

⁴⁸ García (1997: 163) hebt ebenfalls hervor, dass beispielsweise Lindemann (1972: 285) ähnlich wie Saussure zwischen einer *Motiviertheit durch das (Sprach-)System* und einer *ikonischen Motiviertheit*, in der außersprachliche Eigenschaften durch Ähnlichkeitsbeziehung in der Ausdrucksseite gespiegelt werden, unterscheidet (s. zu Lindemann auch Scheerer 1980: 110–111).

Während also die Beziehung zwischen Ausdrucksseite und Inhaltsseite für Saussure in einem zeichentheoretischen Sinne arbiträr ist, ist die Wahl der Ausdrucksseite in Syntagmen, in zusammengesetzten Zeichen – sei es auf Wort- oder auch auf Satzebene – nicht mehr arbiträr (vgl. García 1997: 159). Die Beliebigkeit des sprachlichen Zeichens wird dabei sowohl durch syntagmatische als auch durch assoziative Beziehungen eingeschränkt; das sprachliche Zeichen ist dadurch relativ motiviert (vgl. Saussure 1931/2001: 158; vgl. García 1997: 163; vgl. Kowalewski 2015: 15). „[D]er Begriff des relativ Motivierten enthält: 1. [D]ie Analyse des gegebenen Ausdrucks, also eine Anreihungsbeziehung; 2. [D]e[n] Hinweis auf einen oder mehrere andere Ausdrücke, also eine assoziative Beziehung“ (Saussure 1931/2001: 157).

Präziser könnte man dieses Phänomen auf Wortebene auch als morphologische oder semantische (mit Gardt (1999: 295) gesprochen: morphosemantische) Motiviertheit beziehungsweise auch als eine Art Wortbildungsstrategie beschreiben, „die in den verschiedenen Sprachen [der Welt jeweils] für [die] Ableitung von Signifikanten mittels Kombinationsregeln zur Verfügung steh[t]“ (García 1997: 160; s. dazu auch García 1997: 165). Da jede Einzelsprache andere Wohlgeformtheitsbedingungen aufweisen kann, gilt, dass die Möglichkeit der relativen Motiviertheit von Zeichen, so Saussure, gewissermaßen immer auch an das abstrakte Regelsystem einer Einzelsprache gebunden ist (vgl. García 1997: 163).⁴⁹

Im *Cours* werden mehrere Beispiele für die sekundäre Motiviertheit von Zeichen angeführt. Saussure (1931/2001) schreibt etwa über die Motiviertheit von Zahlenwörtern:

So ist *elf* unmotiviert, aber *drei-zehn* ist es nicht im selben Grade, weil es an die Glieder denken läßt, aus denen es zusammengesetzt ist [= horizontal-syntagmatische Beziehung], und an andere, die mit ihm assoziiert sind [= vertikal-paradigmatische Beziehung], z. B. *drei*, *zehn*, *vier-zehn*, *drei-und-zwanzig* usw. (Saussure 1931/2001: 156 [Hervorhebung im Original]).

Als weitere Beispiele im *Cours* werden *Schäfer* und *Dichter* als – aus heutiger sprachwissenschaftlicher Perspektive – explizite nominale Suffixderivate aus den Wörtern *Schaf* und *dichten* genannt oder das Pluralsuffix {-s} in *ships* als paradigmatisch-grammatische (Plural-)Markierung (vgl. Saussure 1931/2001: 156–157; vgl. Busch / Stenschke 2018: 106–107). Aus unmotivierten Zeichen (z. B. *drei*, *zehn*) können „relativ motivierte Zeichen („dreizehn“) zusammengesetzt werden“ (Scheerer 1980: 101), die zugleich mit anderen Zeichen im virtuellen Sprachsystem in (z. B. semantischen oder grammatischen) Beziehungen stehen (vgl. García 1997:

⁴⁹ „Saussures Thema der ‚Motiviertheit‘ ist im Grunde das klassische Thema der Wortbildung“ (García 1997: 165 [Hervorhebung im Original]).

163). Freie lexikalische Basismorpheme (z. B. *dunkel*) sind in dieser Hinsicht tendenziell unmotiviert, während zum Beispiel jedoch ihre Derivationsprodukte (z. B. *Dunkelheit*) (aufgrund der abstrakten Wohlgeformtheits-/Wortbildungsbedingungen in einer Einzelsprache) motiviert sind. García (1997: 161–162) führt als weitere Beispiele für die sekundäre Motiviertheit reguläre Pluralformen (im Gegensatz zu irregulären Pluralformen) oder reguläre Verbformen (im Gegensatz zu irregulären Verbformen) an.

„Nur ein Teil der Zeichen ist völlig beliebig“ (Saussure 1931/2001: 156). Dabei unterscheidet Saussure Grade der Motiviertheit (vgl. Scheerer 1980: 100–101; s. dazu auch Saussure 1931/2001: 156). Saussure zufolge gibt es keine Sprache der Welt, in der es überhaupt keine motivierten Elemente gibt; ebenfalls schließt er auch anhand seiner eigenen (Zeichen-)Definition die Möglichkeit einer Sprache aus, in der alles motiviert sei (vgl. Saussure 1931/2001: 158). Zwischen diesen beiden Polen, so Saussure (1931/2001: 158), aktualisieren sich die verschiedenen Zeichen- und Regelsysteme aller Einzelsprachen.

Der Sinn der sekundären Motiviertheit liegt für Saussure gewissermaßen in einem rationalen Ordnungsprinzip begründet:

In der Tat beruht das ganze System der Sprache auf dem irrationalen Prinzip der Beliebigkeit des Zeichens, das ohne Einschränkung angewendet, zur äußersten Kompliziertheit führen würde; aber der Geist bringt ein Prinzip der Ordnung und Regelmäßigkeit in einen Teil der Zeichen, und das ist die Rolle des relativ Motivierten (Saussure 1931/2001: 158).

Am Ende seiner Ausführungen im *Cours* zur sekundären Motiviertheit versucht Saussure, die Sprachen der Welt nach ihrem Motivationsgrad, „nach der größeren oder kleineren Anzahl ihrer motivierten Elemente“ (García 1997: 166), zu klassifizieren, indem er eine Einteilung in *lexikologische* Sprachen und *grammatische* Sprachen als Kategorisierungsmöglichkeit vorschlägt; wenngleich „Lexikon und Beliebigkeit einerseits, Grammatik und relative Motiviertheit andererseits [nicht] immer synonym [...] [sind], [...] [auch wenn] eine gewisse Gemeinsamkeit [besteht]“ (Saussure 1931/2001: 159).⁵⁰

⁵⁰ Für Saussure stellt „den im höchsten Grade lexikologischen Typus [...] das Chinesische dar“ (Saussure 1931/2001: 159). Etwas, was Saussure damals noch nicht wusste, war, dass das Chinesische durch viele onomatopoeische Wortbildungen geprägt ist (vgl. Van Hoey 2024: 563–564).

2.4 Zur Kontroverse hinsichtlich des Saussure'schen Arbitraritätsbegriffs

Saussures im *Cours* entworfene und mit internen Widersprüchen behaftete Theorie zur Arbitrarität des sprachlichen Zeichens – insbesondere dessen terminologische Gleichsetzung von Arbitrarität und Unmotiviertheit (vgl. Conrad 1985: 107; vgl. Kowalewski 2015: 15) – bildete „den Ausgangspunkt für eine umfassende und anhaltende Diskussion über die Arbitrarität des Zeichens“ (Conrad 1985: 107). Es scheint, dass diese internen „theoretische[n] Schwierigkeiten“ (Conrad 1985: 107), diese von Saussure „gestiftete Verwirrung[,] [sogar bis heute] noch längst nicht vollständig überwunden ist“ (Conrad 1985: 111; s. dazu auch Panther 2021: 311; Radden 2021: 290–292).

In Bezug auf interne Widersprüche in Saussures Arbitraritätskonzeption kann mit Blick auf das vorangegangene Kapitel 2.3.5 konstatiert werden, dass (1) Saussure das sprachliche Zeichen zwar als arbiträr (= unmotiviert) definiert, dass es aber in Saussures Zeichenkonzeption zugleich motivierte beziehungsweise relativ motivierte Zeichen gibt (s. dazu auch Conrad 1985: 107–108). Des Weiteren kann mit Blick auf das Kapitel 2.3.4 vorliegender Masterarbeit konstatiert werden, dass (2) die Form-Inhalts-Zuordnung zwar ebenfalls auf gesellschaftlicher Übereinkunft gründet, dass diese Konvention jedoch gewissermaßen zugleich in der konkreten Kommunikationssituation notwendig und für das einzelne Individuum unabänderlich gelten muss (s. dazu auch Busse 2009: 29; Benveniste 1974: 66).

Diese und andere (vermeintliche) Widersprüche führten im 20. Jahrhundert dazu, dass manche Linguisten, welche Saussures Arbitraritätsbegriff kritisch betrachteten, auch eigene Theorien und Lösungsansätze formulierten, um die im *Cours* auftretenden Unstimmigkeiten zu überwinden (vgl. Conrad 1985: 107–109).

Benveniste – hier als bedeutendstes Beispiel für eine von zwei Hauptargumentationsrichtungen in der Saussure-Kritik angeführt (vgl. Conrad 1985: 108–109) – argumentierte etwa, gewissermaßen der aristotelischen Zeichenkonzeption folgend, dass die Beziehung zwischen Signifikant und Signifikat für das einzelne Individuum in einer Sprachgesellschaft notwendig sein müsse, dass jedoch die Beziehung zwischen dem sprachlichen Ausdruck (z. B. die Lautkette *Hund*) und dem tatsächlich außersprachlich Bezeichneten (z. B. ein konkreter Hund, auf den verwiesen wird) arbiträr sei (vgl. Conrad 1985: 109; vgl. Scheerer 1980: 108–109; vgl.

Jakobson 1965/2017: 83).⁵¹ Benveniste scheint damit zu versuchen, die Gleichzeitigkeit von allgemeiner zeichentheoretischer Arbitrarität und historisch-gesellschaftlicher Notwendigkeit, welche die Voraussetzung für jede viable Kommunikation in einem größeren Ausmaß bildet, diesen terminologischen Widerspruch zweier vermeintlich unvereinbarer Eigenschaften im sprachlichen Zeichen, durch zwei verschiedene semiotische Relationsbeziehungen (hier: durch eine intensionale und extensionale Beziehung) aufzulösen (vgl. Scheerer 1980: 109). Benvenistes Ansatz wurde jedoch „in einer kurz danach veröffentlichten offiziellen Stellungnahme von Vertretern der Genfer Schule zurückgewiesen [...], verbunden mit einer ausdrücklichen Ablehnung, sich auf eine philosophische Diskussion über die Beziehung zwischen Denken und Realität einzulassen“ (Conrad 1985: 109; s. dazu auch Scheerer 1980: 109). Auch Conrad (1985) führt kritisch an, dass es gewissermaßen „gleichgültig [für die zeichentheoretische Arbitraritätsdebatte] ist, ob [nun unter dem Bezeichneten] das ‚Konzept‘ oder das reale Objekt verstanden wird“ (Conrad 1985: 111 [Hervorhebung im Original]).⁵²

Einen anderen Ansatz vertrat beispielsweise Otto Jespersen, der in Bezug auf die phylogenetische Sprachentwicklung annahm, dass sich Sprache durch eine Art naturgemäße „Nachahmung der Dinge entwickelt hat“ (Coseriu 2003: 44; s. dazu auch Keller 1995: 168–169). Arbitrarität und Motiviertheit werden durch Synchronie und Diachronie erklärt, indem eine unter synchroner Perspektive erscheinende Unmotiviertheit unter diachroner Perspektive als opak gewordene Motiviertheit interpretiert werden kann (vgl. Conrad 1985: 109; vgl. Coseriu 2003: 44; vgl. Jakobson 1965/2017: 83; s. dazu auch Panther 2021: 309). In dieser Hinsicht hat Saussure im *Cours* – Jespersen zufolge – „die Rolle der Willkürlichkeit in der Sprache maßlos überbetont“ (Jakobson 1965/2017: 83). Allerdings sei mit Conrad (1985: 109) hinsichtlich dieser „zweite[n] Richtung“, für die exemplarisch Jespersen genannt wurde, kritisch angemerkt, dass selbstredend sprachliche Ausdrücke auch unter synchroner Perspektive als motiviert erkannt werden können und auch dieser Ansatz die grundsätzliche Frage nach der Beziehung zwischen Ausdrucksseite und Inhaltsseite mit Verweis auf die Konzepte Synchronie und Diachronie nicht vollständig lösen kann (vgl. Conrad 1985: 109).

In Bezug auf die Verwendung des Begriffs *Arbitrarität* in der Forschungsliteratur lässt sich anmerken, dass „seit [...] [Saussure] mehrere Bezeichnungen zur Charakterisierung der

⁵¹ Benveniste nannte diese „psychisch bedingte Notwendigkeit“ (Nieragden 2013: 71) der Verbindung von Ausdrucksseite und Inhaltsseite für einen konkreten Sprecher in einer spezifischen Sprachgemeinschaft auch *konsubstantiell* (vgl. Nieragden 2013: 71; vgl. Kuester 2013: 30–31; s. dazu auch Benveniste 1974: 68).

⁵² Der Redlichkeit halber muss jedoch hinzugefügt werden, dass manche Stellen im *Cours* tatsächlich suggerieren, dass „Saussure [...] [auch] über die Verbindung von Zeichen mit der außersprachlichen Wirklichkeit gesprochen [hat]“ (Scheerer 1980: 113). Dabei handelt es sich jedoch „um mißverständliche Wiedergaben durch die Herausgeber[,] [die] keine Quellengrundlage [besitzen]“ (Scheerer 1980: 113).

Arbitrarität verwendet und dabei oft bedenkenlos gegeneinander ausgetauscht werden“ (Conrad 1985: 109). Konkret wird dabei die arbiträre Beziehung zwischen Ausdrucks- und Inhaltsseite in der Literatur als (a) unmotiviert, (b) nicht natürlich, (c) nicht kausal / ursächlich oder (d) nicht notwendig definiert (vgl. Conrad 1985: 109–110). In den meisten Fällen werden diese Definitionen jedoch synonym und, wie auch schon bei Saussure selbst, in den entsprechenden Texten auch als Erklärungen füreinander verwendet (vgl. Conrad 1985: 110).

Saussure selbst ging es aber in dessen *Cours* um die Frage, „inwieweit bei einer Zeichenkonstellation $Z(a, b)$ die Bezeichnung a durch das Bezeichnete b *zwangsläufig* determiniert ist“ (Conrad 1985: 110 [Hervorhebung im Original]). Für die spätere Rezeptionsgeschichte wurde der Arbitraritätsbegriff vor allem dadurch problematisch, dass Saussure diesen „Aspekt einer *durch die Beschaffenheit von b selbst begründeten Notwendigkeit* der Beziehung $Z(a, b)$ [...] durch seine Definition der Arbitrarität als Unmotiviertheit abgeschwächt [hat] auf die Festlegung bloßer *ursächlicher* Beziehungen zwischen a und b “ (Conrad 1985: 110 [Hervorhebung im Original]; vgl. Kowalewski 2015: 15). In einem zeichentheoretisch-abstrakt intendierten Sinne, um den es Saussure in seiner Sprachkonzeption ging (vgl. Kuester 2013: 30–31), bedeutet Arbitrarität nur, „daß zwischen a und b kein *notwendiger* Zusammenhang besteht“ (Conrad 1985: 111 [Hervorhebung im Original]). Diese zeichentheoretisch-abstrakt gegebene Arbitrarität in Bezug auf die Festlegung einer Form-Inhalts-Zuordnung „schließt einen ursächlichen Zusammenhang zwischen a und b im Sinne einer Motivationsbeziehung keineswegs aus, sondern läßt diese Möglichkeit im Gegenteil offen“ (Conrad 1985: 111 [Hervorhebung im Original]; s. dazu auch Keller 1995: 150). Saussure begrenzte jedoch zudem in seiner Theorie mögliche Einflussfaktoren auf die Auswahl der Ausdrucksseite auf Gründe, die im Signifikat selbst lagen (vgl. Conrad 1985: 110), wenngleich „man [...] das Problem der Motivation aber auch darüber hinaus ausdehnen [kann] auf außerhalb von b liegende Motive für die Wahl einer Bezeichnung, wie dies gelegentlich auch getan worden ist“ (Conrad 1985: 110 [Hervorhebung im Original]).

Abschließend lässt sich argumentieren, dass in Wirklichkeit nicht die Motiviertheit das Gegenteil von Arbitrarität sei, sondern „die [(soziale)] Determiniertheit des sprachlichen Zeichens“ (Conrad 1985: 111). Nur so, argumentiert Conrad (1985: 111), könnte man die internen Widersprüche im *Cours* überwinden.

Einen ähnlichen Ansatz wie Conrad (1985) verfolgt auch Keller (1995). Er wendet sich gegen die Gleichsetzung des Begriffs *Arbitrarität* mit *Unmotiviertheit* und plädiert stattdessen dafür, „von motivierten arbiträren Zeichen [...] und unmotivierten arbiträren Zeichen [...] zu reden“ (Keller 1995: 156; vgl. Keller 1995: 150; s. dazu auch Kowalewski 2015: 27–28; s. zu logischen Einwänden gegen das Arbitraritätsprinzip auch Keller 1995: 27).

3 Syntaktische Strukturen und Motiviertheit

3.1 Sprachliche Motiviertheit

Zu Beginn des Kapitels soll zunächst eine Begriffsbestimmung des Ausdrucks *Motivation* (lat. *movere*; dt. *bewegen*) vorgenommen und den weiteren Ausführungen vorangestellt werden (vgl. Duden 2020a: 566; s. dazu auch den Eintrag *Motivation* im DWDS). Der Rechtschreib-Duden (2020b) definiert *Motivation* allgemein als „die Beweggründe, die das Handeln eines Menschen bestimmen“ (Duden 2020b: 789). In der Sprachwissenschaft wird der Begriff als *terminus technicus* in einem präziseren Sinne verwendet (vgl. Panther 2021: 297). Conrad (1985) schreibt über sprachliche Motivation: „Bei der Motiviertheit geht es darum, *Ursachen, Gründe, Anlässe* dafür zu nennen, weshalb etwas auf bestimmte Weise bezeichnet wird“ (Conrad 1985: 110 [Hervorhebung im Original]). Panther (2021: 297) definiert sprachliche Motiviertheit als „relation between a motivational source and a linguistic target“, wobei die Ausdrucksseite eines sprachlichen Zeichens dabei durch „*language-internal* and *language-external* factors, such as cognition, experience, perception, and sociocultural contexts“ (Panther 2021: 297 [Hervorhebung im Original]) beeinflusst werden kann. Die Beziehung zwischen motivational instanziiertem Realisierungsprädisposition und einer spezifischen linguistischen Realisierungsvariante in einer Einzelsprache – beziehungsweise einer bereits standardisierten Realisierungskonvention auf phonetisch-phonologischer, morphologischer oder syntaktischer Systemebene – ist dabei jedoch, um Missverständnisse zu vermeiden, keinesfalls als vollumfänglich deterministisch aufzufassen (vgl. Panther 2021: 297; vgl. Radden / Panther 2004: 4).

Sprachliche Motiviertheit gilt insbesondere in funktionalistisch und (neuro-)kognitiv orientierten Sprachmodellen als wichtiges Erklärungskonzept, weshalb einzel- und/oder übereinzelsprachlich bestimmte sprachliche Realisierungsvarianten gegenüber anderen Realisierungsvarianten statistisch signifikant häufiger bevorzugt werden (vgl. Panther 2021: 298). Motivation ist, wie Panther (2021: 301) betont, ein skalaras Konzept der Beeinflussung von Form-Inhalts-Paarungen.

In der germanistischen Sprachwissenschaft wird seit der posthumen Herausgabe von Saussures *Cours* sprachliche Motiviertheit weitestgehend synonym mit sekundärer Motiviertheit bei morphologischen Wortbildungsprozessen behandelt (vgl. Bußmann 2008: 458; vgl. Eins 2016: 448–449; vgl. Elsen 2014: 296), wenngleich die verschiedenen Einflussfaktoren, die bei der Konstituierung einer Einzelsprache wirksam sind, weit über (sprach-)systeminterne

Motivationsfaktoren hinausgehen und zugleich auch auf nahezu allen Systemebenen relevant sein können (vgl. Panther 2021: 311).

Die Ermittlung der zugrundeliegenden motivationalen Gründe, weshalb Sprecher in einer Sprachgemeinschaft in einem konkreten zeitlichen und räumlichen Kontext bestimmte sprachliche Varianten gegenüber anderen Varianten beziehungsweise hypothetisch möglichen Varianten im abstrakten Zeichen- und Regelsystem vorgezogen haben, ist keinesfalls immer eindeutig ermittelbar, zumal in den seltensten Fällen ein einziger Faktor die Etablierung einer Realisierungsvariante vollumfänglich erklären kann (vgl. MacWhinney 2014: 385; vgl. Newmeyer 2014: 314; vgl. Christiansen / Chater 2016: 14; vgl. Christiansen / Chater 2018: 64; vgl. Christiansen / Chater 2008: 503; vgl. Chater / Christiansen 2010: 626; vgl. Radden / Panther 2004: 33). Des Weiteren gilt es hervorzuheben, dass Motivationsfaktoren außerdem auch zumeist in einem indirekten, d. h. für die Sprachbenutzer nicht bewussten Wettstreit miteinander stehen (vgl. Newmeyer 2014: 299; s. dazu auch Christiansen / Chater 2018: 61–62; Klein 2007).⁵³

Im Rahmen eines möglichen Versuchs einer synchronen Rekonstruktion der wesentlichen Faktoren, die Einfluss auf die Sprachstruktur einer Einzelsprache genommen haben, muss im Idealfall auch die diachrone Sprachentwicklung mit ihren historisch-kontingenten linguistischen (beziehungsweise auch außersprachlichen) Herausforderungen einbezogen werden – ein wichtiger Umstand, auf den unter anderem Newmeyer verweist: „The basic problem is that the forces (functional or otherwise) that bring a construction into a language are not necessarily the same ones that keeps it there“ (Newmeyer 2014: 304; vgl. Lehmann 2007: 116).⁵⁴

MacWhinney (2014: 381) vergleicht infolgedessen die Erforschung wichtiger neurokognitiver Sprachverarbeitungsdispositionen sowie die Hypothesenbildung zu systemexternen und systeminternen Einflussfaktoren, welche vermutlich die verschiedenen Sprachen der Welt geformt haben, in einer Analogie methodologisch auch mit der Vorgangsweise von

⁵³ Da der Begriff *Motivationsfaktoren* unter Umständen notwendig ein intentionales, bewusst-zweckmäßiges Handeln suggerieren könnte, soll in den folgenden Unterkapiteln stattdessen der neutralere Ausdruck *systemexterne und systeminterne Einflussfaktoren* verwendet werden (s. kritisch zu Modellen von *direct competition* auch Newmeyer 2014: 303–305).

⁵⁴ Zeit ist ein überaus wichtiger Einfluss zum Verständnis gegenwärtiger Konstruktionen und abstrakter Grammatikregeln. Newmeyer (2014: 313) schreibt an anderer Stelle zusammenfassend: „[L]anguages are filled with constructions that arose in the course of history to respond to some functional pressure, but, as the language as a whole changed, the resultant elements of grammar ceased to be very good responses to that original pressure“. Ein Beispiel für die Wichtigkeit des zeitlichen Aspekts von Motivationsfaktoren zum Verständnis der Sprachentwicklung – hier als Beispiel eines bedeutenden Zeitfensters in der ontogenetischen Sprachentwicklung – führt etwa Spitzer (1928/1961: 98) an, indem er darauf verweist, dass die ersten Wörter von Kindern, meist *Mama* oder *Papa*, Vokale und Konsonanten beinhalten, die sowohl transparent vom Gesicht der engsten Vertrauenspersonen ablesbar sind als auch aufgrund ihrer simplen Artikulation überaus einfach reproduzierbar sind (vgl. z. B. [z] oder [k] als intransparente Laute, da deren sprachmotorische Erzeugung für ein Baby weitestgehend unsichtbar bleibt) (s. dazu historisch auch Grimm / Grimm 1854: 1). Solche Beschränkungen auf phonetisch-phonologischer Systemebene gelten in späteren Lebensabschnitten jedoch nicht mehr.

Evolutionsbiologen, die gewissermaßen gleichsam retrospektiv die Entwicklung und Distribution von Merkmalen und Strukturen in der Gegenwart – zum Beispiel im Bereich der Genetik oder Epigenetik – anhand von raumzeitlichen Entwicklungen, zugrundeliegenden kognitiven oder biologischen Ressourcen sowie kontingent-diachronen Adaptions- und Vererbungsprozessen zu rekonstruieren versuchen (vgl. Radden / Panther 2004: 10).

Sprache ist in MacWhinneys „competing motivations approach“ (Malchukov 2014: 20) ein Wettbewerb konkurrierender linguistischer Realisierungsvarianten respektive – diesen zugrundeliegend – konfligierender Motivationsfaktoren, welche die (oberflächengrammatische) sprachliche Variation überhaupt erst erzeugt haben: „The forms of language arise from [...] complex interaction of [...] underlying motives“ (MacWhinney 2014: 367; s. zu Wettbewerbsmodellen in der Germanistik auch Wöllstein 2014: 41–48; Primus 2012: 52–54; Hennig 2017: 27–30; Duden 2021: 21–22; Keller 2014: 160–163). Moravcsik (2014) argumentiert deshalb auch: „Thus, the ultimate locus of competing motivations must be **individual minds**“ (Moravcsik 2014: 12 [Hervorhebung im Original]; s. dazu auch Kowalewski 2015: 20). Die Konventionen sprachlicher Strukturen und ihr kommunikativer Gebrauch sind „motivated by principles that [in the widest teleological sense] guide successful and efficient communication“ (Panther 2021: 308; s. dazu auch Panther 2021: 309; Radden / Panther 2004: 30–31). MacWhinney (2014: 386) spricht im Zusammenhang mit der phylogenetischen Sprachentwicklung in Anlehnung an Charles Darwin mithin auch von „proliferation, competition, and selection“ (vgl. MacWhinney 2014: 365; s. dazu auch Keller 2014: 196–197; Chater / Christiansen 2010: 627, 624–625; s. zu Darwin und Sprache auch Christiansen / Chater 2018: 19–20, 42–43; Christiansen / Chater 2008: 2008: 498; Chater / Christiansen 2010: 623).

Der sogenannte *competing motivations approach* wurde „in the 1980s by Du Bois (1985), Haiman (1985b), and Croft (1990)“ (Malchukov 2014: 20) entwickelt. Später wurden Modelle wie die *Optimality Theorie* (OT), das *Competition Model* (CM) oder das *Unified Competition Model* (UCM) entwickelt, um spezifische konkrete oder mögliche linguistische Beschränkungen in Einzelsprachen, sogenannte *constraints*, beziehungsweise zugrundeliegende Motivationsfaktoren oder Beschränkungen zu hierarchisieren und synchrone Regelsysteme als Ergebnis von *constraint rankings* zu erklären (vgl. Newmeyer 2014: 301–302; vgl. MacWhinney 2014: 365–366, 376; vgl. Malchukov 2014: 20; vgl. Bornkessel-Schlesewsky / Schlewsky 2014: 124–125; vgl. Bergmann 2013: 85; vgl. Christiansen / Chater 2018: 54, 56–57, 65; vgl. Lühr 2007: 142–143; s. dazu auch Bresnan 1997; Bresnan / Aissen 2002; Aissen 2003; Bates / MacWhinney 1987; MacWhinney 2012).

Die Frage, wie viele grundlegende (Basis-)Motivationsfaktoren im Sinne einer viablen geisteswissenschaftlichen Theorie- und Modellbildung angenommen werden sollten, ist in der Forschung unterschiedlich beantwortet worden. Eine frühe und zugleich für die weitere sprachwissenschaftliche Auseinandersetzung sehr prominent gewordene Auffassung vertrat Georg von der Gabelentz (1901: 181–185), der zwischen *Bequemlichkeit* und *Deutlichkeit* unterschied (vgl. Moravcsik 2014: 3 [bezugnehmend auf Gabelentz 1901: 181–185]; vgl. Wälchli / Ender 2013: 132; vgl. Futrell et al. 2020: 371; vgl. Haspelmath 2021: 624; vgl. Christiansen / Chater 2018: 57; s. einführend zu den konfligierenden systemexternen Prinzipien sprachliche Ökonomie und Deutlichkeit im Deutschen auch Haspelmath 2009: 212–218; s. zu ausführlichen Literaturangaben auch Haspelmath 2021: 624). Es handelt sich hierbei um einen Konflikt zwischen einem prototypisch sprecherseitig präferierten Strukturabbau und einem prototypisch hörerseitig präferierten Strukturaufbau; eine Unterscheidung, die beispielsweise auch MacWhinney (2014) in seiner Theorie weitestgehend mit dem Oppositionspaar *Easiness* und *Faithfulness* übernommen hat (vgl. MacWhinney 2014: 371; vgl. Moravcsik 2014: 3).⁵⁵ In Bezug auf das Konzept *Easiness* schrieb MacWhinney (2014: 371): „The application of Easiness is facilitated by the fact that speech is so redundant that the listener can still extract the message despite omissions and assimilations“. Wie bei Moravcsik (2014: 3–4) zu lesen, waren bei Haiman (1983), wie auch in vielen seiner späteren Werke, vor allem die beiden Konzepte Ikonizität und sprachliche Ökonomie von großer Bedeutung.⁵⁶

⁵⁵ Konkret bedeutet *Faithfulness* eigentlich, dass grammatische Funktionen ausdrucksseitig ikonisch immer jeweils mit einem korrespondierenden Element abgebildet werden, beziehungsweise tragen Faithfulness Constraints „Sorge dafür, dass Input und Output miteinander übereinstimmen“ (Bergmann 2013: 85; vgl. MacWhinney 2014: 374; vgl. Lühr 2007: 164). Dieses Ideal ikonischer Form-Funktions-Paarungen zeigt sich vor allem bei den sogenannten agglutinierenden Sprachen, während dieses Muster bei den flektierenden Sprachen, per Definition, nicht immer vorkommt (vgl. Blumenthal-Dramé / Kortmann 2013: 302–304; vgl. Elsen 2014: 18; vgl. Hentschel 2023: 8–10; vgl. Marzi et al. 2020: 231–233; vgl. Bußmann 2008: 15, 193–194). Mit Elsen (2014) kann zusammengefasst werden: „Mit jedem Morphem nur eine Bedeutung zu verbinden ist eindeutig und transparent, ergibt aber lange Wörter. Mit einem Morphem viele Bedeutungen zu verbinden ist ökonomisch, aber nicht eindeutig. Die agglutinierenden Sprachen haben sich für die erste Lösung entschieden, die flektierenden für die zweite“ (Elsen 2014: 18; vgl. Hentschel 2023: 8–10; s. zu *Uniformity* auch Haspelmath 2006: 59).

⁵⁶ Spezifische oder nur hypothetisch im virtuellen Sprachsystem mögliche Variation (z. B. auf der linguistischen Systemebene der Morphosyntax) kann auf unterschiedliche Einflussfaktoren beziehungsweise Ursachen zurückzuführen sein (vgl. Moravcsik 2014: 5). Diese Einflussfaktoren müssen jedoch nicht immer funktionalistisch im engeren Sinne sein. Newmeyer (2014: 305) weist in diesem Zusammenhang auch auf den Einfluss sozialer Faktoren wie etwa der Tendenz von Sprachgruppen hin, die soziale Gemeinschaft auch mit entsprechenden Sprachvarietäten abzubilden (vgl. dazu auch Dialekte oder Formen von Jugendsprache), wenngleich diese Varietäten außerhalb der rein sozialen (Markierungs-)Funktion unter einer Effizienz- oder Kommunikationsperspektive unter Umständen sogar als weitestgehend dysfunktional eingestuft werden können. An dieser Stelle sei auch auf den Einfluss sozial-indexikalischer Bewertungen auf das Sprachsystem verwiesen. Newmeyer (2014: 307) zitiert in seinem Artikel etwa ein Beispiel von Polenz (1972: 99–100), der darauf verweist, dass das hohe Prestige im Bildungswesen für die seinerzeit insgesamt im Rückgang begriffenen synthetischen Kasusendungen im Deutschen der allgemeinen Sprachwandeltendenz stark entgegengewirkt hat.

Eine andere Schematisierungshypothese zu konfligierenden zugrundeliegenden Motivationsfaktoren und ihrem Einfluss auf das abstrakte Zeichen- und Regelsystem von Einzelsprachen findet sich in einem aktuelleren Artikel von Dingmanse et al. (2015), in dem, wie von den Autoren ausdrücklich betont, mindestens zwei wichtige Formen der Nicht-Arbitrarität angenommen werden müssen: Ikonizität und Systematizität (vgl. Dingmanse et al. 2015: 603–604). Dingmanse et al. (2015) argumentieren, dass Arbitrarität, Ikonizität und Systematizität innerhalb des synchronen Sprachgebrauchs als auch in der ontogenetischen und phylogenetischen Sprachentwicklung selbst wichtige Funktionen in Bezug auf Sprachverarbeitung und Lernbarkeit erfüllen beziehungsweise erfüllt haben und für die Sprachbenutzer einer Sprachgemeinschaft durch ihre je unterschiedlichen Affordanzen einen hohen kommunikativen Nutzen besitzen (vgl. Dingmanse et al. 2015: 608, 612). Ikonische Wörter und Strukturen übertragen „sensory [...] [and] perceptuomotor information“ (Dingmanse et al. 2015: 610) und können damit beispielsweise jüngere Kinder beim Lernen von neuen Wörtern oder der Unterscheidung von neuen Kategorien unterstützen (vgl. Dingmanse et al. 2015: 604, 610; s. dazu auch Radden 2021: 273, 290),⁵⁷ während Systematizität durch „statistical differences in word forms [...] listeners and learners“ helfen kann, grammatische Kategorien zu identifizieren, und insgesamt die Informationsstruktur im linguistischen Symbolsystem und den kognitiven Mnemoaufwand deutlich effizienter gestalten kann (Dingmanse et al. 2015: 617; s. dazu auch Haspelmath 2014: 208).⁵⁸

Wie Panther (2021: 311) betont, handelt es sich jedoch noch um ein großes Desiderat in der Sprachwissenschaft, die verschiedenen Einflussfaktoren auf Sprache zu bestimmen, zu systematisieren und die genauen Mechanismen zur Auflösung von konfligierenden, zugrundeliegenden Motivationsfaktoren, die zur Herausbildung der verschiedenen Regelsysteme in Einzelsprachen führen, zu erklären: „Desiderata for future research include more work on competing motivations and the way that motivational conflicts are resolved“ (Panther 2021: 311). Auch Malchukov (2014) schreibt über die Größe dieses Vorhabens: „the task of [...] establishing the nature and psycholinguistic mechanisms behind individual constraints [and the motivations

⁵⁷ Dingmanse et al. (2015: 605) stellen zudem in Bezug auf ikonische Wörter mit Verweis auf eine sich sinnlich ähnlich darbietende außersprachliche Wirklichkeit für Sprachbenutzer folgende Hypothese auf: „The perceptual analogies in iconicity transcend languages and may be universal“. Siehe zu einer kritischen Auseinandersetzung mit dieser Position auch Radden (2021: 291).

⁵⁸ Auch Arbitrarität erfüllt Dingmanse et al. (2015: 610–611) zufolge eine wichtige Funktion in der Sprache, indem sie ein hohes Maß an Ausdrucks- und Kombinationsmöglichkeiten erlaubt, die nicht an sensomotorische Erfahrungen oder an abstrakte und bereits bestehende systeminterne Klassen des Sprachsystems gebunden sein müssen. Dingmanse et al. (2015: 612) argumentieren deshalb auch, dass alle Sprachen arbiträre, ikonische und (einzelsprachintern-)systematisierte Form-Inhalts-Paarungen im Sinne ihrer eigenen Systemoptimierung beinhalten (s. dazu auch Askedal 1993: 20).

behind linguistic selection] [...] can only be achieved through a concerted effort of a linguistic and psycholinguistic community“ (Malchukov 2014: 41).⁵⁹

Nachfolgend sollen in den folgenden Unterkapiteln die in der linguistischen Forschung wichtigsten und verbreitetsten Motivationsfaktoren und einschlägigen Theorien dargestellt und erörtert werden. Übergeordnetes Ziel ist es dabei, mit wenigen grundlegenden systemexternen und systeminternen Einflussfaktoren die Konstituierung fundamentaler syntagmatischer Strukturen im Deutschen zu erklären. Der Verfasser der Masterarbeit schlägt als übergeordnete Kategorisierung eine semiotische Relation zwischen Ausdrucksseite und (1) außersprachlicher Wirklichkeit / Inhaltsseite, (2) Zeichensystem und (3) internen Verarbeitungsprozessen vor.

3.2 Sprachstrukturen als *bottom-up*-Hinweissysteme zur korrekten Interpretation semiotisch vermittelten Wissens

In modernen funktionalistisch ausgerichteten Theorien werden abstrakte Zeichen- und Regelsysteme sprachübergreifend meist unter der Anforderungsperspektive einer effizienten und viablen Sprecher-Hörer-Kommunikation erklärt (vgl. Futrell et al. 2020: 371; vgl. Futrell 2019: 2; vgl. Bornkessel-Schlesewsky / Schlesewsky 2014: 107; vgl. Haspelmath 2021: 624; vgl. Haspelmath 2009: 212–213; vgl. Lühr 2007: 143; s. zu einer ausführlichen bibliographischen Auflistung dazu auch Futrell et al. 2020: 371). Futrell et al. (2020: 371) schreiben dazu auch: „The idea is that languages are shaped by a trade-off between information transfer and ease of production and understanding under the information-processing constraints inherent to the human brain“. Da im Wesentlichen alle Sprachen vor den gleichen darstellungstechnischen Problemen im Zusammenhang einer zeitlich-linearen (prototypisch akustisch-phonologischen) Informationsübermittlung stehen, haben sich in den verschiedenen Sprachen der Welt oftmals auch ähnliche Lösungsstrategien entwickelt (vgl. Knobloch 2016: 736–737; vgl. Haspelmath 2009: 212–216; vgl. Dotter 1990: 18–20, 119–120; vgl. Christiansen / Chater 2018: 57–58; s. zur Idee linguistischer Universalien auch Knobloch 2016: 736–737; Evans / Levinson 2009: 436–439; Bußmann 2008: 764; Christiansen / Chater 2018: 85–87; s. zu den verschiedenen Arten von typologischen Universalien auch Blumenthal-Dramé / Kortmann 2013: 288–289; Evans /

⁵⁹ Das gesamte Vorhaben kann dabei im weitesten Sinne auch als sprachliches Entscheidungs- und Handlungsmodell aufgefasst werden, das selbst wieder Teil übergeordneter biologisch-psychologischer handlungstheoretischer Erklärungsmodelle ist. Moravcsik (2014: 14) schreibt dazu auch: „The study of competing motivations in language is revealed as part of the fundamental issue of conflict resolution in the world“.

Levinson 2009: 437–439; Evans / Green 2006: 58–59; s. zum Einfluss der genealogischen Verwandtschaft auf die Sprachstruktur Skirgård et al. 2023: 2–4, 8; s. zum Einfluss außersprachlich-gesellschaftlicher Faktoren auch Ernst 2021: 30–33).⁶⁰

Sprachliche Zeichen sind unter kommunikativer Sicht, um mit Keller (1995) zu sprechen, im Allgemeinen „[intersubjektiv geteilte] Mittel, dem anderen [auf eine (weitestgehend) konventionalisierte Weise in einer Situation geteilter Aufmerksamkeit] erkennen zu geben, zu welchen Schlüssen [d. h. zu welchen außersprachlichen Sachverhaltsdarstellungen oder Handlungen] man ihn bewegen möchte“ (Keller 1995: 170; s. dazu auch Keller 2014: 208; Tomasello 2022a: 192–193). Wichtig ist an dieser Stelle jedoch darauf hinzuweisen, dass sprachliche Strukturen zwar in linguistischen Untersuchungen weitestgehend von einer kontingent-pragmatischen Kommunikationssituation abstrahiert werden können, der pragmatische Kommunikationskontext selbst aber die Sprachverwendung von Sprachbenutzern in hohem Maße steuert, zumal Sprecher ihren Sprachgebrauch beispielsweise strategisch u. a. an der entsprechenden Situation, ihrem Gegenüber, dem geteilten gemeinsamen Weltwissen oder eigenen kommunikativen Zielen bewusst oder unbewusst ausrichten (vgl. Linke / Nussbaumer / Portmann 2004: 201; vgl. Haspelmath 2021: 624–625). Bezüglich dem Einfluss des pragmatischen Kommunikationskontextes auf den Sprachgebrauch und die Interpretation von Sprache kann mit Linke / Nussbaumer / Portmann (2004) zusammengefasst werden: „Pragmatik ist das, was im Sprachgebrauch die Form [= Ausdrucksseite] und/oder die Interpretation sprachlicher Äußerungen [= Inhaltsseite] regelhaft beeinflusst kraft der Tatsache, dass Sprache in einer Situation und zur Kommunikation, zum sprachlichen Handeln mit anderen, gebraucht wird“ (Linke / Nussbaumer / Portmann 2004: 201; s. zum Einfluss des visuellen Kontexts auf die Sprachverarbeitung / Interpretation des sprachlichen Zeichens auch Tanenhaus et al. 1995: 1632–1634; Spivey et al. 2002: 465; Altmann / Kamide 1999: 247–248, 258–260; Altmann / Mirković 2009: 587–588, 590; Ryskin / Nieuwland 2023: 1032–1034).⁶¹

⁶⁰ Autoren wie Ong (2016: 7–8, 12) heben den Einfluss der mündlichen Kommunikation innerhalb der phylogenetischen Sprachentwicklung hervor, zumal das Kommunikationsstadium der Oralität gewissermaßen jedem (sekundären) kodifizierten natürlichsprachlichen Kommunikationssystem vorausgeht und zudem darüber hinaus auch die meisten Sprachen nicht verschriftlicht wurden (vgl. Ong 2016: 8; vgl. Evans / Levinson 2009: 432; vgl. Dehaene / Cohen 2007: 386; vgl. Müller 1990: 236–237). Unter phylogenetischer Perspektive muss jedoch ebenfalls hervorgehoben werden, dass jedem mündlichen oder schriftlichen Sprachsystem immer auch eine außersprachliche Wirklichkeit vorausgeht (vgl. Dotter 1990: 21). Mit Dotter (1990) kann argumentiert werden: „Das Ernstnehmen der Wahrnehmung als einer der Grundlagen der Sprache bzw. ihrer Entwicklung bedeutet, daß rein auf Sprachstrukturen und -elemente bezogene (z.B. syntaktische) Gesichtspunkte nachrangig zu solchen der Wahrnehmungsstruktur und deren [außersprachlichen] Elementen [und Relationsbeziehungen] sind“ (Dotter 1990: 21).

⁶¹ Der kontingent-pragmatische Kommunikationskontext liefert für die korrekte Interpretation des sprachlichen Inputs wichtige *top-down*-Informationen (vgl. MacWhinney 2014: 375–376; vgl. Dotter 1990: 79). Hinsichtlich der sprachlichen Darstellung kann mit Knobloch (2016) ergänzt werden: „Da Sprechen ›Darstellung für andere‹ ist, braucht gerade das, was im Denken aller Sprecher [a priori oder pragmatisch-kontingent durch eine Situation geteilter Aufmerksamkeit] gemeinsam ist, in der Darstellungstechnik nicht konsistent berücksichtigt zu werden“

Hörer können mithin zur korrekten Interpretation des – innerhalb eines gemeinsamen Kommunikationskontextes – semiotisch vermittelten Wissens auch auf *top-down*-Informationen, die beispielsweise aus dem pragmatischen Kontext inferiert werden können, zurückgreifen (vgl. MacWhinney 2014: 375–376; vgl. Linke / Nussbaumer / Portmann 2004: 201–202, vgl. Ryskin / Nieuwland 2023: 1032–1034; vgl. Müller 2024: 18–19; 35; vgl. Christiansen / Chater 2018: 242; vgl. Christiansen / Chater 2016: 6, 10; vgl. Elman et al. 2005: 113, 115, 118–119, 131–134; vgl. Gibson et al. 2019: 393, 389; vgl. Ferreira / Çokal 2016: 266–268; vgl. Ferreira / Patson 2007: 72, 74; vgl. Ferreira / Bailey / Ferraro 2002: 13; vgl. Sanford / Sturt 2002: 384–385). Zugleich können Hörer aber auch *bottom-up*-Informationen (z. B. morphosyntaktisch aufwendige Enkodierungen, Serialisierung, Intonationsverläufe etc.) nutzen, um abstrakte grammatische Beziehungen im Satz zu verstehen beziehungsweise zu erraten, welcher (außersprachliche) Informationsinhalt insgesamt ihnen in einer konkreten Kommunikationsäußerung vermittelt wurde beziehungsweise worauf man sie (kommunikativ-pragmatisch) hinweisen wollte (vgl. MacWhinney 2014: 375–376; vgl. Christiansen / Chater 2018: 140–141, 152–154, 242; vgl. Linke / Nussbaumer / Portmann 2004: 202, 208–209; vgl. Dotter 1990: 80; vgl. Elman et al. 2005: 111–113, 115, 131, 133; vgl. Ferreira / Çokal 2016: 266–268; vgl. Ferreira / Patson 2007: 77; vgl. Ferreira / Bailey / Ferraro 2002: 13; vgl. Duden 2016: 133–134). Linke / Nussbaumer / Portmann (2004) schreiben dazu auch: „Der volle Gehalt der Aussage muss aus dem sprachlich Ausgedrückten vor dem Hintergrund der Situation rekonstruiert werden“ (Linke / Nussbaumer / Portmann 2004: 202).⁶² Mit MacWhinney (2014) kann in Bezug auf die

(Knobloch 2016: 737 [Hervorhebung im Original]). Spielarten desselben transzendentalen Arguments sind mit Abweichungen auch bei anderen Autoren zu finden, indem etwa markierte Kategorien (z. B. die Zeitkonzepte Vergangenheit, Zukunft) im Wesentlichen als abgeleitete Kategorien einer phänomenologischen Grundwahrnehmung (z. B. Gegenwart) konzeptualisiert und erklärt werden (z. B. Vergangenheit als rekapitulierte Gegenwart / Zukunft als simulierte Gegenwart) (vgl. Bechert 1977/1998: 158–159; vgl. Thieroff / Vogel 2012: 26–29; vgl. Haspelmath 2006: 32; vgl. Eisenberg 2020b: 21; vgl. Taigel 2021: 32; vgl. Dotter 1990: 20–21; vgl. Malchukov 2014: 40–41; s. zur Idee eines Prototypikalitätskonzepts hinsichtlich der Kommunikationssituation oder des Sprechers auch Bechert 1977/1998: 162, 158–159; s. zur Idee von *prominence scales* auch Aissen 1999: 679, 683; Aissen 2003: 436–437, 442–444, 476).

⁶² Linke / Nussbaumer / Portmann (2004) schreiben dazu weiter: „Das, was sprachlich ausgedrückt wird, ist fast stets ärmer, auch vieldeutiger als die Information über die Welt, die ganz unbezweifelbar mitgeteilt wird. Äusserungen enthalten Deiktika, sind fragmentarisch (es herrscht eine Art Redundanz-Verbot in Äusserungen) und beinhalten Präsuppositionen“ (Linke / Nussbaumer / Portmann 2004: 202). Sprache sei, so könnte man möglicherweise mit Bühler (1934/1965) oder Tomasello (2022a, 2022b) argumentieren, auch eine Form des Zeigens in einem konkreten oder simulierten Raum geteilter Aufmerksamkeit (vgl. Tomasello 2022a: 192; vgl. Christiansen / Chater 2018: 242). In jedem Fall erscheint es jedoch, Linke / Nussbaumer / Portmann (2004) folgend, in den meisten Kommunikationssituationen tatsächlich wenig sinnvoll, unter Umständen sogar unangemessen, unwesentliche Eigenschaften eines außersprachlichen Referenten, die allgemein bekannt sind, leicht aus der pragmatischen Situation inferiert werden können oder für die Interpretation unerheblich sind, anzuführen (z. B. *?Unseren Mitbewohner Valentin, der 1,85 Meter groß ist, in Berlin immer ohne Ticket fährt, nicht kochen kann und in seiner Freizeit Federball spielt, habe ich beim Nachhausegehen noch beim Späti gesehen*) beziehungsweise ist deren Wahrheitswert in manchen Situationen zum Zweck einer rein pragmatischen Disambiguierung, wie ein hier leicht abgewandeltes berühmtes Beispiel von Levinson (2000) zeigt, sogar vernachlässigbar (z. B. *Schau, der Mann da, der Champagner trinkt, den kenne ich* [aber: trinkt möglicherweise gerade etwas anderes (= da sonst niemand in der

grammatische Interpretation zusammengefasst werden: „Listeners use these various cues [= dt. Hinweise] to determine attachment, assign grammatical roles, and process anaphoric links between referents“ (MacWhinney 2014: 375).

Die Verlässlichkeit einzelner linguistischer Hinweise zur korrekten Interpretation kann dabei einzelsprachspezifisch jedoch auch stark variieren: Während etwa im Englischen, einer strikten SVO-Sprache, Subjekte immer vor Objekten realisiert werden, kann eine Übergeneralisierung der gleichen Tendenz im Deutschen zu Fehlinterpretationen führen (z. B. *[Den Bären]_{Patiens / NP im Akkusativ} hat [der Jäger]_{Agens / NP im Nominativ} getötet* > gelesen als: *[Der Bär]_{Agens / NP im Nominativ} hat [den Jäger]_{Patiens / NP im Akkusativ} getötet*) (vgl. MacWhinney 2014: 376; vgl. Imo 2016: 70–71 [Beispiel modifiziert aus der Sekundärliteratur übernommen]; vgl. Rowland / Noble / Chan 2014: 127–128, 142; vgl. Eichinger 2004: 34; s. dazu auch Ferreira / Patson 2007: 74; Ferreira / Çokal 2016: 271; s. zur Topikalisierung von Objekten in Aktivsätzen im Englischen und deren Kennzeichnung auch Tallerman 2020: 190).⁶³ Manche Autoren wie Kasper (2014: 276–278) fassen syntaktische Konventionen / *bottom-up*-Hinweise auch als deterministische Instruktionen zur mentalen Repräsentation auf (s. dazu weiterführend auch Kasper 2015).

3.3 Systemexterne und systeminterne Einflussfaktoren zur Konstituierung syntaktischer Strukturen

3.3.1 Diagrammatische Ikonizität

Ikonizität ist ein empirisch gut erforschter und zur Erklärung der phylogenetischen Sprachentwicklung häufig präsupponierter Einflussfaktor in nahezu allen bekannten Sprachen der Welt

Gruppe aus einem Sektglas trinkt, ist der tatsächliche Inhalt vernachlässigbar)) (vgl. Levinson 2000: 66; vgl. Christiansen / Chater 2018: 242). Unter der Perspektive der Grice'schen Konversationsmaximen beziehungsweise des Kooperationsprinzips würde eine Darstellung wie im vorletzten Beispiel zudem notwendigerweise Relevanz in der entsprechenden außersprachlich-pragmatischen Kommunikationssituation suggerieren (vgl. Linke / Nussbaumer / Portmann 2004: 220–224; vgl. Ernst 2011: 253–255; vgl. Busch / Stenschke 2018: 237–238).

⁶³ MacWhinney (2014) schreibt dazu auch: „[C]ue strength [...] is a direct function of cue reliability“ (MacWhinney 2014: 376). „When the use of a cue leads to error, its strength is diminished and there can be a search for additional cues to resolve the competition“ (MacWhinney 2014: 376; vgl. Elman et al. 2005: 113; s. dazu auch Bar 2007: 285; Christiansen / Chater 2018: 121; Christiansen / Chater 2016: 12; Rowland / Noble / Chan 2014: 128). Gleichzeitig kann mit Dotter (1990) ergänzt werden: „In Bezug zur ausreichenden Eindeutigkeit von Nachrichten und der guten Speicherbarkeit/Lernbarkeit einer Sprache wird in jeder Einzelsprache eine Kombination unterschiedlich ausgenutzter Strategieparameter (z.B.: was wird [morphosemantisch-]lexikalisch, was morphologisch [oder syntaktisch] kodiert; was soll der Hörer aus dem Kontext erschließen?) so gegeben sein, daß die kognitiven Kosten 'in Summe' eine bestimmte Obergrenze nicht überschreiten“ (Dotter 1990: 79).

und auf allen linguistischen Systemebenen (vgl. Radden 2021: 291). Mit Radden (2021: 270) kann Ikonizität dabei allgemein definiert werden als „[a] referring to the perceived resemblance between aspects of the form and meaning of the sign“.⁶⁴ Wie in Kapitel 2.1.3 vorliegender Masterarbeit beschrieben, kann bei der Ikonizität allgemein zwischen *bildlicher Ikonizität*, *diagrammatischer Ikonizität* und *assoziativer Ikonizität* unterschieden werden. Während sich *bildliche* und *assoziative Ikonizität* zumeist auf ausdrucksseitig enkodierte Ähnlichkeitsbeziehungen im Bereich der Phonologie / Phonetik, Morphologie oder Lexik beschränken, befasst sich diagrammatische Ikonizität vor allem mit ausdrucksseitig enkodierten relationalen Ähnlichkeitsbeziehungen auf der linguistischen Systemebene der Syntax (vgl. Radden 2021: 292). In Anbetracht der thematischen Schwerpunktsetzung vorliegender Masterarbeit sollen sich die nachfolgenden Ausführungen lediglich auf die diagrammatische Ikonizität beschränken.

Wie Radden (2021: 292) in Bezug auf ein weiteres Desiderat in der sprachwissenschaftlichen Forschung ausführt, ist diagrammatische Ikonizität derzeit noch „rarely mentioned in present-day research, [...] [even though] it certainly deserves equal treatment – at least in future research“. Diagrammatische Ikonizität hatte insbesondere in den 1980er- und 1990er-Jahren in funktionalistischen Arbeiten und Theorien im angloamerikanischen Raum eine große Bedeutung (vgl. Radden: 2021: 277; s. dazu auch Givón 1995). Als vermutlich einflussreichstes einschlägiges Werk ist Haiman (1985a) zu nennen.

Nachfolgend sollen die drei Hauptkategorien der diagrammatischen Ikonizität überblicksartig dargestellt werden (vgl. Radden 2021: 277; s. dazu auch Kapitel 2.1.3).

3.3.1.1 Das Prinzip der linearen Ordnung

Der Diskurs um das *Prinzip der linearen Ordnung* wurde in der modernen Sprachwissenschaft im angloamerikanischen und etwas später im deutschen Sprachraum besonders von den Arbeiten und Theorien von Greenberg (1963a, 1963b) geprägt (vgl. Dürr 2016: 777; s. dazu auch Evans / Levinson 2009: 437). Dieser befasste sich in sprachtypologischen Untersuchungen mit der Serialisierung von Subjekt, Prädikat und Objekt in unmarkierten Deklarativsätzen.⁶⁵

⁶⁴ Kritisch sei an dieser Stelle ebenfalls mit Radden (2021: 291) angemerkt, dass eine von einem Sprecher postulierte Ähnlichkeitsbeziehung mit einem außersprachlichen Denotat auf individuellen oder kulturspezifisch intersubjektiv geteilten mentalen Modellen von ebendiesem Bezugsobjekt basiert; eine (lautmalerisch-)sprachliche Ähnlichkeitsbeziehung ist in diesem Sinne keinesfalls immer objektiv oder für alle Sprachbenutzer in derselben oder einer fremden Sprachgemeinschaft als solche erkennbar (vgl. Radden 2021: 291).

⁶⁵ Mit Blumenthal-Dramé / Kortmann (2013) kann an dieser Stelle die untersuchte formale (Phrasen-)Struktur, die der Definition von Greenbergs (1963a: 60–63) Untersuchungen als auch modernen sprachwissenschaftlichen Analysen zur allgemeinen Grundwortstellung in den Sprachen der Welt zugrunde liegt, noch weiter spezifiziert werden: „Unter der Grundwortstellung einer Sprache versteht man die gewöhnliche Anordnung von nicht-

Greenberg (1963a: 60–61) konstatierte dabei sechs mögliche Satzbaumuster: SVO, SOV, VSO, VOS, OSV und OVS. In einer berühmt gewordenen typologisch-formalen Strukturannahme postulierte Greenberg (1963a: 61), dass Sprachen als Grundstellungsmuster in Deklarativsätzen eine Anordnung präferieren würden, in der das Subjekt vor dem Objekt serialisiert wird. Erklärend schreibt Greenberg (1963a: 81) über die lineare Anordnung in Sätzen: „The order of elements in language parallels that in physical experience or the order of knowledge“. Auch Radden (2021: 278) argumentiert in Bezug auf das Prinzip der linearen Ordnung: „Describing a sequence of events according to their chronological occurrence is the most natural and unequivocal way [under all theoretical possible ways in the syntax of natural languages]“.

Forschungsgeschichtlich sei an dieser Stelle ebenfalls hinzugefügt, dass in den sprachtypologischen Analysen der Sprachwissenschaft in den darauffolgenden Jahrzehnten immer häufiger vermehrt auch syntaktisch komplexere Strukturen in die Analyse miteinbezogen wurden und dass sich der allgemeine Diskurs tendenziell auch in diese Richtung verschoben hat (vgl. Radden 2021: 278). In einer allgemeinen Definition zum Prinzip der linearen Ordnung von Givón (1991: 92), die von Radden (2021: 278) in einem Kapitel einleitend zitiert wird, heißt es in Bezug auf den Untersuchungsgegenstand infolgedessen auch: „The order of clauses in coherent discourses will tend to correspond to the temporal order of the occurrence of the depicted events“ [Hervorhebung durch den Verfasser].⁶⁶

In modernen sprachvergleichenden empirischen Untersuchungen zeigen sich statistisch signifikante Präferenzen für eine Argumentserialisierung, in der das Subjekt in unmarkierten Aussagesätzen dem Objekt vorangeht. Aus einer Auswertung des *World Atlas of Linguistic Structures* geht hervor, dass 1148 (= 83,37 Prozent) der 1377 untersuchten Sprachen das Subjekt vor dem Objekt realisieren (vgl. Kasper 2014: 279–280; s. zum Problem der Klassifikation von Sprachen auch Ernst 2011: 19). Das Objekt wird in 40 Sprachen (= 3 Prozent) vor dem Subjekt realisiert; die dominante Abfolge kann in 189 Sprachen nicht eindeutig festgestellt werden (vgl. Kasper 2014: 280).⁶⁷ Bei Radden (2021: 293) ist mit Verweis auf eine modernere Studie zur

pronominalem Subjekt (S), nicht-pronominalem Objekt (O) und finiter Verbform (V) in [...] Aussagesätzen, die nur aus diesen drei Satzgliedern bestehen“ (Blumenthal-Dramé / Kortmann 2013: 299–300 [Hervorhebung durch den Verfasser]).

⁶⁶ Greenberg (1963a: 66, 81) befasste sich in seinem Fachartikel an einer anderen Stelle ebenfalls auch mit der Anordnung von Konditionalsätzen oder mit Stellungsmustern in Phrasen.

⁶⁷ Zu beachten gilt bei dieser Untersuchung jedoch, dass das Deutsche im WALS zu jener Gruppe der Sprachen gezählt wurde, deren syntaktische Grundstruktur (in transitiven Aussagesätzen) nicht genau bestimmt werden kann, wenngleich es – im Sinne der ursprünglichen Konzeption von Greenberg (1963a: 61) – in der deutschen Sprache aus Perspektive einer modernen Klassifikationen im topologischen Feldermodell eine eindeutige Realisierungspräferenz für eine V2-Struktur in Deklarativsätzen gibt (vgl. Imo 2016: 203–209; vgl. Duden 2022: 46) respektive zumindest eine (Grund-)Abfolge angenommen werden kann, bei der das Subjekt in unmarkierten Kontexten vor dem Akkusativobjekt realisiert wird (s. zur Kritik am WALS auch Skirgård et al. 2023). In diesem Sinne könnte die Klasse der Sprachen, die in Aussagesätzen das Subjekt vor dem Objekt realisieren, noch wesentlich

Konstituentenabfolge in Aussagesätzen zu lesen, dass in 93 Prozent der im Rahmen der Untersuchung analysierten 5230 Sprachen das Subjekt vor dem Objekt realisiert wird (s. zur Kritik an linguistischen Generalisierungshypothesen auf der Grundlage typologischer Sprachvergleiche auch Evans / Levinson 2009: 432).

Neben den oben genannten Analysen zur Konstituentenabfolge in Hauptsätzen kann das *Prinzip der linearen Ordnung* in empirischen sprachvergleichenden Untersuchungen, wie bereits zu Beginn des Kapitels erwähnt, auch auf größere Satzstrukturen übertragen werden. Als mögliche Beispiele in diesem Zusammenhang nennt Radden (2021: 279) psycholinguistische (Clark 1971) und korpuslinguistische (Diessel 2008) Untersuchungen zu eingeleiteten Temporalsätzen im Englischen, in denen gezeigt werden kann, dass drei- bis sechsjährige Kinder oftmals Verständnisprobleme bei der nicht-ikonischen Darstellung einer linearen Ereignisabfolge haben und dass auch eingeleitete Temporalsätze im Englischen eine statistisch signifikante Tendenz zur diagrammatischen Realisierung aufweisen. In Bezug auf das Deutsche kann ebenfalls im Kontext nicht-diagrammatischer Satzstrukturen konstatiert werden, dass beispielsweise eine Objekt-Topikalisierung in transitiven Deklarativsätzen (z. B. *Den Bären hat der Jäger angegriffen*) bei Kindern unter sechs Jahren zu Interpretationsproblemen führen kann – insbesondere sofern eine SVO-Interpretation kontextuell plausibel erscheint (vgl. Schipke et al. 2012: 767, 772–773; vgl. Schipke et al. 2024: 269–270; s. dazu auch Ferreira / Çokal 2016: 271; Ferreira / Patson 2007: 74; Ferreira / Bailey / Ferraro 2002: 13; s. zur neuronalen Sprachverarbeitung von Objekt-Subjekt-Serialisierungen im Deutschen auch Bornkessel et al. 2005: 221–222, 226–227).

Als ein weiteres Beispiel führt Radden (2021: 279) koordinierte Verbphrasen / elliptische Hauptsätze (z. B. *Er kam nach Hause und machte sich einen Kaffee*) im Zusammenhang kausaler Handlungsereignisse an (z. B. *Er war laut und wurde rausgeworfen*), die – sei es aufgrund einer Konvention oder einer intuitiven Disposition – hörerseitig diagrammatisch-ikonisch analysiert und semantisch im Sinne einer linear-temporalen Handlungsabfolge interpretiert werden (s. dazu auch Lehmann 2007: 125). Radden (2021: 279) führt in seinem Artikel als ein konkretes Beispiel für dieses (in vielen Sprachen notwendige) Interpretationsprinzip respektive für dessen Nicht-Befolgung, indem er ein berühmtes Beispiel von Givón (1991: 92) zitiert, die folgenden zwei Sätze an, wobei die Stellungsvariante im letzten Satz für die im ersten Satz dargestellte Situation nicht korrekt ist, da sie einen anderen Inhalt ausdrückt: *Er schoss auf ihn und tötete ihn*

größer sein, zumal Sprachen, deren Serialisierung beispielsweise zwischen SVO und SOV schwankt, bei der Ergebnisdarstellung des WALS überhaupt nicht berücksichtigt wurden.

(damit) und *Er tötete ihn und schoss auf ihn* [Das englische Originalbeispiel wurde semantisch modifiziert ins Deutsche übersetzt].⁶⁸

3.3.1.2 Das Prinzip der Nähe

Während beim *Prinzip der linearen Ordnung* zeitliche Abfolgebeziehungen respektive (kausal-)transitive Handlungsstrukturen in der Welt sprachlich diagrammatisch auch in einer Vorher-Nachher-Struktur widergespiegelt werden (z. B. *Der geübte Billardspieler schoss mit einem präzisen Schuss seine letzte Kugel in die gegenüberliegende obere Ecke*), werden gemäß dem *Prinzip der Nähe* semantische Zusammengehörigkeitsbeziehungen in der Welt in der Sprachstruktur abgebildet (z. B. *[Der geübte Billardspieler] schoss [mit einem präzisen Schuss] [seine letzte Kugel] [in die gegenüberliegende obere Ecke]*) (vgl. Radden 2021: 281; s. dazu historisch auch Behaghel 1932: 4, 249–251; vgl. Futrell et al. 2020: 374; vgl. Negele 2012: 74; vgl. Bußmann 2008: 85). Vielfach wurde in der sprachwissenschaftlichen Forschung argumentiert, dass dieses Prinzip möglicherweise aus einer allgemeinen kognitiven Wahrnehmungsdisposition hergeleitet werden kann (vgl. Radden 2021: 281; vgl. Culbertson / Adger 2014: 5842; vgl. Culbertson / Schouwstra / Kirby 2020: 696; vgl. Temperley / Gildea 2018: 68).

In der Gestaltpsychologie beziehungsweise in den sogenannten *Gestaltgesetzen* wird die Auffassung vertreten, dass Objekte, die topologisch nahe zusammen liegen oder im weitesten Sinne in einem übertragenden Näheverhältnis zueinander stehen, auch als zusammengehörig wahrgenommen werden (vgl. Radden 2021: 281; vgl. Radden / Panther 2004: 28–29; vgl. Evans / Green 2006: 65–68; vgl. Kasper 2014: 263–264; vgl. Temperley / Gildea 2018: 68; s. zu ausführlichen Literaturangaben zur Gestaltpsychologie auch Kasper 2014: 263). Als ein etwaiges Beispiel in diesem Sinne können exemplarisch zwei große geometrische Kreise im zweidimensionalen Raum angeführt werden, die jeweils aus zehn kleinen kreisförmig angeordneten Punkten zusammengesetzt wurden: Ein Beobachter nimmt die 20 Punkte visuell nicht einzeln und voneinander getrennt wahr, sondern als zwei übergeordnete Figuren, deren größere (Gesamt-

⁶⁸ Im letzten Satz liegt, um mit Thomasson (2007) zu sprechen, eine Form von Überdeterminierung oder ontologischer Verdopplung vor, da durch die Konventionsverletzung eine semantische Leseart entsteht, bei der eine Handlung, die analytisch – hier im Sinne einer kausalen Voraussetzungskette – mit der Erfüllung einer übergeordneten Handlung verknüpft ist, eigenständig wahrgenommen und damit gewissermaßen ontologisch dupliziert wird (vgl. Thomasson 2007: 13, 16). Es kann an dieser Stelle argumentiert werden, dass diese (Fehl-)Interpretation möglicherweise durch eine Verletzung der Grice'schen (1979/2019) Konversationsmaximen verursacht wurde (vgl. Thomasson 2007: 13; vgl. Busch / Stenschke 2018: 235–237; vgl. Ernst 2011: 253–255). Mit Ehrich (1992: 155, 159–160) kann spezifischer argumentiert werden, dass diese Leseart möglicherweise durch die Verletzung eines implizit in Gesprächen angenommenen (diagrammatisch-ikonischen) Chronologieprinzips und durch die fehlende (temporaldeiktische) Kennzeichnung bei dessen Abweichung entstanden ist (s. dazu auch Lehmann 2007: 125).

)Struktur gewissermaßen aus der Projektion der kleineren Figuren auf der Grundlage des Prinzips der Nähe entsteht (vgl. Radden 2021: 281; s. zur visuellen Darstellung von zwei ähnlichen Beispielen auch Radden 2021: 281; s. zur visuellen Darstellung von weiteren Beispielen auch Evans / Green 2006: 66–67; Radden / Panther 2004: 29).

Radden (2021) schreibt über den Einfluss dieses Prinzips auf die sprachwissenschaftliche Theoriebildung und auf wichtige Hypothesen in der psycholinguistischen Forschung: „It is to be expected that our brain processes close and distant linguistic units in the same way as close and distant figures“ (Radden 2021: 281). Bedeutende Diskurse in der Sprachwissenschaft auf der Grundlage des *Prinzips der Nähe* betreffen die Hypothese zur sprachübergreifenden Universalität der Bildung einer Phrasenstruktur und die diagrammatisch-ikonische Serialisierung von Elementen innerhalb einer (Nominal-)Phrase (vgl. Evans / Levinson 2009: 440–442; vgl. Radden 2021: 284; s. dazu auch Dryer 2018; Culbertson / Adger 2014; Culbertson / Schouwstra / Kirby 2020).

Lange Zeit wurde in der sprachvergleichenden Linguistik die Hypothese vertreten, dass nahezu alle Sprachen der Welt eine (zusammengehörige / kontinuierliche) Phrasenstruktur bilden würden (vgl. Evans / Levinson 2009: 440). Allerdings ist, um mit Evans / Levinson (2009: 440) zu sprechen, „constituency [...] just one method, used by a subset of languages, to express constructions which in other languages may be coded as dependencies of other kind“. Während beispielsweise im Deutschen Akteure, Ereignisse, Gegenstände und Umstände als syntaktische Konstituenten in einer gemeinsamen und syntaktisch verschiebbaren Phrase realisiert werden (z. B. [*Der großherzige Vater*]_{NP im Nominativ} [*schenkte* [*seinem geliebten Sohn*]_{NP im Dativ} [*gestern*]_{AdvP} [*ein eigenes Auto*]_{NP im Akkusativ} [*zum Geburtstag.*]_{PP}]_{VP}), besitzen Sprachen wie das klassische Latein eine mitunter komplett freie Wortstellung, in der zusammengehörige (diskontinuierliche) Wortgruppen durch (morphologische) Kongruenz gekennzeichnet werden können (vgl. Evans / Levinson 2009: 441; vgl. Futrell et al. 2020: 378; s. zu diskontinuierlichen Präpositionaladverbien im Deutschen auch Duden 2022: 69; Negele 2010: 1065, 1071–1073; Negele 2012: 73–74).⁶⁹ Nichtsdestotrotz ist eine Konstituentenstruktur in den Sprachen der Welt insgesamt häufiger zu finden als deren völlige Abwesenheit (vgl. Evans / Levinson 2009: 440–

⁶⁹ In der germanistischen Sprachwissenschaft wurde in der Vergangenheit die sprachübergreifende Tendenz zur Phrasenbildung terminologisch auch als sogenannte *konstellationale diagrammatische Ikonizität* bezeichnet (vgl. Askedal 1993: 15). Askedal (1993: 15 [Hervorhebung im Original]) schreibt dazu auch: „Die konstellationale D-Ikonizität ist ein semiotisches Universale natürlicher und formaler Sprachen und ein Grundprinzip der syntaktischen Konstruktionsbildung bis zur Satzebene hinauf. Z.B. entsprechen in dem Satz *der Bauer schoß den Elch* die drei Satzglieder *der Bauer*, *den Elch* und *schoß* drei kognitiven bzw. Wirklichkeitselementen von hoher ontologischer und rezeptorischer Salienz, und zwar zwei Individuen und der zwischen ihnen bestehenden Beziehung“. Auch Dotter (1990: 77) postuliert: „Die kognitive Einheit [...] wird [...] [diagrammatisch] ikonisch wiedergegeben, [...] [indem] die sprachlichen Elemente [ebenfalls] ein einheitliches Satzglied [...] bilden“.

441; vgl. Futrell et al. 2020: 377).⁷⁰ Dieses „D-ikonische[] Proximitätsprinzip“ (Askedal 1993: 15) liegt gewissermaßen, so die Hypothese, der allgemeinen Konstruktion von Phrasen und insbesondere der phraseninternen Anordnung von Elementen zugrunde (vgl. Askedal 1993: 15; vgl. Culbertson / Adger 2014: 5846).

In der linguistischen Forschung wird seit Greenberg (1963a) vor allem die Serialisierung von Elementen in Nominalphrasen unter der Perspektive des diagrammatischen *Prinzips der Nähe* untersucht (vgl. Culbertson / Schouwstra / Kirby 2020: 696), wie etwa beispielsweise in moderneren Untersuchungen im Zusammenhang mit der Anordnung von gereihten Adjektiven, die unterschiedlichen semantischen Subkategorien (z. B. Qualität, Größe, Form, Farbe etc.) angehören (vgl. Culbertson / Schouwstra / Kirby 2020: 705–706; vgl. Radden 2021: 284). Der bedeutendste und vermutlich bis heute einflussreichste Diskurs in diesem Themenfeld wurde mit Greenbergs (1963a: 68–69) Postulat vom 18. und 20. Universal begründet und behandelt die Realisierung von Demonstrativum, Numeral, Adjektiv und Nomen in einer Nominalphrase (z. B. *diese*_(Dem) *fünf*_(Num) *schweren*_(Adj) *Steine*_(N)) (vgl. Culbertson / Adger 2014: 5843; vgl. Dryer 2018: 798; vgl. Culbertson / Schouwstra / Kirby 2020: 696).⁷¹

Die Anordnung von adnominalen Modifikatoren in Nominalphrasen kann nicht mit Blick auf das im vorangegangenen Kapitel genannten *Prinzip der linearen Ordnung* erklärt werden, wie Culbertson / Adger (2014: 5846) betonen: „[N]oun phrase structure is likely represented not primarily in terms of linear order, but rather in terms of hierarchical relations encoding semantic scope“. Es geht hierbei vielmehr um eine außersprachliche / inhaltsseitige semantische Nähebeziehung, die ebenfalls auch ausdrucksseitig (diagrammatisch-ikonisch) realisiert wird, wie sie prototypisch im Deutschen besonders in der Wortbildung zu finden ist: Die syntaktische Wortform *des Sprech-er-s* (Singular, Genitiv) ist zum Beispiel ein nominales

⁷⁰ Um Missverständnissen in Bezug auf das letzte Beispiel vorzubeugen, sei darauf hingewiesen, dass es in der deutschen Sprache nicht möglich ist, einzelne Elemente einer zusammengehörigen Phrase zu extraponieren, z. B. den Kopf einer Präpositionalphrase: **Morgen fahren in sie den Urlaub* statt *Morgen fahren sie in den Urlaub*.

⁷¹ An dieser Stelle muss darauf hingewiesen werden, dass moderne Wortartenklassifikationen in der Germanistik heute vor allem auf morphologischen und syntaktischen Kriterien basieren und weniger auf semantischen Kriterien (exemplarisch seien hier Numerale als übergeordnete semantische Kategorie unterschiedlicher Wortarten genannt, z. B. *eine Million*_(N), *tausend*_(Adj), *zweitens*_(Adv)) (vgl. Imo 2016: 13–15, 35–36). Unter dieser Perspektive sind Demonstrativa (in Begleiter-Funktion) als Artikel und Numerale (in attributiver Verwendung zu einem Bezugsnomen) als Adjektive zu klassifizieren (vgl. Imo 2016: 35–36, 77, 82). In Greenbergs Universalie geht es dabei, um Missverständnisse und eine Vermischung dieser beiden Kategorien auszuschließen, jedoch um die semantische (= das (außersprachliche) Signifikat betreffende) und nicht um die syntaktische (= die Regeln der syntagmatischen Realisierung betreffende) Kategorie, zumal bestimmte adnominalen Modifikatoren in unterschiedlichen Einzelsprachen mitunter auch als andere syntaktische Wortarten in Bezug auf ihr jeweiliges virtuelles grammatisches Regelsystem, das die Möglichkeit ihrer syntagmatischen Realisierung festlegt, klassifiziert werden können (vgl. Dryer 2018: 798, 830; vgl. Tallerman 2020: 119; siehe sprachvergleichend zu den unterschiedlichen Wortartenklassifikationen von Adjektiven, Numeralen und Demonstrativa im semantischen Sinne exemplarisch auch Dryer 2018: 805–807; Tallerman 2020: 119).

Suffixderivat (beziehungsweise semantisch eine sogenannte Nomen-Agentis-Konstruktion) aus dem verbalen Grundmorphem *{sprech-}* und dem Derivationssuffix *{-er}*, das als neu entstandenes abstraktes Lexem im Zuge seiner syntagmatischen Aktualisierung zudem eine Kasus- und Numerusmarkierung durch das Flexionsmorphem *{-s}* im Paradigma der starken Deklination erhält und dadurch zu einer syntaktischen Wortform wird (vgl. Culbertson / Adger 2014: 5843; vgl. Culbertson / Schouwstra / Kirby 2020: 697; vgl. Linke / Nussbaumer / Portmann 2004: 68; s. dazu auch Ernst 2011: 114).⁷² Die grammatisch enkodierten Informationen (= Flexionsmorphem *{-s}*) beziehen sich dabei jedoch auf das gesamte de-verbale Nomen und nicht nur auf dessen Grundmorphem (vgl. Culbertson / Adger 2014: 5843; s. dazu auch Wurzel 1993: 63). Als ein weiteres Beispiel für den Wirkungsbereich des semantischen Skopus kann die Pluralmarkierung *{-en}* bei dem Wort *Hypothek-en* und bei dem Determinativkompositum *Hypothekszahlung-en* genannt werden, wobei, um den semantischen Unterschied explizit zu verdeutlichen, im letzten Fall vermutlich nur eine einzige Hypothek durch viele (monatliche) Zahlungen abbezahlt werden soll, während sich im ersten Fall jedoch die Pluralsetzung ausschließlich auf das Lexem *Hypothek*, das Determinans der zweiten Wortbildung, bezieht. Auch Greenberg (1963a: 73) konstatierte bereits in seiner 28. Universalie: „If both the derivation and inflection follow the root, or they both precede the root, the derivation is always between the root and the inflection“.

Dasselbe semantische Strukturmuster kann auch auf syntaktische Konstruktionen übertragen werden: „This same idea can be applied to see how elements in the noun phrase (here multiple words) combine to form a coherent meaning“ (Culbertson / Schouwstra / Kirby 2020: 697). In Bezug auf die – bereits erwähnte – in Greenbergs (1963a: 68–69) 20. Universalie untersuchte Serialisierung von Nomen und ihren adnominalen Modifikatoren innerhalb einer Nominalphrase sind theoretisch 24 Varianten möglich, wenngleich Greenberg selbst 12 Varianten ausgeschlossen hat (vgl. Dryer 2018: 798–799; vgl. Culbertson / Schouwstra / Kirby 2020: 696). Greenberg (1963a: 68–69) schreibt über diese postulierte Strukturpräferenz: „When any or all of the items (demonstrative, numeral, and descriptive adjective) precede the noun, they are always found in that order. If they follow, the order is either the same or its exact opposite“.

In empirischen sprachtypologischen Untersuchungen zu Greenbergs Strukturannahmen konnte nachgewiesen werden, dass *Dem-Num-Adj-N*-Konstruktionen und *N-Adj-Num-Dem*-Konstruktionen statistisch signifikant die mit großem Abstand frequentesten

⁷² Das zugrundeliegende, im Original englische Beispiel wurde aus Culbertson / Adger (2014: 5843) und Culbertson / Schouwstra / Kirby (2020: 697) übernommen und mit Ergänzungen und Anpassungen ins Deutsche übertragen.

Serialisierungsvarianten in Nominalphrasen darstellen (vgl. Culbertson / Adger 2014: 5843–5844; vgl. Dryer 2018: 799). In einer von Dryer (2018: 798–799) durchgeführten sprachübergreifenden Untersuchung von 576 Sprachen wird *Dem-Num-Adj-N* in 113 Sprachen (= 19,62 Prozent) als dominante Wortordnung in Nominalphrasen realisiert und *N-Adj-Num-Dem* in 182 (= 31,6 Prozent) Sprachen. Wie bei Dryer (2018: 799) zu lesen, gibt es jedoch kaum Sprachen (= 53 Sprachen / 9,2 Prozent), in denen das Adjektiv nicht in unmittelbarer Nähe zum Nomen realisiert wird (s. dazu auch Culbertson / Adger 2014: 5843–5844).⁷³ Culbertson / Adger (2014: 5843) argumentieren deshalb auch, dass bestimmte Serialisierungsvarianten signifikant häufiger realisiert werden, da „these orders maintain an isomorphism between scope and surface order“. Wie Culbertson / Schouwstra / Kirby (2020: 696) betonen, gibt es heute keine bekannte Sprache der Welt, in der systematisch *Adj-Num-Dem-N*-Konstruktionen oder *Adj-Dem-N-Num*-Konstruktionen verwendet werden (s. dazu auch Dryer 2018: 799). Mit Radden (2021: 281) kann zusammengefasst werden: „Adjectives denoting essential properties [...] [have the tendency to be] closer to the noun than adjectives [or other adnominal modifiers] denoting accidental properties“ (s. zur Visualisierung auch Nübling 2011: 184–185).

3.3.1.3 Das Prinzip der Quantität

Eine weitere in der funktionalen Typologie vielfach angenommene sprachübergreifende Strukturpräferenz im Bereich der diagrammatischen Ikonizität lautet, dass Sprachen dazu tendieren, eine größere Informationsmenge (z. B. semantische oder grammatische Informationen) auch in einer umfassenderen ausdrucksseitigen Enkodierung widerzuspiegeln (vgl. Radden 2021: 285; s. allgemein zur funktionalen Typologie auch Evans / Green 2006: 57, 59).⁷⁴ Diese

⁷³ Culbertson / Adger (2014: 5843) führen dazu erklärend aus: Das Prinzip der Nähe „places [prototypically] adjectives closest to the noun because they modify dimensions inherent to noun meaning, numerals further away because they do not modify such dimensions, and demonstratives yet further away because they serve to connect the internal material to the surrounding discourse“ (siehe dazu auch Culbertson / Schouwstra / Kirby 2020: 697).

⁷⁴ Wenn Form und Funktion sprachlicher Markierungen einander eindeutig entsprechen und für die Mitglieder einer Sprachgemeinschaft transparent enkodiert sind, spricht man in der linguistischen Fachterminologie auch von einem sogenannten Isomorphismus (vgl. Blumenthal-Dramé / Kortmann 2013: 295). Zum Beispiel wird beim Lexem *Auto* die Pluralform *Auto-s* mit dem Pluralmorphem {-s} gebildet. Die grammatische Information Plural korrespondiert morphologisch transparent mit einer ausdrucksseitigen Markierung (vgl. als Gegenbeispiel im Bereich der Morphologie auch den Nullplural bei *der Kuchen* (Nominativ, Singular) und *die Kuchen* (Nominativ, Plural); s. dazu auch Givón 1995: 58–59), wenngleich bei diesem Beispiel selbstredend auch kritisch angeführt werden muss, dass das Deklinationsparadigma des oben genannten Lexems *Auto* zugleich auch ein hohes Maß an Formensynkretismus aufweist (= Genitiv Singular, Nominativ Plural, Genitiv Plural, Dativ Plural und Akkusativ Plural sind ausdrucksseitig identisch). Siehe weiterführend zur morphosyntaktischen Transparenz und den unterschiedlich hohen ‚Markiertheitsgraden‘ innerhalb der Natürlichkeitstheorie auch Wurzel (1993: 69–70) und Lühr (2007: 141–142).

Strukturannahme wurde vor allem durch Roman Jakobson (1965/2017: 88–89) und seine Beispiele zur Adjektivkomparation und Pluralbildung in indoeuropäischen Sprachen populär (vgl. Radden 2021: 285; vgl. Haspelmath 2008a: 4–5, 7). Jakobson (1965/2017: 88 [Hervorhebung im Original]) schreibt bezüglich der Komparation:

So findet man in verschiedenen indoeuropäischen Sprachen beim Positiv, Komparativ und Superlativ des Adjektivs eine allmähliche Zunahme der Anzahl der Phoneme, zum Beispiel *high* – *higher* – *highest*, *altus* – *altior* – *altissimus*. Auf diese Weise spiegelt das *signans* die Steigerungsleiter des *signatum*.

Im deutschen Komparationsparadigma wird die konzeptionelle Steigerung der Inhaltsseite eines adjektivischen Ausgangslexems ausdrucksseitig durch synthetische Flexionsmorpheme (Komparativ: {-er}; Superlativ: {-(e)st(en)}) beziehungsweise im Superlativ mitunter auch zusätzlich analytisch durch die Superlativpartikel *am* ausgedrückt: *schnell* – *schneller* – *am schnellsten* (vgl. Duden 2022: 775–776; vgl. Duden 2016: 372–375, 298; vgl. Hentschel / Weydt 2021: 207; vgl. Helbig 1999: 72; s. zum Umlaut auch Thieroff / Vogel 2012: 60–61). Eine konzeptionelle Steigerung kann im Deutschen im Zuge einer analytischen Konstruktion auch durch Gradpartikel erfolgen: *Die Kekse schmecken sehr / wirklich / unglaublich gut* (vgl. Imo 2016: 107–108; vgl. Hentschel / Weydt 2021: 208). In jedem Fall aber wird eine Zunahme an Informationen üblicherweise auch durch mehr Struktur ausgedrückt. Gegenläufige Struktur Tendenzen oder einzelne Beispiele, in denen ein immer größer werdender Signifikatsinhalt im grammatischen Regelsystem einer Einzelsprache systematisch durch Strukturreduktion bestehender unmarkierter Sprachformen enkodiert wird, sind dabei sprachtypologisch kaum bekannt (vgl. Radden 2021: 285–286).

Jakobson (1965/2017: 88) betont in Bezug auf Pluralformen, indem er auf Greenberg (1963a) verweist, dass es keine Sprachen gibt, in denen der Plural unmarkiert, der Singular stattdessen mit einem zusätzlichen Morphem markiert ist. Mit sehr wenigen Ausnahmen wie beispielsweise die *o*-Deklination im Lateinischen (z. B. lat. *templ-um* – *templ-a*; dt. *der Tempel* – *die Tempel*) gibt es tatsächlich – auch unter einer im Sinne der Grundidee Jakobsons (1965/2017) semantisch weiter gefassten Leseart dieses Prinzips als diagrammatische Widerspiegelung von Größenverhältnissen insgesamt – kaum empirisch belegte Beispiele für Sprachen, in denen Pluralwörter morphologisch oder orthografisch kleiner sind als ihre Singularformen (vgl. Radden 2021: 286; vgl. Radden / Panther 2004: 17–18; s. dazu auch Greenberg 1963a: 74). Jakobson (1965/2017: 88 [Hervorhebung im Original]) schreibt dazu erklärend

unter der Perspektive eines funktionalistischen Frameworks: „Das *signans* des Plurals neigt dazu, die Bedeutung einer numerischen Zunahme durch eine zunehmende Länge in der Form nachzuahmen“.

Da jedoch die Enkodierung von zusätzlichen, synthetisch am Wort selbst (oder analytisch) markierten Informationen – beispielsweise in Bezug auf ein bestimmtes Ausgangsmorphem (etwa das verbale Basismorphem {*lern-*}) – nicht notwendigerweise außersprachliche Größenbeziehungen diagrammatisch darstellen muss, sondern besonders häufig auch im Zusammenhang mit semantischen oder grammatischen Spezifizierungen vollzogen wird (z. B. *lernbar*, *Lernbarkeit*, *Lerngemeinschaft*, *Deutschlerner*, (*sie*) *lernen*, (*sie*) *haben gelernt*), argumentieren Blumenthal-Dramé / Kortmann (2013: 295) stattdessen auch für den Ausdruck *Komplexitätsikonizität*.⁷⁵

Unter dieser moderneren und abstrakteren Perspektive von Quantität als semiotisch gespiegelmtem additiv-verdichteten Signifikatsinhalt in Bezug auf eine zugrundeliegende Basiskomponente kann beispielsweise auch die Strukturzunahme bei der Wortbildung des Deutschen, wie beispielsweise bei dem Determinativkompositum *Apfel-baum* als Spezifizierung des Determinatums *Baum* durch das Determinans *Apfel* oder auch bei der Derivation der deadjektivischen Substantivierung *Dunkel-heit* aus *dunkel*, als generelle diagrammatisch-ikonische Strukturpräferenz weitestgehend plausibel erklärt werden (siehe zur Wortbildung auch Linke / Nussbaumer / Portmann 2004: 69–70). Das gleiche Prinzip könnte aber auch zur Erklärung der Strukturzunahme bei verschiedenen Formen der Verbkonjugation angewendet werden. Unter dem hier vorgestellten Erklärungsmodell scheint auch die allgemeine Strukturpräferenz im Deutschen nachvollziehbar, dass die Enkodierung von besonders (inhaltsseitig) markierten / komplexen Kategorien (z. B. Passiv statt Aktiv oder Konjunktiv statt Indikativ) meistens mit einer deutlichen Strukturzunahme korrespondiert, zum Beispiel: *wir haben gelobt* (1. Person, Plural, Perfekt, Indikativ, Aktiv), *wir sind gelobt worden* (1. Person, Plural, Perfekt, Indikativ, Passiv) und *wir seien gelobt worden* (1. Person, Plural, Perfekt, Konjunktiv, Passiv) (vgl. Wurzel 1993: 63).

⁷⁵ Radden (2021: 285) argumentiert, dass auch die Hervorhebung bereits bestehender Elemente in einem Satz der allgemeinen Informationsstruktur Inhalt hinzufügt und deshalb präferiert auch durch eine Strukturvergrößerung im weitesten semantischen Sinne realisiert wird – beispielsweise durch eine phonetische Betonung (vgl. *Die beiden sind heute ganz alleine mit dem Schlitten DEN GROSSEN HÜGEL hinuntergefahren*) oder eine Topikalisierung (*In Kyoto verbrachte das langjährige Paar seinen bisher schönsten gemeinsamen Urlaub zu zweit*).

3.3.2 Frequenzbasierte Ausdrucksminimierung

Eine deutliche Abweichung von der im letzten Kapitel vorgestellten diagrammatischen Struktur- und Markierungspräferenz zeigt sich beispielsweise unter sprachvergleichender Perspektive im walisischen Wort *plu-en* (dt. *die Feder*), welches im Singular mit dem Morphem {-en} markiert wird, während dessen Pluralform *plu* (dt. *die Feder-n*) unmarkiert bleibt (vgl. Haspelmath 2014: 200; vgl. Haspelmath 2021: 618; vgl. Haspelmath 2008b: 193–194; vgl. Blumenthal-Dramé / Kortmann 2013: 295; s. zur Kategorie Numerus im Walisischen auch Tallerman 2020: 53; s. zum Singulativ weiterführend auch Bußmann 2008: 627; Zanini 2016: 620). Haspelmath (2014, 2021) argumentiert mit Verweis auf weitere sprachübergreifende Ausnahmen, dass auch die relative Häufigkeit von grammatischen Kategorien einen erheblichen Einfluss auf die Markierungspräferenz in Einzelsprachen ausüben kann (vgl. Haspelmath 2014: 200–202; vgl. Haspelmath 2021: 605–607; s. dazu auch Givón 1995: 25, 27–28; Blumenthal-Dramé / Kortmann 2013: 295).⁷⁶ Häufig realisierte (Einzel-)Kategorien (z. B. Singular, Präsens, Nominativ) einer grammatischen Kategorisierung (z. B. Numerus, Tempus, Kasus), so Haspelmath (2014, 2021), werden ausdrucksseitig kürzer enkodiert als seltener vorkommende Kategorien (z. B. Plural, Futur II, Dativ) (vgl. Haspelmath 2014: 197–198; vgl. Haspelmath 2021: 605–607, 613–614, 624, 629).⁷⁷

Da natürliche Sprachen – wie auch andere komplexe Systeme – nur über begrenzte Ressourcen verfügen, kann es spieltheoretisch aus Perspektive einer effizienten kognitiven

⁷⁶ Forschungsgeschichtlich kann mit Haspelmath (2006) in Bezug auf frequenzbasierte Erklärungsmodelle in der Sprachwissenschaft konstatiert werden: „[S]ince Horn (1921) und Zipf (1935), it has been known [...] that there is a strong inverse correlation between signal length and signal frequency, both in natural languages and in other human semiotic systems“ (Haspelmath 2006: 43; s. dazu auch Haspelmath 2008b: 206; Radden / Panther 2004: 30–31). Greenberg (1966) untersuchte zum ersten Mal in der Linguistik neben der traditionellen Korrelation zwischen Gebrauchsfrequenz und der Länge von Lexemen auch das korrelative Verhältnis zwischen Frequenz und grammatischen Formen (vgl. Haspelmath 2021: 606, 628 [bezugnehmend auf Greenberg 1966]). Haspelmath (2021: 628) nennt als weitere wichtige Repräsentanten dieser Strömung Haiman (1983, 1985) und insbesondere Croft (1990).

⁷⁷ An dieser Stelle sei ergänzend noch einmal explizit hervorgehoben, dass nicht nur die Wortlänge syntaktischer Wortformen selbst, wie in vorliegender Masterarbeit behandelt, sondern auch jene von Lexemen insgesamt deutlich mit der Gebrauchsfrequenz korrespondiert (vgl. Haspelmath 2014: 207; vgl. Haspelmath 2021: 606, 621–622; s. dazu auch Christiansen / Chater 2018: 153). Lexeme, welche in der Kommunikation häufig verwendet werden (z. B. Konjunktionen oder Pronomen wie *und*, *oder*, *aber*, *ich*, *wir*, *sie*), zeigen eine deutliche Präferenz dafür, ausdrucksseitig kürzer konventionalisiert zu werden als etwa bestimmte Lexeme, die nur sehr selten realisiert werden (vgl. Haspelmath 2008b: 206). Die Entstehung und Verwendung von Kurzwortbildungen (z. B. *PWK*, *LKH*, *DNS*) sind unter der Perspektive eines frequenzbasierten Erklärungsmodells, so könnte weiterführend argumentiert werden, möglicherweise auch das sprachökonomische Ergebnis gesteigerter Verwendungshäufigkeiten und mithin auch die Aktualisierung eines vor allem sprecherseitigen Bedürfnisses nach einer semiotischen Adaption im Kontext einer veränderten pragmatischen Kommunikationssituation (z. B. die Tendenz zur Substituierung des Wortes *Landespolizeidirektion* durch *LPD*, um bei häufigerer Verwendung effizienter und ressourcenschonender zu kommunizieren) (vgl. Haspelmath 2021: 621–622; vgl. Haspelmath 2008b: 206).

Sprachverarbeitung und den pragmatischen Anforderungen des täglichen Sprachgebrauchs vorteilhaft sein, hochfrequente und mithin auch in Bezug auf den Signifikatsinhalt in hohem Maße voraussagbare Wortformen ausdrucksseitig zu minimieren respektive bezüglich grammatischer Kategorien nicht zu markieren (vgl. Haspelmath 2014: 197–198; Haspelmath 2021: 606, 624, 629). Haspelmath (2014: 198) nennt diese auf gebrauchsbasierten Häufigkeiten basierende Strukturpräferenz *frequency-based form minimization*. In der Literatur wird dieses Prinzip in einer semantisch weiter gefassten Leseart, welche insgesamt die auf Optimierungsprozessen von Sprachverarbeitung und Sprachgebrauch basierende Ausdrucksminimierung beschreibt, auch als *economic motivation* (dt. *Ökonomieprinzip*) bezeichnet (vgl. Haspelmath 2014: 198; vgl. Blumenthal-Dramé / Kortmann 2013: 293–294; vgl. Radden / Panther 2004: 30).

Haspelmath (2014, 2021, 2009) argumentiert, dass dieses auf gebrauchsbasierten Häufigkeiten basierende Modell auch zur Erklärung von Markierungstendenzen in Bezug auf syntaktisch-funktionale Rollen (= Subjekt, Objekt etc.) in komplexeren Satzstrukturen herangezogen werden kann (vgl. Haspelmath 2014: 200–202; vgl. Haspelmath 2021: 606, 611–612, 623; vgl. Haspelmath 2009: 215–216; vgl. Moravcsik 2014: 10).

Im Deutschen kann folgende allgemeine Kasushierarchie sowohl bezüglich des ausdrucksseitigen Markierungsmaßes der Kasusformen selbst als auch ihrer quantitativ-distributionellen Realisierungspräferenz für valenzgebundene Argumentstrukturen konstatiert werden: *Nominativ* > *Akkusativ* > *Dativ* > *Genitiv* (vgl. Duden 2016: 146, 399, 817; vgl. Eisenberg 2020b: 72; vgl. Givón 1995: 46).

Der Nominativ gilt dabei als morphosyntaktisch und konzeptionell weitestgehend – relativ zu anderen Kasusformen – unmarkierter Kasus (vgl. dazu beispielsweise auch die schwache Substantivdeklinaton: *der Bote* (Nom.), *des Bote-n* (Gen.), *dem Bote-n* (Dat.), *den Bote-n* (Akk.)) (vgl. Sahel 2018: 10–11; vgl. Eisenberg 2020b: 72; vgl. Pittner / Berman 2021: 68). Neben einer Nominalphrase im Nominativ (= Subjekt), die aufgrund des formalen Subjektprinzips in nahezu allen vollständigen Sätzen realisiert werden muss, werden Akkusativobjekte als häufigste Ergänzung im Zuge der syntaktischen Verbvalenz gefordert (vgl. Imo 2016: 60; vgl. Musan 2021: 3; s. zur Ergebnisdarstellung einer empirischen Studie zur Valenz von 17.500 deutschen Verben auch Taigel 2021: 32–33; s. zur empirischen Auswertung der Kasushierarchie von zweiwertigen Verben auch Pittner / Berman 2021: 67). Dativobjekte – zumeist in ditransitiven Konstruktionen (z. B. *Der Vater schenkte seinem Sohn ein Auto*) realisiert – und insbesondere Genitivobjekte (z. B. *Wir gedenken heute ihrer*) werden signifikant weniger häufig als Ergänzungen im Zuge der Verbvalenz gefordert (vgl. Eisenberg 2020b: 72–73, 83–84, 323; vgl. Taigel 2021: 33; vgl. Musan 2021: 3; vgl. Pittner / Berman 2021: 69; vgl. Primus 2012: 55).

Mit Eisenberg (2020b) kann prägnant in Bezug auf die Kasuszuweisung im Deutschen zusammengefasst werden: „[E]in Verb [selegiert] normalerweise zuerst den Nominativ [...], für die zweite [Argument-]Stelle zuerst den Akkusativ und für die dritte den Dativ“ (Eisenberg 2020b: 72).

Formal betrachtet fallen Nominativ- und Akkusativformen, die beiden signifikant häufigsten Kasusformen, in den meisten großen Deklinationsklassen des Deutschen sowohl im Singular als auch im Plural ausdrucksseitig teilweise oder sogar vollständig zusammen (z. B. [*Die Lampe*]_{Nominativ Singular / Akkusativ Singular}), während Dativformen in vielen Flexionsparadigmen im Plural das Flexionsmorphem {-n} und Genitivformen im Singular bei der starken, gemischten und artikellosen Deklination bei Eigennamen (z. B. *Anna-s Pullover*) das Flexionsmorphem {(e)s} erhalten (vgl. Duden 2022: 712–719; vgl. Imo 2016: 71–74; vgl. Helbig 1999: 60–61).⁷⁸ Auch im Zuge einer komplexeren Nominalgruppenflexion mit mehreren adnominalen Modifikatoren können NPs im Nominativ und NPs im Akkusativ formseitig ident sein (z. B. [*Ihr jüngstes, aber inzwischen auch schon erwachsenes Kind*]_{Nominativ Singular / Akkusativ Singular}) (vgl. Imo 2016: 80–81).

Haspelmath (2014: 208) schreibt zusammenfassend über den von ihm vorgestellten frequenzbasierten Ansatz zur Erklärung von Markierungstendenzen: „[I]t is no longer puzzling that in language after language, the more frequent grammatical categories are zero-coded“.⁷⁹

⁷⁸ Neben dem sogenannten *Genitiv-s* (z. B. *des Diebstahl-s*) und dem *Dativ-Plural-n* (z. B. *den Räuber-n*) sei an dieser Stelle auch auf das rückläufige *Dativ-e* (z. B. *auf halbem Weg-e*) als eine weitere markante Enkodierungsvariante im nominalen Deklinationsparadigma hingewiesen (vgl. Duden 2016: 206–207, 976; vgl. Duden 2022: 716; vgl. Sahel 2018: 15–16; vgl. Imo 2016: 17; s. dazu auch Szmrecsanyi 2013: 274–275). Eine weitere interessante Beobachtung im Zusammenhang mit Kasusmarkierungen zeigt sich neben der Substantivdeklination auch bei der pronominalen Flexion oder der Artikelflexion, zum Beispiel bei Maskulina: *dies-er* (Nominativ Singular) (Parkplatz) / *dies-en* (Akkusativ Singular) / *dies-em* (Dativ Singular) / *dies-es* (Genitiv Singular) (vgl. Taigel 2021: 33; vgl. Sahel 2018: 16–18; s. dazu auch Imo 2016: 83–84, 86, 88). Mit Taigel (2021) kann die Markierungspräferenz im zuvor genannten Beispiel – unter der Perspektive des Frameworks im letzten Unterkapitel vorliegender Arbeit – folgendermaßen zusammengefasst werden: „Je konzeptuell markierter der Kasus, desto [tendenziell] morphologisch markierter ist die Flexionsendung, was sich [auch auf der Systemebene der Phonetik / Phonologie] in zunehmender konsonantischer Stärke niederschlägt“ (Taigel 2021: 34).

⁷⁹ Haspelmath (2021) argumentiert, dass sprachliche Markierungspräferenzen ausschließlich durch ihre Gebrauchshäufigkeit erklärbar sind (vgl. Haspelmath 2021: 605–607, 624, 629). Kritiker werfen Haspelmath (2021) jedoch vor, dass es sich bei der Gebrauchsfrequenz möglicherweise eher um einen Effekt als um einen zugrundeliegenden Einflussfaktor handelt respektive unter Umständen – je nach Kontext – beides möglich sein könnte (vgl. Haspelmath 2021: 625–626; vgl. Haspelmath 2008b: 211–213). Haspelmaths Variante eines frequenzbasierten Erklärungsmodells beruht ebenfalls auf der nicht allgemein in der linguistischen Forschung geteilten (meistens impliziten) Prämisse der inhaltsseitigen Komplexitätsgleichheit von Kategorien (vgl. Haspelmath 2009: 214). Haspelmath (2009) schreibt etwa über die Minimalpaare Singular / Plural, Präsens / Futur und Indikativ / Konjunktiv: „Hier kann man wohl nicht sagen, dass eine der beiden Kategorien einen größeren Verarbeitungsaufwand [in Bezug auf den Signifikatsinhalt] benötigt“ (Haspelmath 2009: 214 [Erstauflage: 2002]), wenngleich Haspelmath (2006) zugleich in einem anderen Artikel nach einer Erklärung Langackers zur erhöhten konzeptionellen Komplexität von Pluralwörtern zugestehen muss: „Thus, in some cases frequency of use explains conceptual or cognitive ease, in other cases it is the other way round“ (Haspelmath 2006: 47; s. zur quantitativen Distribution der Tempusformen im Deutschen auch Szczepaniak 2011: 148).

MacWhinney (2014) resümiert als Herausgeber am Ende des entsprechenden Sammelbandes über Haspelmaths (2014) Ansatz, wenngleich er morphosyntaktische Markiertheit in seiner abschließenden Zusammenfassung dezidiert nicht mit kontextueller Häufigkeit gleichsetzen möchte: „Typically, zero marking applies to highly frequent [and] unmarked categories such as Singular or Subject“ (MacWhinney 2014: 373; s. dazu auch Malchukov 2014: 40–41).

3.3.3 Systemhomogenität und weitere Strukturpräferenzen

In einer semantisch enger gefassten Definition kann die allgemeine Strukturpräferenz einer frequenzbasierten Ausdrucksreduktion auch unter folgender Kurzformel zusammengefasst werden: „More frequent forms tend to be shorter than rarer forms“ (Haspelmath 2014: 197). Unter diesem Erklärungsmodell konnte im vorausgegangenen Kapitel auch der sogenannte Singulativ erklärt werden – ein Enkodierungsschema, bei dem Singularformen statt Pluralformen markiert werden, sofern – so Haspelmaths (2014) Erklärungshypothese – der Plural eines bestimmten Lexems (z. B. *Feder*) signifikant häufiger als der Singular realisiert wird (vgl. Haspelmath 2014: 2000; vgl. für eine semantisch-konzeptionell ähnliche Konstruktion mit Ausdruckserweiterung im Deutschen auch *der Sand* – *das Sandkorn*). Relativierend muss an dieser Stelle jedoch angemerkt werden, dass ein solches Enkodierungsschema in den Sprachen der Welt überaus selten vorkommt und dass es auch keine bekannte Sprache der Welt gibt, in der einzelne Lexeme beispielsweise abhängig von ihrer relativen Häufigkeit in Bezug auf unterschiedliche grammatische Kategorien immer jeweils anders markiert werden (vgl. Haspelmath 2014: 203, 207).

Vielmehr kann sprachübergreifend konstatiert werden, dass grammatische (Einzel-)Kategorien (z. B. Plural, Genitiv, Konjunktiv) ausdrucksseitig unabhängig von der Gebrauchsfrequenz oder der Voraussagbarkeit einzelner Lexeme in spezifischen Kontexten enkodiert werden (vgl. Haspelmath 2014: 207). Die Konvention betreffend der Markierung / Nicht-Markierung von grammatischen Kategorien insgesamt basiert mithin nicht auf einzelnen Lexemen und ihrem Gebrauch, sondern auf der generellen übergeordneten Markierungskonvention dieser Kategorie im abstrakten Zeichen- und Regelsystem einer Einzelsprache. Es handelt sich hierbei, so kann zusammengefasst werden, um eine überaus starke übersprachliche Präferenz zur normierten grammatischen Gruppenbildung eines, um mit Haspelmath (2014) zu sprechen, *class-based grammatical codings* (Haspelmath 2014: 197). Haspelmath (2014) spricht in diesem Zusammenhang auch von Systematizität beziehungsweise Systemhomogenität (engl. *system pressure*

[dt. Übersetzung des Verfassers], in der Literatur sind auch die Begriffe *harmony* oder *paradigmatic harmony* geläufig) (vgl. Haspelmath 2014: 197; vgl. MacWhinney 2014: 367, 374; vgl. Blumenthal-Dramé / Kortmann 2013: 296–298).

Mit Haspelmath (2014) können der Anwendungsbereich und die Entfaltung dieses allgemeinen strukturbildenden Prinzips in Einzelsprachen folgendermaßen zusammengefasst werden: „Rules of grammar generally target large classes of items, rather than individual expressions or small classes“ (Haspelmath 2014: 197). „The tendency of human language users to organize linguistic forms into systems, where classes of forms behave similarly“ (Haspelmath 2014: 198), hat darüber hinaus auch eine wichtige kognitive und didaktische Funktion: Die Systematizität von grammatischen Regeln, d. h. ihre normierte paradigmatische (und syntagmatische) Regelmäßigkeit, erleichtert den Spracherwerb und spart zugleich insbesondere unter einer Sprachlernperspektive kognitive Ressourcen, indem der Mnemoaufwand durch das Wegfallen irregulärer Sprachformen oder Strukturen reduziert wird (vgl. Haspelmath 2014: 208; vgl. Dingmanse et al. 2015: 617; s. dazu historisch auch Saussure 1931/2001: 158).

Im Falle von mehreren Motivations- beziehungsweise Einflussfaktoren, die im Konflikt miteinander stehen in Bezug auf mögliche virtuelle Realisierungsvarianten für die ausdrucksseitige Enkodierung von grammatischen Kategorien, kann konstatiert werden, dass in nahezu allen Sprachen der Welt Systemhomogenität (z. B. alle Pluralwörter erhalten eine Pluralmarkierung unabhängig von der lexemspezifischen Häufigkeit von syntaktischen Wortformen) über frequenzbasierte Ausdrucksreduktion im semantisch engeren Sinne (z. B. nur im Vergleich zur Kategorie Singular lexemspezifisch seltene Pluralwörter erhalten eine Markierung) präferiert wird (vgl. Haspelmath 2014: 197, 203, 207–208).

In der deutschen Sprache können unter synchroner oder diachroner Perspektive – man könnte bei letzterer auch spezifischer von einer Sprachwandelperspektive sprechen – noch viele weitere Beispiele für gruppenbildende Strukturpräferenzen im grammatischen Regelsystem genannt werden. Exemplarisch sei hier der Übergang der starken Verbflexion zur schwachen Verbflexion im allgemeinen Konjugationsparadigma angeführt.

Sprachhistorisch stellt die starke Verbflexion, welche durch einen Vokalwechsel (= Ablaut) bei der Bildung des Präteritumstamms und durch das Zirkumfix {-ge + -en} bei der Bildung des Partizips II gekennzeichnet ist (z. B. *gehen* – *ging* – *gegangen*), das ältere der beiden Flexionsmuster dar (vgl. Duden 2022: 675–679; vgl. Szczepaniak 2011: 111; vgl. Schmid 2024: 178, 163; s. zum Umlaut Thieroff / Vogel 2012: 15, 24–25, 2; s. zur Begriffsgeschichte auch Duden 2016: 441; Vogel 2012: 66–67). Die starke Verbflexion geht auf die indogermanischen Ablautreihen zurück und verzeichnet „im heutigen Deutsch insgesamt etwa 40 (lautlich)

verschiedene Vokalwechsel[kombinationen] [in Bezug auf die bei der Flexion gebildeten Wortformen]“ (Duden 2022: 677; vgl. auch Duden 2022: 927; vgl. Szczepaniak 2011: 111).

Im Germanischen (ca. 1000 v. Chr. – 500 n. Chr.) konnten nicht alle Verben durch einen Ablaut ins Präteritum gesetzt werden, weshalb dieses Tempus bei nicht-ablautfähigen Verben (= die heutigen schwachen Verben) vermutlich mithilfe einer analytischen Konstruktion durch eine nachgestellte flektierte *tun*-Periphrase markiert wurde (vgl. Szczepaniak 2011: 113–114; vgl. Vogel 2012: 66; vgl. Panther 2021: 309; s. zur Periodisierung der deutschen Sprache Nübling et al. 2017: 17–18; Ernst 2021: 18; Riecke 2016: 5, 38–39; Vogel 2012: 6–9, 12; Besch / Wolf 2009: 135, 203; Lüdeling 2019: 19; Schmid 2024: 2–3). Der germanischen Wortstellung folgend wurde die *tun*-Periphrase dabei direkt nach dem unflektierten Vollverb realisiert und hatte dabei, um ein Beispiel von Szczepaniak (2011: 114) zu zitieren, etwa unter neuhochdeutscher Betrachtung vermutlich folgende Struktur: *ich wecken tat* (vgl. Szczepaniak 2011: 114). Diese Konstruktion wurde später äußerst frequent und führte zu einer Reanalyse der *tun*-Periphrase als (desemantisierendes) Hilfsverb (= Grammatikalisierung) und führte schlussendlich vermutlich auch zu einer Klitisierung am Verbstamm des Vollverbs (vgl. Szczepaniak 2011: 113–115; vgl. Vogel 2012: 66; vgl. Ferraresi 2014: 7–8; s. zur Entstehung des Dentialsuffixes auch Schmid 2024: 178–179).⁸⁰

Bereits im Althochdeutschen (ca. 500/750 – 1050 n. Chr.) war das Konjugationsmuster der starken Verbflexion für neue Verben nicht mehr produktiv, während die schwache Präteritumbildung äußerst produktiv war und bereits das verbreitete Flexionsparadigma der meisten Verben darstellte (vgl. Duden 2022: 927; vgl. Szczepaniak 2011: 112). Im Mittelhochdeutschen (ca. 1050 – 1350 n. Chr.) gab es nur mehr etwa 340 Verben, die ablauteten (vgl. Duden 2022: 927). Heute gibt es nur mehr etwa 170 einfache starke Verben (z. B. *kommen*), wenngleich bei dieser Schätzung beachtet werden muss, dass hierbei noch viele abgeleitete Präfix- und Partikelverben (z. B. *aufkommen*, *verkommen* etc.) dazu gezählt werden müssen (vgl. Duden 2022: 927; vgl. Eisenberg 2020a: 196; vgl. Thieroff / Vogel 2012: 8; vgl. Vogel 2012: 66). Stricker et

⁸⁰ Die Entwicklung des neuen Dentialsuffixes vollzog sich größtenteils bereits im Germanischen, weshalb auch andere germanische Sprachen wie das Englische oder Schwedische eine ähnliche synthetische Konstruktion zur Markierung des Präteritums aufweisen (vgl. Szczepaniak 2011: 111, 113, 116; vgl. Panther 2021: 309). Während in der deutschen Sprache schwache Verben ohne Vokalalternation (= ohne Ablaut) durch das Dentialsuffix {-te} bei den Präteritumsformen (= grammatisch-funktional auch Präteritumssuffix (Imo 2016: 40) oder Präteritalendung (Szczepaniak 2011: 111) genannt) und durch das Zirkumfix {-ge + -(e)t} beim Partizip II gebildet werden (z. B. *machen* – *mach-te* – *ge-mach-t*), kann im Englischen neben der agglutinierenden Dentialsuffix-Bildung (z. B. *work* – *work-ed* – *work-ed*) auch eine „phonologische Interaktion an der morphologischen Grenze zwischen Stamm und Suffix“ (Szczepaniak 2011: 116) festgestellt werden (z. B. *feel* – *felt* – *felt*) beziehungsweise auch eine vollständige Verschmelzung des Dentialsuffixes mit dem Verbstamm (z. B. *put* – *put* – *put*) (vgl. Szczepaniak 2011: 116 [die letzten drei Beispiele wurden aus dem Originaltext übernommen]; vgl. Imo 2016: 40; vgl. Thierhoff / Vogel 2012: 7; vgl. Duden 2022: 664).

al. (2016: 98) führen an, dass in der deutschen Sprache etwa 95 Prozent aller Verben schwach und 5 Prozent stark flektiert werden, wobei die bis heute erhaltenen starken Verbformen (z. B. *kommen – kam; gehen – ging; sehen – sah; essen – aß; trinken – trank; sprechen – sprach*) in der schriftsprachlichen und mündlichen Kommunikation noch hochfrequent sind, wodurch sie sich vermutlich auch ausdrucksseitig weitestgehend unverändert erhalten konnten (vgl. Duden 2022: 927; vgl. Schmid 2024: 185; s. dazu auch Wegener 2003: 124).

Die schwache Verbkonjugation gilt heute als der Standardfall der Konjugation (vgl. Duden 2022: 674; vgl. Imo 2016: 39). Neben deverbale (z. B. *mitspielen*), denominalen (z. B. *frühstücken*) oder deadjektivischen (z. B. *verschönern*) Verben werden auch entlehnte Verben (z. B. *downloaden*) oder Neubildungen (z. B. *googeln*) meistens schwach konjugiert (vgl. Duden 2022: 674, 939; vgl. Thieroff / Vogel 2012: 8; vgl. Schmid 2024: 179). Auch viele starke Verben neigen heute dazu, sukzessive in die größere und regelmäßige Klasse der schwachen Verben überzugehen (vgl. Duden 2022: 927–929; vgl. Schmid 2024: 184–185; vgl. Imo 2016: 39; vgl. Thieroff / Vogel 2012: 8; s. zum Übergang von der irregulären zu den regulären Pluralklassen der Substantivdeklinaton im Deutschen (z. B. *die Schlüchte > die Schluchten*) auch Wegener 2003: 122–124). Als ein Beispiel dafür kann das Verb *backen* angeführt werden, das ehemals stark konjugiert wurde und heute mehrheitlich schwach konjugiert wird (z. B. *buk > backte; bücke > würde backen*) (vgl. Duden 2022: 928; vgl. Imo 2016: 39–40; vgl. Thieroff / Vogel 2012: 8; vgl. Schmid 2024: 185). Der mehrstufige Übergangsprozess in das Flexionsparadigma der schwachen Verben ist bei *backen* jedoch noch nicht vollständig abgeschlossen, zumal bei der Bildung des Partizips II noch immer die starke Form *gebacken* vor der schwachen Form *gebackt* deutlich überwiegt (vgl. Duden 2022: 928–929; vgl. Thieroff / Vogel 2012: 8; vgl. Schmid 2024: 185).⁸¹

Neben den in der vorliegenden Masterarbeit bereits genannten Einflussfaktoren in Bezug auf die ausdrucksseitige Realisierung syntaktischer Strukturen sei am Ende des Kapitels 3.3 abschließend noch eine heterogene Gruppe allgemeiner kognitiver Dispositionen verschiedener

⁸¹ Weitere Beispiele für gruppenbildende Systematisierungstendenzen in der deutschen Gegenwartssprache beziehungsweise in der Entwicklung der deutschen Sprache sind beispielsweise der *s*-Plural, der heute vor allem für noch nicht in das Sprachsystem integrierte und hinsichtlich der morphologischen Struktur noch intransparente Fremdwörter verwendet wird (z. B. *die Konto-s > die Kont-en; die Pizza-s > die Pizz-en*) (vgl. Wegener 2003: 119, 128–132; vgl. Wegener 2004: 48, 50, 95–98, 106–107; vgl. Duden 2022: 939), die Konventionalisierung zur Abfolge des Verbalkomplexes in Nebensätzen in der Neuzeit (z. B. *Das junge Paar fürchtete, dass jenes Haus möglicherweise bereits verkauft worden sein könnte*) (vgl. Stricker et al. 2016: 184–186; s. zur Serialisierungsabfolge bei mehrteiligen Prädikaten im Gegenwartsdeutschen auch Duden 2022: 397–401) oder die moderne Hypothese einer zunehmenden Herausbildung des Genitivs als Präpositionalkasus für sekundäre Präpositionen in den kommenden Jahrzehnten (z. B. *dank dem guten Wetter > dank des guten Wetters [Rektionswandel]; entsprechend den Vorschriften / entsprechend der Vorschriften [Rektionsschwankung; ursprünglich Dativrektion]*) (vgl. Szczepaniak 2014: 42, 46–47; vgl. Duden 2021: 767–771, 214, 303; vgl. Eisenberg 2020b: 199; vgl. Duden 2022: 818–819; s. vergleichend für ältere Rektionsangaben auch Imo 2016: 99; Helbig 1991: 92).

Art angeführt, die im Zusammenhang mit einer effizienten und viablen Sprachverarbeitung stehen (engl. *processing-based explanations*) (vgl. Moravcsik 2014: 4; vgl. Malchukov 2014: 40; vgl. Newmeyer 2014: 299; vgl. Hawkins 2014: 54; s. für neurokognitive und psycholinguistische Erklärungshypothesen zur sprachübergreifend prominenten Stellung der Subjektposition auch Bornkessel-Schlesewsky / Schlesewsky 2014: 107–109; Primus 1996: 64–65; Kasper 2014: 278–279). Moravcsik (2014: 4) nennt beispielsweise Hawkins (2004, 2009) Gesamtwerk einen bedeutenden und herausragenden Versuch in der Sprachwissenschaft, die funktionale Typologie mit empirischer Psycholinguistik zu verbinden. Hawkins (2004, 2009, 2014), hier exemplarisch für diesen Ansatz angeführt, argumentiert „that communicative factors such as efficiency and ease of processing motivate syntactic structure“ (Panther 2021: 309; vgl. Tallerman 2014: 459; vgl. Hawkins 2014: 54–56, 68–69). Dieser Hypothese folgend formulierte Hawkins (2004, 2009, 2014) auch verschiedene kognitiv motivierte Prinzipien in der Sprachverarbeitung, darunter auch die von ihm postulierte Tendenz, dass beispielsweise SVO-Sprachen längere Konstituenten in komplexeren Satzstrukturen in der Argumentserialisierung bevorzugt hinten anreihen, um einen schnelleren Überblick über die wichtigsten syntaktischen Akteure im Satz zu gewährleisten, ohne zuvor einen größeren Sprachverarbeitungsaufwand im Zuge einer umfassenden syntaktischen (Struktur-)Analyse (engl. *parsing*) aufbieten zu müssen (z. B. *Der alte Mann wartete trotz des heftigen Schneetreibens und der eisigen Kälte, die selbst für diese Jahreszeit unerwartet heftig ausfiel, auf seinen Sohn* > *Der alte Mann wartete auf seinen Sohn trotz des heftigen Schneetreibens und der eisigen Kälte, die selbst für diese Jahreszeit unerwartet heftig ausfiel*) (vgl. Panther 2021: 309; vgl. Newmeyer 2014: 299; vgl. Hawkins 2014: 55; vgl. Eisenberg 2020b: 421–422; vgl. Christiansen / Chater 2018: 53; vgl. Futrell et al. 2020: 375, 379, 398; vgl. Temperley / Gildea 2018: 70–71, 78; vgl. Gildea / Temperley 2010: 289–290; vgl. Tallerman 2014: 459–460; s. zur Konstituentenabfolge im Mittelfeld des Deutschen für kurze und lange Konstituenten auch Wöllstein 2014: 41, 48; Eisenberg 2020b: 415–416; Duden 2022: 92–93, 45, 355; s. dazu historisch auch Behaghel 1909: 137–139; Behaghel 1930: 86–87; Behaghel 1932: 5–6; vgl. Bußmann 2008: 85; vgl. Wöllstein 2014: 48; vgl. Eisenberg 2020b: 416, 420–421; vgl. Primus 1996: 86; vgl. Pittner / Berman 2021: 159; vgl. Musan 2017: 71; vgl. Futrell et al. 2020: 374, 379; vgl. Temperley / Gildea 2018: 69; s. zu Regeln der Ausklammerung größerer Konstituenten im Deutschen auch Duden 2022: 97–101, 300–301; Eisenberg 2020b: 412–413, 192–193, 350; Pittner / Berman 2021: 96–98; Imo 2016: 207–208; Wöllstein 2014: 62–63; Helbig / Buscha 2017: 476–477).

3.4 Argumentserialisierung im Deutschen

Als Argumentstruktur wird im Deutschen die semantische und syntaktische Valenz des Verbs bezeichnet (vgl. Pittner / Berman 2021: 67; vgl. Sahel 2018: 49–50; vgl. Duden 2022: 640–641; vgl. Eisenberg 2020b: 78; vgl. Primus 2012: 2).⁸² Die syntaktische Valenz kann dabei folgendermaßen definiert werden: „[Sie] gibt an, durch welche Ausdrücke ein Verb ergänzt werden kann [= fakultative Ergänzung] oder muss [= obligatorische Ergänzung], damit ein korrekter Satz entsteht“ (Duden 2022: 640). Ein dreiwertiges Verb wie beispielsweise *schenken* fordert als syntaktische Argumente – auch Ergänzungen oder Komplemente genannt – zur Realisierung eines vollständigen Satzes eine Nominativergänzung, eine Dativergänzung und eine Akkusativergänzung (z. B. *[Der kleine Junge]_{Nominativ} schenkte [seiner Oma]_{Dativ} [ein selbstgezeichnetes Bild]_{Akkusativ}*) (vgl. Sahel 2018: 50; vgl. Primus 2012: 2; vgl. Eisenberg 2020b: 62, 37; vgl. Zifonun et al. 1997: 1027). Während die syntaktische Valenz die (syntagmatischen) Wohlgeformtheitsbedingungen einer gesättigten ausdrucksseitigen Realisierung festlegt, kann die semantische Valenz inhaltsseitig bestimmte semantische Rollen beziehungsweise Rolleneigenschaften zur Erfüllung der vom Verb präfigurierten Ereignisdarstellung voraussetzen (z. B. **Der Mond las dem Schneemann die Katze vor* / *[Der Vater]_{Agens} las [seiner Tochter]_{Rezipient} [eine Gute-Nacht-Geschichte]_{Thema} vor*) (vgl. Primus 2012: 1–2; vgl. Levin / Rappaport Hovav 2008: 38–39, 157; vgl. Duden 2022: 649; vgl. Zifonun et al. 1997: 729–730, 679–680, 682, 1066; vgl. Öhl / Seiler 2013: 157–158).⁸³

⁸² Linke / Nussbaumer / Portmann (2004) schreiben zur Grundidee der Valenztheorie: „[L]exikalische Elemente [...] [haben] die Potenz, ihre Umgebung syntaktisch und semantisch zu strukturieren, indem sie in komplexen syntaktischen Gefügen eine bestimmte Art und Anzahl von *Ergänzungen* (Aktanten) verlangen (Linke / Nussbaumer / Portmann 2004: 94 [Hervorhebung im Original]). Der Begriff der Valenz stammte ursprünglich aus der Chemie, „wo er die Eigenschaft von Elementen meint, sich mit anderen Elementen zu Molekülen zu verbinden“ (Linke / Nussbaumer / Portmann 2004: 124), und wurde durch den französischen Sprachwissenschaftler Lucien Tesnière (1980 [Original 1959]) in die Linguistik eingeführt und dort zu einer der bis heute bedeutendsten Syntaxtheorien ausgebaut (vgl. Eisenberg 2020b: 61; vgl. Duden 2022: 640; vgl. Busch / Stenschke 2018: 144–145, 148; vgl. Ágel 2000: 32, 8, 15; vgl. Linke / Nussbaumer / Portmann 2004: 93; vgl. Zifonun et al. 1997: 1027, 683; s. zur berühmten Bühnen-Metapher auch Ágel 2000: 7; Smirnova / Mortelmans 2010: 10). Tesnière (1959/1980) selbst unterschied in seiner Valenzgrammatik zwischen strukturaler Ordnung (= abstrakte Valenz- und Dependenzbeziehungen in einem Satz) und linearer Ordnung (= konkrete Serialisierung der abstrakten Valenz- und Dependenzbeziehungen in einem Satz), wobei Tesnière (1959/1980) die strukturale Ordnung als primär und als den eigentlichen Gegenstand der Valenztheorie erachtete (vgl. Ágel 2000: 33–35; vgl. Busch / Stenschke 2018: 145–146). Im hier vorliegenden Unterkapitel soll jedoch der Fokus, um mit Tesnière (1959/1980) zu sprechen, auf der linearen Ordnung liegen (s. zur Begriffsgeschichte von *Argument* und *Prädikat* in der germanistischen Sprachwissenschaft und deren terminologischen und konzeptionellen Ursprüngen aus Theorien der Formalen Logik auch Zifonun et al. 1997: 729–730, 679–680; Bußmann 2008: 56).

⁸³ Neben dem Begriff *semantische Rollen* sind in der sprachwissenschaftlichen Forschung auch die Bezeichnungen *thematische Rollen*, *Theta-Rollen* oder *Tiefenkasus* verbreitet (vgl. Eisenberg 2020b: 78; vgl. Primus 2012: 2; vgl. Öhl / Seiler 2013: 157; vgl. Löbner 2015: 138).

Grammatiken des Deutschen beschäftigen sich traditionellerweise bevorzugt mit der Komplementstruktur des Verbes, zumal die Art, „wie die Argumente eines Verbes syntaktisch erscheinen, [...] lexikalisch festgelegt [ist] und [...] daher nicht völlig regelhaft aus der Verbsemantik abgeleitet werden [kann]“ (Duden 2022: 657; vgl. Duden 2022: 640). Beispielhaft können für diese Beobachtung die Verben *helfen* und *unterstützen* angeführt werden: Wenngleich die beiden Verben äußerst ähnliche semantische Rolleneigenschaften – hier zusammengefasst als die beiden semantischen Rollen *Agens* und *Rezipient* – zur vollständigen Ereignisdarstellung voraussetzen, werden diese im Deutschen syntaktisch-funktional unterschiedlich realisiert (z. B. *Ihre Mutter half [ihr]_{Rezipient / Dativ} bei den Hausaufgaben / Ihre Mutter unterstützte [sie]_{Rezipient / Akkusativ} bei den Hausaufgaben* (vgl. Primus 2012: 1, 51).⁸⁴ Es kann jedoch insgesamt ein Zusammenhang zwischen den (zu Systematisierungszwecken in der linguistischen Forschung postulierten) semantischen (Grund-)Rollen (z. B. *Agens*) und ihren präferierten syntaktisch-funktionalen Realisierungsformen (z. B. Subjekt) sowie ein genereller Einfluss der semantischen Rollen beziehungsweise der Rolleneigenschaften auf die Argumentserialisierung festgestellt werden (vgl. Duden 2022: 657, 649–650, 84; vgl. Sahel 2018: 49; vgl. Primus 2012: 23, 52; vgl. Levin / Rappaport Hovav 2008: 38–39, 157).⁸⁵ Im weiteren Verlauf des vorliegenden Unterkapitels soll dabei jedoch zunächst auf die allgemeine Argumentserialisierung im Deutschen eingegangen werden, bevor sich die Masterarbeit spezifischer der Interdependenz zwischen semantischer und syntaktischer Valenz widmet.

Sprachtypologisch betrachtet handelt es sich bei der deutschen Sprache in Bezug auf die Argumentkodierung um eine sogenannte Nominativ-Akkusativ-Sprache, da das Deutsche das Subjekt (S) intransitiver Verben und das Subjekt (A) transitiver Verben morphosyntaktisch nicht markiert, während es das direkte vom *Agens* affizierte Objekt (P) in transitiven Konstruktionen

⁸⁴ Ein weiteres Beispiel für dieses Phänomen – hier unter einer anderen grammatischen Konstruktion – stellen etwa die Verben *besitzen* und *gehören* dar: [*Die Frau*]_{Possessor / Nominativ} *besitzt* [*einen Hektar Wald*]_{Possessum / Akkusativ} / [*Der Frau*]_{Possessor / Dativ} *gehört* [*ein Hektar Wald*]_{Possessum / Nominativ} (vgl. Primus 2012: 37–38, 51; s. dazu auch Sahel 2018: 56).

⁸⁵ Semantische Rollen, über deren genaue Anzahl in der linguistischen Forschung keine Einigkeit besteht, können terminologisch vereinfacht auch als (zu makroskopischen (Handlungs-)Rollen) generalisierte (inhaltsseitige) Projektionen der vom Verb geforderten semantischen Argumenteigenschaften aufgefasst werden, die – konzipiert im Zuge geisteswissenschaftlicher Theorie- und Modellbildung – funktional der Vorhersagbarkeit syntaktischer Phänomene dienen (vgl. Levin / Rappaport Hovav 2008: 38–40; vgl. Primus 2012: 23–27; vgl. Imo 2016: 70; vgl. Pafel 2011: 36–37; vgl. Duden 2022: 649–650). Levin / Rappaport Hovav (2008) schreiben dazu auch: „[C]lasses of arguments result when arguments of a number of verbs share certain lexical entailments. The commonly cited semantic roles can be viewed as labels for certain good-sized [...] classes of entailments that are relevant to linguistic generalizations“ (Levin / Rappaport Hovav 2008: 39; s. auch zur Darstellung verbreiteter linguistischer Schematisierungen der Ereignisstruktur des Verbs (z. B. in Form von Aktionsarten oder semantischen Grundrelationen) zur Vorhersage semantischer Rollen (beziehungsweise im Deutschen auch zur Vorhersage von Tempusformen und Zeitadverbialen) Levin / Rappaport Hovav 2008: 78–79, 127–128; Sahel 2018: 52–53; Duden 2022: 658–660, 207–210; Primus 2012: 8–9; Eisenberg 2020b: 80–81).

zur syntaktisch-funktionalen Unterscheidung mit einer Akkusativmarkierung versieht (vgl. Tallerman 2020: 194–197; vgl. Blumenthal-Dramé / Kortmann 2013: 298; vgl. Haspelmath 2009: 215–216; vgl. Bechert 1977/1998: 153–154). Manche Nominativ-Akkusativ-Sprachen wie das Englische verfügen über kein (umfassendes) Kasusystem (mehr) und markieren den Unterschied zwischen Subjekt (S / A) und Objekt (P) daher ausschließlich durch eine konventionalisierte Konstituentenabfolge (vgl. Blumenthal-Dramé / Kortmann 2013: 298; vgl. Tallerman 2020: 194–195, 55; vgl. Imo 2016: 70–71; vgl. Eisenberg 2020b: 8). Da im Deutschen Ergänzungen vom Verb einen Kasus zugewiesen bekommen und mithin ihre syntaktische Funktion im Satz gut erkennbar ist, kann in der deutschen Sprache auch eine weitestgehend freie Wortstellung respektive – terminologisch korrekter – freie Satzgliedstellung realisiert werden (vgl. Imo 2016: 70–71; vgl. Tallerman 2020: 194; vgl. Eisenberg 2020b: 8; vgl. Engel 2009b: 165; vgl. Engel 2009a: 161; vgl. Gibson et al. 2019: 398; s. zu sprachtypologischen Beispielen einer komplett freien Wortstellung auch Tallerman 2020: 221–224).

Satztypologisch können ausgehend vom finiten Verb – unter der Perspektive des Topologischen Feldermodells – drei konstitutive Satzgrundmuster für das Deutsche bestimmt werden: Der (1) *Verberstsatz* (*V1-Satz*), bei dem das Vorfeld (VF) nicht besetzt und das Verb als erste Konstituente realisiert wird, der (2) *Verbzweitsatz* (*V2-Satz*), bei dem das Vorfeld besetzt und das Verb als zweite Konstituente realisiert wird, und der *Verbletztsatz* (*VL-Satz*), bei dem das finite Verb oder der Verbalkomplex ausschließlich in der rechten Satzklammer realisiert wird (vgl. Eisenberg 2020b: 405–407; vgl. Duden 2022: 43, 104; vgl. Imo 2016: 199; vgl. Helbig / Buscha 2017: 473–475; s. zur Geschichte topologischer Modelle für das Deutsche auch Wöllstein 2014: V; Duden 2022: 44; Zifonun et al. 1997: 1502; Ernst 2025: 115; s. zu vermeintlichen V3-Sätzen in der deutschen Sprache auch Duden 2022: 71–73, 55; vgl. Eisenberg 2020b: 410–411; vgl. Engel 1970: 80–81; s. zur visuellen Erklärung von vermeintlichen V3-Konstruktionen durch Transformationsprozesse (hier: Topikalisierung einer VP_(infinit)) im CP-IP-Standardmodell der Generativen Grammatik auch Linke / Nussbaumer / Portmann 2004: 135).⁸⁶ V2-Sätze,

⁸⁶ In sprachtypologischen Untersuchungen werden neben dem Verb (V) auch die sprachübergreifend meist ranghöchsten Komplemente Subjekt (S) und direktes Objekt (O) zur Bestimmung der syntaktischen Grundabfolge miteinbezogen (z. B. Englisch: SVO-Sprache), wenngleich hinsichtlich der seit Greenberg (1963a) geläufigen Terminologie aus moderner sprachwissenschaftlicher Perspektive kritisch angemerkt werden muss, dass hierbei eigentlich zwei unterschiedliche grammatische Betrachtungsebenen (Wortartenklassifikation, Satzgliedbestimmung) miteinander vermischt werden (vgl. Eisenberg 2020b: 406). Des Weiteren muss an dieser Stelle ebenfalls kritisch auf den Umstand hingewiesen werden, dass die in der Sprachtypologie verbreitete Analyse der Grundabfolge (z. B. VSO, SVO, SOV) trotz mitunter großen Ähnlichkeiten keinesfalls inhaltlich mit der satztopologischen Bestimmung der Verbstellung (z. B. V1-, V2-, VL-Stellung), wie sie insbesondere oft zu didaktischen Zwecken zur Analyse der deutschen Satzstruktur angewendet wird, gleichgesetzt werden darf, zumal beispielsweise das Englische über eine äußerst strikte SVO-Struktur verfügt, aber anders als das Deutsche keine V2-Beschränkung in Deklarativsätzen aufweist (z. B. [*Yesterday*] *Adverbiale Bestimmung* [*we*] *Subjekt* [*went*] *Prädikat* *to the zoo* / **Gestern wir gingen in den Zoo*) (vgl. Imo 2016: 199, 20; vgl. Auer 2013a: 12).

welche unter kommunikativ-pragmatischer und frequenzbasierter Perspektive häufig als syntaktischer Grundtyp der deutschen Sprache angenommen werden, sind das topologische Satzbaumuster von Deklarativsätzen (z. B. [VF *Emilia*] [ISK hat] [MF *heute den Bus*] [rSK *verpasst*]) und Ergänzungsfragesätzen (z. B. [VF *Wer*] [ISK hat] [MF *heute den Bus*] [rSK *verpasst?*]) (vgl. Eisenberg 2020b: 406; vgl. Duden 2022: 52; vgl. Imo 2016: 202–203). VL-Sätze sind das Satzbaumuster von eingeleiteten Nebensätzen (z. B. *Der See erreichte einen neuen Wasserhöchststand*, [VF] [ISK *da*] [MF *es in den letzten Tagen so heftig*] [rSK geregnet hatte]) und auch von uneingeleiteten nebensatzwertigen Infinitivkonstruktionen (z. B. *Die Studenten hofften*, [VF] [ISK] [MF *die Prüfung*] [rSK bestanden zu haben]) (vgl. Helbig / Buscha 2017: 474–475; vgl. Imo 2016: 201–202, 211, 216; s. zu uneingeleiteten Nebensätzen mit anderen Verbstellungspositionen auch Duden 2022: 164–165, 242; Pittner / Berman 2021: 108, 119, 123; Pafel 2011: 82–84; Duden 2016: 888, 1038, 872–873, 1059). V1-Sätze sind das Satzbaumuster von Entscheidungsfragen (z. B. [VF] [ISK Kommst] [MF *du heute nach der Schule*] [rSK *mit?*]), Imperativsätzen (z. B. [VF] [ISK Mach] [MF *die Tür*] [rSK *zu!*]), Optativsätzen (z. B. [VF] [ISK Wäre] [MF *doch nur jetzt schon Weihnachten!*]) und uneingeleiteten Konditionalsätzen (z. B. [VF] [ISK Regnet] [MF *es heute*], gehen wir nicht in der Park) (vgl. Imo 2016: 201).

Der Grammatik-Duden (2022) unterscheidet unter der Perspektive eindeutiger und konsistenter Satzform-Satzart-Paarungen nur zwischen zwei allgemein-grundlegenden Verbstellungstypen: „Während in Nebensätzen in der Regel Verbletzstellung vorliegt, ist die Zweitstellung des finiten Verbs charakteristisch für Hauptsätze“ (Duden 2022: 51). V1-Sätze werden im Grammatik-Duden nicht als satzartbestimmendes Grundmuster klassifiziert, da sie sowohl in Haupt- als auch bei Nebensätzen auftreten können: „Es handelt sich dabei um eine vom Normalfall abweichende Variante, die mit bestimmten semantisch-pragmatischen bzw. syntaktischen Funktionen verknüpft ist (Imperativsätze und Entscheidungsfragen im Hauptsatz, Konditionalsätze im Nebensatz)“ (Duden 2022: 51).

Sprachhistorisch war die Satzgliedstellung im Althochdeutschen (ca. 500/750 – 1050) noch relativ frei (vgl. Duden 2022: 352; vgl. Nübling et al. 2017: 121). Deklarativsätze konnten mit V1-, V2-, V3- oder VL-Stellung realisiert werden (vgl. Duden 2022: 353; vgl. Schmid 2024: 272–273). Im 9. Jahrhundert wies etwa ein Viertel der Deklarativsätze noch eine andere Verbstellung als V2 auf, im 11. Jahrhundert hatte sich die Verbzweitstellung in Deklarativsätzen nahezu vollständig durchgesetzt (vgl. Duden 2022: 352–353; vgl. Ernst 2021: 149).

Die VL-Stellung in Nebensätzen ist ebenfalls seit dem Althochdeutschen bekannt, jedoch ist sie zu diesem Zeitpunkt noch nicht fest (vgl. Ernst 2021: 149; vgl. Duden 2022: 354). Sie gilt im 14. Jahrhundert als üblich, im 15. und 16. Jahrhundert wird sie deutlich stärker verwendet

und seit dem 17./18. Jahrhundert stellt sie die geltende Norm dar (vgl. Ernst 2021: 149–150; vgl. Duden 2022: 354; vgl. Nübling et al. 2017: 122). Der Grammatik-Duden (2022) schreibt dazu zusammenfassend unter funktionalistischer Perspektive:

Während heute das finite Verb [in Nebensätzen] ganz rechts steht [...], war das im Althochdeutschen [ca. 500/750 – 1050] noch nicht der Fall. Im Mittelhochdeutschen [ca. 1050 – 1350] kippt dies, bei Luther (16. Jhd.) stehen schon 90 % der finiten Verben ganz rechts. Damit unterscheiden sich Haupt- und Nebensatzsyntax zunehmend, sodass man Haupt- und Nebensätze leichter erkennen und voneinander abgrenzen kann (Duden 2022: 354; s. dazu auch Nübling et al. 2017: 122).

Im Frühneuhochdeutschen (ca. 1350 – 1650) wird – an die zuvor genannten Entwicklungen anknüpfend und im Zusammenhang mit dem Ausbau mehrteiliger Prädikate – vor allem sukzessiv die sogenannte Satzklammer (ISK, rSK) beziehungsweise der Satzrahmen fixiert (vgl. Ernst 2021: 149–150; vgl. Ernst 2025: 115). Nachdem die Satzklammer syntaktisch fest etabliert war,⁸⁷ wurde das Mittelfeld (MF) ausgebaut (vgl. Duden 2022: 354; vgl. Nübling et al. 2017: 122).

Hinsichtlich der Serialisierung von Satzgliedern in Hauptsätzen kann im Gegenwartsdeutschen festgestellt werden, dass das Subjekt am häufigsten das Vorfeld besetzt (vgl. Duden 2022: 57). Neben dem Subjekt (ca. 50–55 Prozent) treten am öftesten adverbiale Bestimmungen in Form von Adverbien (ca. 35 Prozent) in diese Position (vgl. Duden 2022: 56–57; s. zur Abfolge adverbialer Bestimmungen im Deutschen auch Pittner / Berman 2021: 162–164; Duden 2022: 520–522; Eisenberg 2020b: 416; Helbig / Buscha 2017: 488–490; Engel 1971: 48; Engel 2009b: 168–169; Engel 2009a: 167–168). „Andere Elemente (wie etwa Sätze oder nominale Objekte) machen lediglich 10–15 % aller Vorfeldelemente aus“ (Duden 2022: 57). Die Voranstellung von adverbialen Bestimmungen kann vor allem durch ihre rahmenbildende Funktion, insbesondere am Anfang eines Textes, erklärt werden (z. B. [_{VF} *Gestern*] [_{ISK} *haben*] [_{MF} *sich die Freunde seit langem wieder im Kino*] [_{rSK} *getroffen*]), „die Aussagen persönlich, zeitlich oder örtlich einordnen“ (Duden 2022: 57). Des Weiteren werden für das Vorfeld häufig Elemente gewählt, die „der Herstellung von Kohärenzrelationen im Text- und Diskurszusammenhang“ (Duden 2022: 57) dienen. Wichtige pragmatisch-kontextspezifische Gliederungstendenzen in Bezug auf die Satzstellung sind: *Thema* > *Rhema* (= im Text oder Diskurs vorerwähnte Information

⁸⁷ Im Zeitraum von 1670 bis 1730 werden voll ausgebildete Satzklammerkonstruktionen bereits in 81 Prozent aller Sätze mit mehrteiligem Prädikat verwendet (vgl. Duden 2022: 355; s. dazu weiterführend auch Nübling et al. 2017: 123–124; s. ebenfalls zu einer empirischen Auswertung von Satzklammerkonstruktionen in literarischen Werken aus dem Zeitraum vom 17. bis zum 20. Jahrhundert Engel 1971: 46, 55–59).

tritt tendenziell vor neuer Information auf; z. B. *Das gemeinsame Treffen mit Claudia auf dem Weihnachtsmarkt war äußerst schön. Wir haben gestern auf dem Weihnachtsmarkt_(Thema) unter anderem Kaiserschmarren gegessen und uns die verschiedenen Stände angeschaut_(Rhema)*), *Topik* > *Kommentar* (= der Satzgegenstand, über den eine Aussage gemacht wird, tritt vor der Aussage auf; z. B. *Der Spiegel_(Topik) hat einen goldenen Rahmen_(Kommentar)*) oder *Fokus* > *Hintergrund* (= einzelne Satzglieder können den Informationsschwerpunkt bilden, während andere Satzglieder dabei in den Hintergrund treten; fokussierte Satzglieder oder Konstituenten tragen den Satzakzent und/oder werden topikalisiert) (vgl. Duden 2022: 89–92, 539–545; vgl. Wöllstein 2014: 41, 44–46; vgl. Pittner / Berman 2021: 153–156; vgl. Eisenberg 2020b: 140–141; vgl. Engel 2009b: 174–176, 238–239; s. zur einschlägigen Forschungsgeschichte auch Eisenberg 2020b: 140). Da es sich hierbei jedoch um pragmatische Faktoren handelt, d. h. um Faktoren, die je nach spezifisch-kontingenter Kommunikationssituation variieren können, sollen diese hinsichtlich der in vorliegendem Kapitel behandelten Frage nach allgemeinen (kontext-unabhängigen) Regularitäten der Argumentserialisierung nicht weiter ausgeführt werden (s. zu sprachübergreifenden Beispielen fast ausschließlich pragmatisch gesteuerter Verbargumentabfolgen in Einzelgrammatiken auch Primus 1996: 80, 82; s. einführend dazu auch Tallerman 2020: 191; s. zum Einfluss des semantischen Skopus auf die Konstituentenabfolge auch Musan 2017: 70–71; Zifonun et al. 1997: 1524–1525, 1020–1022; Engel 2009b: 175).⁸⁸

In der satztopologischen Position des Mittelfeldes können im Deutschen im Gegensatz zum Vorfeld beliebig viele Konstituenten realisiert werden, weshalb das Mittelfeld in der Grammatikforschung oftmals auch als jener „Bereich [angesehen wird], in dem es um [die] Reihenfolgebeziehungen [zwischen mehreren konkurrierenden Satzelementen in Bezug auf die Linearstruktur] im eigentlichen Sinne geht“ (Zifonun et al. 1997: 1505; vgl. Duden 2022: 79; vgl. Primus 2012: 52; vgl. Engel 2009a: 165). Die Serialisierung von Satzgliedern im Mittelfeld wird von verschiedenen sprachinternen und sprachexternen Faktoren bestimmt und eröffnet vergleichsweise viele Variationsmöglichkeiten im Deutschen (vgl. Pittner / Berman 2021: 156; vgl. Duden 2022: 94–95; vgl. Wöllstein 2014: 41; vgl. Primus 1996: 57, 87–88; s. zu einer tabellarischen Darstellung der Variationsmöglichkeiten im MF am Beispiel von drei Verbergänzungen Wöllstein 2014: 42).⁸⁹ Hinsichtlich der Grundfolge im Mittelfeld – d. h. der von

⁸⁸ Die Wichtigkeit von semantisch-pragmatischen Faktoren darf für die Serialisierung im Deutschen im Zusammenhang realer Kommunikationssituationen keinesfalls unterschätzt werden: In Situationen, in denen „im Rahmen der syntaktischen Vorgaben Optionen [der Serialisierung von Satzelementen] offenbleiben, sind [unter der synchronen Perspektive einer bereits hypostasierten Einzelgrammatik] funktionale Erwägungen für den Satzbau bedeutsam“ (Duden 2022: 539; vgl. Primus 2012: 52).

⁸⁹ Forschungsgeschichtlich führt Wöllstein (2014: 41) Lenerz (1977) und Höhle (1982) als wichtige Vorläufer an, die sich mit der Konstituentengrundabfolge im Mittelfeld des Deutschen und den zugrundeliegenden

spezifischen, kontingent-pragmatischen Kommunikationssituationen abstrahierten Konstituentenabfolge (vgl. Pittner / Berman 2021: 157; vgl. Wöllstein 2014: 44; vgl. Primus 2012: 22–23, 52) – können folgende allgemeine Abfolgetendenzen respektive Präferenzregeln für die deutsche Sprache konstatiert werden: (1) *Subjekt* > *Dativobjekt* > *Akkusativobjekt* > *weitere Ergänzungen* (bei nicht-pronominalen Ergänzungen), (2) *Subjekt* > *Akkusativobjekt* > *Dativobjekt* (bei (schwach betonten) Pronomen), (3) *pronominale Ergänzung* > *nicht-pronominale Ergänzung*, (4) *Agens* > *Rezipient* > *Patiens*, (5) *belebte Satzglieder* > *unbelebte Satzglieder*, (6) *definite Satzglieder* > *indefinite Satzglieder*, (7) *kürzere Satzglieder* > *längere Satzglieder* (vgl. Duden 2022: 81–88, 92–93; vgl. Eisenberg 2020b: 415–420; vgl. Wöllstein 2014: 41, 43–44, 46–48; vgl. Pittner / Berman 2021: 157–162; vgl. Musan 2017: 68–72; vgl. Engel 2009b: 166–169; vgl. Engel 2009a: 166–167; vgl. Eichinger 2004: 35–36; s. zur Darstellung einer vierdimensionalen Schematisierung der Abfolgeregeln im Deutschen auch Zifonun et al. 1997: 1521–1522).⁹⁰

Linearisierungsregeln befasst haben (s. dazu auch Duden 2022: 79; Pittner / Berman 2021: 157–161; Eisenberg 2020b: 415, 419; Primus 1996: 59; Zifonun et al. 1997: 1498; s. für weitere Quellenverweise Primus 1996: 59; Zifonun et al. 1997: 1498). Seit Ende der 1980er-Jahre sind in der germanistischen Sprachwissenschaft zudem auch sogenannte Wettbewerbsmodelle verbreitet, in denen die Konstituentenabfolge als Ergebnis von konkurrierenden sprachinternen und/oder sprachexternen Linearisierungstendenzen (mit Variationspotential) verstanden wird (vgl. Wöllstein 2014: 41; vgl. Primus 1996: 58). Wöllstein (2014: 41) führt für diese Strömung insbesondere Jacobs (1988) und Primus (1996) an (s. dazu auch Primus 1996: 58). Primus (1996: 58) nennt vor allem Reis (1987) eine wichtige Vorläuferin und Namensgeberin des Wettbewerbsmodells (s. dazu auch Eisenberg 2020b: 415).

⁹⁰ In verschiedenen Grammatiken und Fachbüchern werden für das Deutsche teilweise unterschiedlich viele Tendenzen zur Abfolge von Satzgliedern proklamiert und mitunter auch auf unterschiedliche Weise in autorspezifischen Darstellungsmodellen schematisiert. Primus (2012: 59) beispielsweise subsumiert u. a. das Belebtheitskriterium (5) unter das von ihr eingeführte rollensemantische Grundabfolge-Prinzip (s. zur Kritik am Belebtheitskriterium auch Pittner / Berman 2021: 161–162). Taigel (2021: 42) argumentiert mit Blick auf die oben im Haupttext angeführten Regeln (3) und (6), dass pronominale und definite Satzglieder im Normalfall auf bereits im Diskurs eingeführte Entitäten verweisen (vgl. Imo 2016: 83–84, 88) und dass ihre standardmäßige Serialisierung vor nominalen und indefiniten Satzgliedern deshalb möglicherweise auch durch die übergeordnete Linearisierungstendenz *alt* > *neu* (vgl. *Thema* > *Rhema*) erklärt werden könnte – eine Abfolgetendenz, die, so Taigel (2021: 42) weiter, zugleich auch der „[weitestgehend ‚natürlichen‘] [diagrammatisch-]ikonische[n] Abbildung [von] [...] Vorher-Nachher-Relation[en] [im weitesten Sinne] [entsprechen würde]“ (Taigel 2021: 42). Auch Eisenberg (2020: 415–416) führt (indirekt) in dessen Darstellungen als Beispiel für den Einfluss des Prinzips der linearen Ordnung auf die Syntaxstruktur die Tendenz *Start* > *Ziel* an (z. B. *Maximilian flog von Zürich nach Tokio* / *?Maximilian flog nach Tokio von Zürich*), bei der die Serialisierung der Direktivkomplemente/-supplemente (s. dazu auch Busch / Stenschke 2018: 160–162) ebenfalls diagrammatisch-ikonisch der tatsächlichen außersprachlichen temporalen Abfolgebeziehung entspricht (s. zu einer ausführlichen Quellenaufzählung mit genauen Seitenanzahlen zu Ansätzen, die (temporale) Ikonizität in der Syntax behandeln, auch Dotter 1990: 158–159, 266 [Fußnote 245]). Der Grammatik-Duden (2022) subsumiert im Gegensatz zu Eisenberg (2020) die Tendenz *Start* > *Ziel* unter das rollensemantische Grundabfolge-Prinzip, wobei dieses im Vergleich zu Primus (2012: 23, 52) nur äußerst dezimiert als *Agens* > *andere semantische Rollen* zusammengefasst wird, und nennt zudem zusätzlich auch noch die Abfolgetendenz *Bezugselement* > *Prädikativ* (vgl. Duden 2022: 84–85, 93–94). Zifonun et al. (1997: 1521–1522) führen ihre Ergebnisse zur Serialisierung von Verbargumenten in einem Fließdiagramm zusammen und unterscheiden dort auf höchster Ebene zwischen Termkomplementen (= Substantivergänzung und Akkusativ-, Dativ-, Genitiv- und Präpositionalobjekt) und Nicht-Termkomplementen (= Prädikativ- und Adverbialkomplemente) (vgl. Zifonun et al. 1997: 1507, 1065).

Primus (2012) argumentiert, dass die Argumentserialisierung im Deutschen auch nur durch zwei zugrundeliegende Abfolgetendenzen und deren Interdependenz vollumfänglich erklärt werden kann (vgl. Primus 2012: 51–53; vgl. Primus 1996: 57, 87–88). Als wesentliches und wichtigstes Prinzip der Linearisierung nennt Primus dabei das sogenannte rollensemantische Grundabfolge-Prinzip (vgl. Primus 2012: 23, 52, 54). Dieses besagt, dass „[e]in agentivischeres Argument [...] einem weniger agentivischen Ko-Argument [= Argument des gleichen Prädikats] in der Grundabfolge voran[geht]“ (Primus 2012: 23; s. auch Primus 2012: 52). Rollensemantisch orientiert sich Primus (2012) dabei am Proto-Rollen-Ansatz von Dowty (1991), bei dem semantische Rollen nicht mehr – der klassischen linguistischen Tradition von Fillmore (1968) folgend – eindimensional, sondern mehrdimensional und als skalare Prototypen mit vielen Schattierungsstufen (z. B. Proto-Agens, Proto-Patiens) konzeptualisiert werden (vgl. Primus 2012: 24–27, 79–80; vgl. Primus 1996: 61; s. zur Problematisierung eindimensionaler Rollenkonzepte auch Primus 2012: 5–7, 44–45, 54).⁹¹ Neben dem semantischen Grundabfolge-Prinzip gibt es noch ein syntaktisches Grundabfolge-Prinzip, welches mit ersterem hinsichtlich der Linearisierung der Verbargumente im Satz in direktem Wettbewerb steht (vgl. Primus 2012: 53; vgl. Primus 1996: 57, 87–88). Das syntaktische Grundabfolge-Prinzip besagt: „Ein Argument mit einer einfacheren syntaktischen Funktion geht einem Argument mit einer komplexeren syntaktischen Funktion voran“ (Primus 2012: 53).⁹²

Die Interaktion der oben genannten (respektive – unter anderer linguistischer Schematisierungshypothese – möglicher weiterer) Prinzipien kann Primus (2012) zufolge eine plausible

⁹¹ Wichtige semantische Dimensionen des Agens-Prototyps sind zum Beispiel (1) Verursachung, (2) Handlungskontrolle, (3) Sentience, (4) selbstinduzierte Bewegung und (5) Besitz (vgl. Primus 2012: 25–27). Gemäß dem rollensemantischen Grundabfolge-Prinzip „geht nicht nur ein kontrollfähiges und physisch aktives Agens, sondern jede agentivere Rolle einer weniger agentiven voran“ (Primus 2012: 52; s. dazu auch Primus 2012: 31). Unter der Perspektive der skalaren Agentivität treten deshalb beispielsweise auch Besitzer vor Besitzgegenstände (z. B. *Der Unternehmer besitzt viele Aktien an der Firma / Heute hat Paul leider seine Kopfhörer zuhause vergessen*), bewussteinfähige Personen vor Gegenstände, die den mentalen Zustand oder die Wahrnehmung hervorrufen (z. B. *Die Kinder konnten das Hotel schon von Weitem sehen / Die Gäste des Restaurants schätzten die hohe Qualität des Essens sehr*), oder nicht-kontrollfähige Verursacher vor kausal-affizierte Personen oder Gegenstände (z. B. *Beim Aufräumen im Wohnzimmer ist dem Opa leider die Vase hinuntergefallen*) (vgl. Primus 2012: 52–53). Der Einfluss des Agentivitätsgefälles lässt sich auch gut bei Komitativkonstruktion (z. B. *Julia gründete letztes Jahr mit ihren besten Freunden ein eigenes Unternehmen*) feststellen (vgl. Primus 2012: 72–74; vgl. Busch / Stenschke 2018: 167). Aufgrund der großen Agensnähe tritt die Komitativrolle (= Begleiter) meistens auch als sogenanntes Ko-Agens in der Subjektposition auf (z. B. *Lena und Emilia haben heute eine Geschichte geschrieben*) (vgl. Primus 2012: 73–74).

⁹² Mit Blick auf das in vorliegender Masterarbeit bereits vielfach zitierte *Gesetz der wachsenden Glieder* von Behagel (1909, 1930, 1932) könnte das syntaktische Grundabfolge-Prinzip mit dem Einfachheitsgefälle *Nominativergänzung > Akkusativobjekt > Dativobjekt > Genitiv- oder Präpositionalobjekt* unter der teleologischen Zielsetzung einer zweidimensionalen linguistischen Theorie- und Modellbildung zur Vorhersagbarkeit der syntaktischen Linearstruktur möglicherweise – aus Sicht des Verfassers – noch um eine formale Dimension erweitert werden beziehungsweise vielleicht sogar lediglich auf Komplexität insgesamt, welche sich in Form der syntaktisch-funktionalen Rolle und dem Strukturumfang manifestiert, vereinfacht werden (vgl. Primus 2012: 51–54; vgl. Eisenberg 2020b: 416, 421; vgl. Wöllstein 2014: 48; vgl. Duden 2022: 92–93; vgl. Pittner / Berman 2021: 159, 164).

Erklärung zur Entstehung von Serialisierungsvarianten in komplexen Syntaxsystemen liefern: „Bei den freien Grundabfolgen stehen die beiden Grundabfolgeprinzipien in Konflikt zueinander und können nicht gleichzeitig befolgt werden“ (Primus 2012: 53). Im gegenteiligen Fall hypostasieren syntaktische Realisierungsformen, die durch mehrere dominierende sprachinterne und/oder sprachexterne Präferenzen legitimiert sind, zu festen Grammatikregeln beziehungsweise konkurrenzlosen ausdrucksseitigen Darstellungsformen, zumal es für die Aktualisierung alternativer real verfügbarer oder nur virtuell im Sprachsystem hypothetisch möglicher Realisierungsvarianten aus spieltheoretischer Perspektive – unter der Prämisse bereits eingetretener Optimalität – keinen Grund mehr gibt (vgl. Primus 2012: 53; vgl. Duden 2022: 94–95; vgl. Primus 1996: 87; s. zu konfligierenden sprachinternen Regelsystemen einführend auch Hennig 2017: 27–30, 34; Duden 2021: 21–22; s. weiterführend zu konfligierenden pragmatisch gesteuerten Realisierungsvarianten auch Hennig 2018: 257; s. zur Interaktion konvergierender oder divergierender Systempräferenzen auch Malchukov 2014: 37–39, 21, 30).

Als Beispiele für konfligierende Realisierungsvarianten im Zusammenhang mit der Linearisierung von Verbargumenten in deutschen Sätzen können exemplarisch ditransitive Konstruktionen angeführt werden (vgl. Primus 2012: 53–54). In einem Beispielsatz wie etwa *Gestern hat [der Lehrer]_{NP im Nominativ / Agens} [den Schülern]_{NP im Dativ / Rezipient} [die Zeugnisse]_{NP im Akkusativ / Patiens} überreicht* können hinsichtlich der optimalen Abfolge der beiden letztgereihten Verbargumente *den Schülern* und *die Zeugnisse* unter Umständen verschiedene syntaktische Realisierungsvarianten, die auf zugrundeliegenden Präferenzen in der Oberflächen- und Tiefenstruktur gründen, miteinander in Konflikt geraten (vgl. Primus 2012: 54). Unter der Perspektive des semantischen und syntaktischen Grundabfolge-Prinzips stimmen beim ersten Verbargument *der Lehrer*_{Nominativ / Agens} sowohl das präferierte semantische Agentivitätsgefälle als auch das syntaktische Einfachheitsgefälle überein (vgl. Primus 2012: 54, 22). Bei den beiden anderen Verbargumenten *den Schülern*_{Dativ / Rezipient} und *die Zeugnisse*_{Akkusativ / Patiens} stimmen die beiden Grundabfolge-Prinzipien jedoch nicht mehr überein. Gemäß dem Agentivitätsgefälle wird die Abfolge *Agens > Rezipient > Patiens* präferiert, während gemäß dem Einfachheitsgefälle die Abfolge *Nominativ > Akkusativ > Dativ* präferiert wird (vgl. Primus 2012: 54). Mit Primus (2012) kann die Konfliktsituation bei ditransitiven Konstruktionen prägnant folgendermaßen zusammengefasst werden: „Bei der relativen Abfolge von Rezipient und Patiens konkurrieren Agentivitäts- und Einfachheitsgefälle: Rezipient >> Patiens, aber Dativ << Akkusativ“ (Primus 2012: 54). Der Konflikt dieser beiden Prinzipien kann zu einer syntaktischen Variation der beiden Stellungsmöglichkeiten führen (z. B. *Gestern hat der Lehrer den Schülern die Zeugnisse überreicht* / *Gestern hat der Lehrer die Zeugnisse den Schülern überreicht*) (vgl. Primus 2012: 54; vgl.

Primus 1996: 71; vgl. Wöllstein 2014: 42). In dem genannten Beispiel mit nicht-pronominalen Satzgliedern überwiegt jedoch das rollensemantische Grundabfolge-Prinzip, welches nur bedingt durch das Einfachheitsgefälle beeinflusst wird (vgl. Primus 2012: 53–54).

Der Einfluss des Einfachheitsgefälles auf das rollensemantische Grundabfolge-Prinzip zeigt sich jedoch vor allem in anderen grammatischen Konstruktionen beziehungsweise in anderen syntaktischen Spielarten derselben Konstruktion. Die Rezipienten-Rolle wird in Konstruktionen, in denen sie formal als Präpositionalphrase realisiert wird, nach der Patiens-Rolle serialisiert, z. B. *Der Lehrer leitete diese Information sofort an die Schüler weiter* (vgl. Primus 2012: 54; vgl. Primus 1996: 86–87). Eine weitere wichtige Ausnahme, bei der es in der Linearstruktur zu einer Abweichung vom Agentivitätsgefälle kommt, sind ditransitive Konstruktionen, in denen der Rezipient als pronominales Satzglied realisiert wird: *Der Lehrer hat [sie]_{Patiens / Akkusativ} (= die Zeugnisse) [den Schülern]_{Rezipient / Dativ} gestern überreicht* / *Der Lehrer hat [sie]_{Patiens / Akkusativ} [ihnen]_{Rezipient / Dativ} gestern überreicht* / *Hannah hat [ihrer Tochter]_{Rezipient / Dativ} heute [einen Brief]_{Patiens / Akkusativ} mitgegeben* / *Hannah hat [ihn]_{Patiens / Akkusativ} [ihr]_{Rezipient / Dativ} heute mitgegeben* (vgl. Primus 2012: 53–54; vgl. Duden 2022: 85–87; vgl. Eisenberg 2020b: 415, 418; vgl. Pittner / Berman 2021: 158; vgl. Primus 1996: 72).⁹³

3.5 Morphosyntaktische Markiertheit im Deutschen

Der Begriff der *Markiertheit* (engl. *markedness*) ist seit seiner Einführung im Prager Strukturalismus zu Beginn des 20. Jahrhunderts zu einem mehrdeutigen und oftmals auch mehrdimensionalen (= konzeptionell hybriden) Fachausdruck in der Sprachwissenschaft geworden und kann

⁹³ Primus (1996) spricht im Kontext der Abfolgeregeln pronominaler Satzglieder im Deutschen an zwei Textstellen sogar von einer „Neutralisation“ des rollensemantischen Parameters bei gleichzeitiger Relevanz des formfunktionalen Parameters“ (Primus 1996: 80–81 [Hervorhebung im Original]; s. dazu auch Primus 1996: 87). Äußerst interessant ist in diesem Zusammenhang aus Sicht des Verfassers u. a. die psycholinguistische Frage – unter Umständen wurde diese bereits in der Wahl der Terminologie seitens der Sekundärliteratur insinuiert –, ob möglicherweise die doppelte Stellvertreter-Funktion von Pronomen (= Pronomen substituieren (a) als Stellvertreter Nominalphrasen im Sprachsystem, die wiederum (b) in einer klassisch semiotischen Relation auf außersprachliche Entitäten und/oder auf intersubjektiv konventionalisierte Signifikatsinhalte verweisen, wodurch die Relation zwischen Außenwelt und sprachlicher Perspektivierung, so könnte man argumentieren, eine weitere Zwischen- und mithin auch Abstraktionsstufe erhält) zur Abschwächung des rollensemantischen Grundabfolge-Prinzips beigetragen und damit indirekt auch zu einer Konventionalisierung dieser Abfolgeregel geführt haben könnte (vgl. Primus 1996: 80–81, 87; s. zu Erklärungsansätzen, die phonetisch-phonologische Dimensionen in den Vordergrund stellen auch Pittner / Berman 2021: 158). Die Abfolgekonvention *Akkusativobjekt* > *Dativobjekt* (bei schwach betonten Pronomen) gilt im Deutschen relativ strikt, wenngleich es vereinzelte korpuslinguistisch belegte Ausnahmen in der Standardsprache (z. B. *Sebastian wollte mit seinen Freunden nach München fahren, aber seine Mutter hat ihm es nicht erlaubt*) oder bei Klitisierungs-Konstruktionen (z. B. *Sie hat mir's erzählt*) im gesprochenen Deutsch gibt (vgl. Duden 2022: 86–87, 552).

heute mitunter verschiedene Phänomene auf unterschiedlichen linguistischen Systemebenen bezeichnen (vgl. Eisenberg 2020b: 22; vgl. Waugh 2011: 466; vgl. Thümmel 2016: 416; vgl. Bußmann 2008: 419–420; vgl. Haspelmath 2006: 25–27, 37–38, 64–65; vgl. Waugh 1982: 299; s. zu syntaktischer Markiertheit auch: Wöllstein 2014: 44; Pittner / Berman 2021: 157; Eisenberg 2020b: 417–420; Haspelmath 2006: 35–36; Tallerman 2020: 190–191).⁹⁴ Haspelmath (2006: 25, 26, 64–65) führte in einem kritischen Aufsatz zwölf verschiedene, in der Geschichte der Linguistik ehemals verbreitete und teilweise bis heute in Konflikt stehende Definitionen für diesen Begriff an.

Markiertheit korrespondiert klassischerweise prototypisch mit (1) ausdrucksseitiger Strukturweiterung, (2) höherer kognitiver / semantischer Komplexität, (3) höheren Realisierungsbeschränkungen, (4) niedrigerer quantitativer Distribution im alltäglichen Sprachgebrauch oder

⁹⁴ Der Begriff der Markiertheit geht geschichtlich auf die Arbeiten von Trubetzkoy (1931, 1939), einem wichtigen Begründer der Phonologie, zurück, wo er zunächst nur eine abstrakt-artikulatorische Spezifikation (engl. *mark*, dt. *Merkmal*) zur phonologischen Unterscheidung zwischen zwei verschiedenen Phonemen bezeichnete (z. B. /d/ und /t/ sind beide alveolare Plosive, die sich durch das Merkmal Stimmhaftigkeit voneinander unterscheiden) (vgl. Haspelmath 2006: 28, 55, 26, 64; vgl. Bußmann 2008: 419–420; vgl. Waugh 2011: 466; vgl. Thümmel 2016: 416–417; vgl. Wälchli / Ender 2013: 125; vgl. Ernst 2011: 93; s. zur modernen strukturalistischen Kategorisierung des Phonemsystems im Deutschen auch Busch / Stenschke 2018: 52–54). Jakobson (1941) erweiterte später Trubetzkoy's phonologisches Markiertheitskonzept, indem er phonologische Markiertheit – bei Trubetzkoy zunächst nur einzelsprachenspezifisch und durch Distributionsbeschränkungen gekennzeichnet – mit phonetischer Komplexität in Verbindung brachte und die sprachtypologische Implikation aufstellte, dass Sprachen mit ‚markierten‘ Phonemen (hier im Sinne eines artikulatorischen Mehraufwands) im Normalfall auch die zugrundeliegenden weniger komplexen (Ausgangs-/Grund-)Phoneme besitzen (vgl. Haspelmath 2006: 28–30, 55; vgl. Gvozdanović 1989: 47–50, 52; vgl. Ernst 2011: 93; s. zur Rückbildung / Vereinfachung (ursprünglich phonologisch) ‚markierter‘ Formen zu ‚unmarkierten‘ Formen in Kreol-Sprachen auch Bergmann 2013: 85). Dieses Konzept der Markiertheit wurde jedoch insgesamt in der sprachwissenschaftlichen Literatur kaum übernommen und fand auch innerhalb der Phonologie keine große Verbreitung (vgl. Haspelmath 2006: 28). Jakobson (1932/1971, 1939/1971, 1957/1971) nutzte das abstrakte Markiertheitskonzept in anderer Verwendung – hier in der Bedeutung einer (semantisch-)merkmalshaften Spezifizierung des Signifikatinhalts im Zusammenhang funktionaler Ausdruckserweiterungen (im Geiste der späteren Bloomberg'schen Morphologie)) – auch als Erklärungsmodell für Phänomene auf der Systemebene der Lexik oder Morphosyntax (vgl. Haspelmath 2006: 28–30, 26, 64). In der Geschichte des Markiertheitsbegriffs haben sich nach den wegweisenden Arbeiten von Jakobson in der Literatur viele weitere verschiedene Erklärungsmodelle herausgebildet (s. dazu ausführlich auch Haspelmath 2006: 26, 64–65), wobei seit den 1960er-Jahren neben semantisch-kompositionalen Ansätzen (im Bereich der lexikalischen Semantik) vor allem kognitiv-funktionalistische Modelle, in denen u. a. die konzeptionelle Komplexität der Inhaltsseite beziehungsweise auch die kognitive Verarbeitbarkeit oder Vorhersagbarkeit von außersprachlichen Kategorien oder Relationsbeziehungen im Zentrum steht, zur Erklärung von ausdrucksseitigen Markiertheitserscheinungen besonders wichtig wurden (vgl. Haspelmath 2006: 32, 40; vgl. Waugh 2011: 466; vgl. Radden 2021: 285; vgl. Givón 1995: 28). Da viele verschiedene Erklärungsansätze in der Literatur miteinander kompatibel sind, treten diese heute oftmals auch gemeinsam in mehrdimensionalen Modellen auf (vgl. Haspelmath 2006: 37–38, 40, 27, 55–56). Seit den 1980er-Jahren gibt es mit Mayerthaler (1980, 1981) oder Wurzel (1984) auch eine Metatheorie der Markiertheit, bei der Markiertheitskonventionen, die gegen „main universal naturalness parameters [...] like constructional iconicity [= mehr Bedeutung, mehr Form], uniformity [= eine Funktion, eine Form] [...] [or] transparency [= eine Form, eine Bedeutung]“ (Haspelmath 2006: 58) verstoßen, als ‚markiert‘ (= im Sinne von *als abstrakte Konventionsregel in Sprachsystemen allgemein dispräferiert*) beschrieben werden, wenngleich bei der konkreten Anwendung der entsprechenden Konvention möglicherweise unter klassischer Terminologie keine ausdrucksseitige Markierung im eigentlichen Sinne vorliegt (z. B. (*der*) Schatten (Sg.) – (*die*) Schatten (Pl.) = ausdrucksseitig weitestgehend unmarkiert, aber Nullplural (= ‚dispräferierte‘ Markierungsregel)) (vgl. Haspelmath 2006: 58–60, 31–32; vgl. Elsen 2014: 17–18; vgl. Bußmann 2008: 419–420; vgl. Linke / Nussbaumer / Portmann 2004: 454–455; vgl. Bülow 2017: 222–226; vgl. Keller 2014: 155–161).

in schriftlichen Texten, (5) späterem ontogenetischen Spracherwerb, (6) höherer Wahrscheinlichkeit des Verlusts bei Aphasie und (7) späterer Grammatikalisierung in der phylogenetischen Sprachentwicklung, sofern es zu jener kommt (vgl. Givón 1995: 28; vgl. Waugh 2011: 466; vgl. Eisenberg 2020b: 21; vgl. Haspelmath 2006: 38, 26, 64–65, 35–36; vgl. Waugh 1982: 302; vgl. Sahel 2018: 10–11; vgl. Taigel 2021: 32; vgl. Dotter 1990: 128; vgl. Bußmann 2008: 419; s. zu einer kritischen Auseinandersetzung mit älteren Theorie- und Modellbildungen, in denen (insbesondere entgegen dem Muster der flektierenden Sprachen) ikonische Form-Funktions-Paarungen angenommen wurden, auch Givón 1995: 58–59, 62, 10–11; Elsen 2014: 18; Marzi et al. 2020: 231–233). Das Konzept der Markiertheit war vor allem in (funktionalistisch-)sprachtypologischen Untersuchungen – exemplarisch seien hierfür etwa Greenberg (1966), Croft (1990) oder Givón (1995) angeführt – von großer Bedeutung (vgl. Waugh 2021: 466; vgl. Haspelmath 2006: 38; vgl. Haspelmath 2021: 608; vgl. Haspelmath 2014: 198). Haspelmath (2006) konstatiert etwa unter der Perspektive der funktionalen Typologie:

[I]t is a remarkable observation that universally, comparable linguistic structures exhibit the same markedness values for the different markedness dimensions [...]. Thus, some categories (such as the plural or the future tense) are semantically complex, overtly coded, rare in texts, found only in some languages, and restricted in their distribution [...], whereas other categories (e.g. the singular or the present tense) are semantically simple, not overtly coded, frequent in texts, found in all or most languages, and unrestricted in their distribution (Haspelmath 2006: 38).⁹⁵

⁹⁵ In morphologischen Untersuchungen muss, um etwaigen (Interpretations-)Missverständnissen im Vorhinein vorzubeugen, zwischen Elementen der Wortbildung und der Flexion unterschieden werden, zumal es sich auch logisch-konzeptionell um unterschiedliche Kategorisierungssysteme handelt (vgl. Busch / Stenschke 2018: 2018: 87, 117; vgl. Ernst 2011: 113–114). Im vorliegenden Unterkapitel wird nur die morphosyntaktische Markiertheit von syntaktischen Argumenten, welche wiederum die syntaktische Perspektivierung von semantischen Argumenten darstellen, behandelt. Da jedoch einige Autoren in der Literatur auch von *semantischer Markiertheit* sprechen (s. dazu auch Wälchli / Ender 2013: 125; Haspelmath 2006: 28–29, 26, 64), soll dieses Thema der Vollständigkeit hier ebenfalls kurz angeführt werden. Wichtig ist dabei jedoch nochmals zu betonen, dass morphosyntaktische und morphosemantische (hier verstanden als semantisch-lexikalische [s. dazu auch Wälchli / Ender 2013: 109–110]) Informationen prototypisch auf unterschiedliche Weise enkodiert werden (= Derivationsmorpheme, Flexionsmorpheme) und sich syntagmatisch auf unterschiedlichen Zeitebenen befinden (= Flexion ist immer die Flexion eines bereits semantisch-lexikalisch selektierten Lexems) (vgl. Busch / Stenschke 2018: 87, 100, 117; Ernst 2011: 113–114). In der Wortbildung können in bestimmten Konstruktionen semantisch-lexikalisch markierte Eigenschaften im Zuge einer Figur-Grund-Relation relativ zu ihrer Grundbedeutung hervorgehoben werden (vgl. Waugh 1982: 302; s. zu syntaktischer (Rollen-)Perspektivierung auch Primus 2012: 14–15; s. zu nur konzeptionell markierten Lexemen auch Wälchli / Ender 2013: 125). Insbesondere bei Wortbildungsprozessen im Zusammenhang mit der expliziten Derivation mit lexikalischen Wortbildungsaffixen oder bei der Bildung von sogenannten Determinativkomposita können neue, semantisch markierte Wörter entstehen (z. B. *lesen* > *vor-lesen*, *ver-lesen*; *Kuchen* > *Marmor-kuchen*, *Apfel-kuchen*, *Schokoladen-kuchen*, *Zitronen-kuchen*; *Baum* > *Apfel-baum*, *Birnen-baum*, *Kirsch-baum* etc.), die in Hyperonym-Hyponym-Beziehungen stehen (vgl. Ernst 2011: 119, 116–117; vgl. Busch / Stenschke 2018: 101–107, 86–88; vgl. Haspelmath 2006: 29; vgl. Wälchli / Ender 2013: 124). Diesen Wortbildungsprozessen sehr ähnlich sind auch sogenannte Movierungskonstruktionen (z. B. *Ente* > *Ente-rich*; *Hexe* > *Hexe-r*; *Lehrer* > *Lehrer-in* / **Enrich*; **Hexr*; **Lehrin*) (vgl. Elsen 2014: 82, 296; vgl. Eisenberg 2020a: 292–294; vgl. Duden 2022: 724–725; vgl. Duden 2016: 743). Während generische Personen- und Entitätsbezeichnungen

In modernen sprachwissenschaftlichen Untersuchungen wird der Begriff der *Markiertheit* implizit oder explizit meist einfach in der Bedeutung von *allgemeiner Merkmalshaftigkeit* oder *ausdruckseitiger Enkodierung von grammatischen Kategorien* verwendet, wobei insbesondere die grammatische Kategorisierung Kasus oft im Zentrum steht (vgl. Thümmel 2016: 416–417; vgl. Eisenberg 2020b: 21–22, 141; vgl. Haspelmath 2006: 29–30, 40; vgl. Bußmann 2008: 420; vgl. Sahel 2018: 10–11, 14–15; vgl. Thieroff / Vogel 2012: 1–2, 38–39, 42–44; vgl. Tallerman 2020: 120, 55). Die letztgenannte Definition liegt auch diesem Unterkapitel zugrunde, in dem die syntaktisch-funktionale Argumentrealisierung (z. B. Subjekt, Objekt) und die morphosyntaktische Argumentkodierung (z. B. Nominativ, Akkusativ, Dativ) der im letzten Unterkapitel vorgestellten semantischen Rollen (z. B. Agens, Patiens, Rezipient) im Deutschen untersucht werden soll.

Im Deutschen, einer Nominativ-Akkusativ-Sprache, wird die semantische Rolle des Agens in Aktivsätzen als Nominativsubjekt realisiert (= Agens-Subjekt-Prinzip) (vgl. Primus 2012: 20, 22, 30–31; vgl. Duden 2022: 657, 654; vgl. Eisenberg 2020b: 83). Zugleich gilt in der deutschen Sprache – unter der Perspektive der syntaktischen Valenz – auch ein sogenanntes formales Subjektsprinzip (vgl. Primus 2012: 21, 85; vgl. Duden 2022: 488). Dies bedeutet, dass mit (sehr wenigen Ausnahmen) jeder Satz, um syntaktisch vollständig zu sein, eine Nominativergänzung fordert, wenngleich diese – unter der Perspektive der semantischen Valenz – logisch-semantic zum „Zustandekommen eines [außersprachlichen] Sachverhaltsentwurfs [= Proposition]“ (Zifonun et al. 1997: 679) nicht immer notwendig sein muss (vgl. Primus 2012: 21, 85; vgl. Zifonun et al. 1997: 679–682, 729–730; vgl. Duden 2022: 645, 488; s. zu semantisch leeren Akkusativobjekten oder Reflexivpronomen auch Duden 2022: 498–499; Pafel 2011: 37–38; s. zu Ausnahmen der strukturellen Kasusselektion bei einstelligen Verben auch Imo 2016: 59; Primus 2012: 21; Eisenberg 2020b: 85; Duden 2022: 377, 498; s. einführend terminologisch zur strukturellen Kasusselektion auch Eisenberg 2020b: 73; Pafel 2011: 34; s. zur visuellen

dadurch gekennzeichnet sind, dass sie aus formal-semantischer Sicht die notwendigen Eigenschaften ihrer eigenen Wesensbestimmung morphosemantisch enkodieren oder als Autosemantikum in sich tragen, fügen movierte Sprachformen der allgemeinen Wortsemantik optional-additiv geschlechtsspezifische Informationen hinzu (vgl. Eisenberg 2020a: 284–287, 292–294, 398; vgl. Elsen 2014: 82, 270, 296; vgl. Primus 2012: 85). In geschlechtlichen Hervorhebungsstrukturen können ausdrucksseitig und inhaltsseitig in Bezug auf geschlechtliche Merkmale spezifizierte Sprachformen, die ausdrucksseitig nicht in geschlechtlich unspezifizierten Sprachformen enthalten sind respektive inhaltsseitig nicht explizit fokussiert werden, hervorgehoben werden (z. B. *Im Teich schwammen viele Enteriche und Enten* / *Nächstes Jahr werden viele neue Lehrerinnen und Lehrer an die Schule kommen* / *Im Mittelalter fielen viele vermeintliche Hexer und Hexen der sogenannten Hexenverbrennung zum Opfer*) (vgl. dazu weiterführend auch den Satz *Im Garten stehen fünf Bäume, darunter zwei Apfelbäume* (= drei weitere Nicht-Apfelbäume); s. zur pragmatisch induzierten Minus-Interpretation bei Lexemen auch Waugh 1982: 302–303).

Darstellung der Argumentstruktur ausgewählter Verben auch Öhl / Seiler 2013: 163).⁹⁶ Diese syntagmatische Wohlgeformtheitsbedingung und die Erfüllung derselben ist (neben der obligatorischen Vorfeldbesetzung in Deklarativsätzen) unter anderem auch der Grund dafür, dass es in der deutschen Sprache Subjektsexpletiva (z. B. *Es schneit*) gibt (vgl. Imo 2016: 59; vgl. Primus 2012: 21; s. dazu weiterführend auch Öhl / Seiler 2013: 151–152). Des Weiteren kann in Bezug auf das formale Subjektsprinzip ebenfalls konstatiert werden: „Dieses Prinzip sorgt auch dafür, dass nicht-agentivische Rollen als Nominativsubjekt kodiert werden, falls kein Agens vorliegt“ (Primus 2012: 21; s. dazu auch Duden 2022: 488, 652–653; Primus 2012: 31, 34).

Neben dem Agens-Subjekt-Prinzip gilt in Nominativ-Akkusativ-Sprachen wie dem Deutschen auch das Patiens-Objekt-Prinzip: „Wenn ein kontrollfähiges Agens und ein physisch affiziertes oder verändertes Patiens der vom Prädikat bezeichneten Situation vorliegen, dann wird das Patiens im Aktivsatz als Objekt (bevorzugt als Akkusativobjekt) realisiert“ (Primus 2012: 34; s. zum Patiens allgemein auch Primus 2012: 31–33). Wichtig ist bei diesem Prinzip zu betonen, dass dieses nur gilt, wenn ebenfalls ein kontrollfähiges Agens im Satz vorliegt, da sonst das Patiens (oder eine andere semantische Rolle) aufgrund des formalen Subjektsprinzips als Subjekt realisiert (beziehungsweise perspektiviert) und in Sprachen mit aufrechtem morphologischem Kasussystem wie dem Deutschen im Nominativ kodiert wird (z. B. [*Lisas Eis*]_{Nominativ} / *Patiens (kausal affiziert vom Wetter) ist (aufgrund der sommerlichen Temperaturen heute) schnell geschmolzen*) (vgl. Primus 2012: 34; vgl. Duden 2022: 652, 488; s. zu Ergativkonstruktionen auch Sahel 2018: 64–65; s. zu Mittelkonstruktionen (in manchen Grammatiken auch *Medialkonstruktionen* oder *Medium* genannt) Sahel 2018: 65–66; Hentschel / Weydt 2021: 117–118; Eisenberg 2020b: 136–137 [s. für weiterführende Literaturangaben ebenfalls Eisenberg 2020b: 137]; Duden 2022: 385; Pafel 2011: 177–178; s. spezifischer zu reflexiven Antikausativkonstruktionen Pafel 2011: 178; s. zum Reflexiv-Passiv Vater 1995: 185, 187–189).⁹⁷

⁹⁶ Normalerweise gilt hinsichtlich der Argumentstruktur von Prädikaten das sogenannte Argumentkriterium: „Jedem semantischen Argument eines Valenzträgers entspricht ein syntaktisches Argument und jedem syntaktischen Argument entspricht ein semantisches Argument“ (Primus 2012: 6). Ausnahmen zu der oben genannten semantisch-syntaktischen Argumentkorrespondenz bilden dabei Sätze mit impliziten Argumenten oder mit Expletiva (z. B. das impersonale *es* oder das Reflexivpronomen *sich*) (vgl. Primus 6–7, 15–16, 21; vgl. Pafel 2011: 37–38; vgl. Tallerman 2020: 245). In Konstruktionen wie beispielsweise *Es regnet* korrespondiert das syntaktische Argument nicht mit einem semantischen Argument, zumal das Pronomen *es* auch keine semantischen Informationen trägt (vgl. Primus 2012: 6–7; vgl. Pafel 2011: 36–38; vgl. Öhl / Seiler 2013: 151–152; vgl. Busch / Stenschke 2018: 182–185; s. dazu in Passiv-Konstruktionen auch Hentschel / Weydt 2021: 119–120; Tallerman 2020: 245). Die Nominativergänzung dient hier lediglich der syntaktischen Vollständigkeit (vgl. Primus 2012: 21).

⁹⁷ Der Vollständigkeit halber muss an dieser Stelle ebenfalls darauf hingewiesen werden, dass es sich auch bei den zuletzt im Text angeführten Prinzipien (z. B. dem formalen Subjektsprinzip) lediglich um starke Tendenzen handelt (s. zum Unterschied von Regeln und Prinzipien in der Sprachwissenschaft auch Ehrich 1992: 155). So kann etwa leseartbezogen (s. dazu auch Primus 2012: 10) eine Kopulaverb-Konstruktion mit dem Adjektiv *kalt* sowohl mit einem Dativkomplement oder mit einem Nominativkomplement als einziger Ergänzung neben dem Prädikativum

Bei der semantischen Rolle des Rezipienten handelt es sich um eine konzeptionell hybride Rolle, die sowohl Ähnlichkeiten zum Agens als auch zum Patiens aufweisen kann: „Als Besitzer oder Experiencer hat er [= Rezipient] eine agentivische Komponente, seine Zustandsveränderung und kausale Affiziertheit hingegen weisen ihn als patiensähnlich aus“ (Primus 2012: 45; s. dazu auch Primus 2012: 60, 46–47). In ditransitiven Konstruktionen mit Verben des Gebens / der Übermittlung (im weitesten Sinne) wird die Rolle des Rezipienten im Dativ realisiert (z. B. *Katharina schenkte [ihren beiden kleinen Kindern]_{Rezipient / Dativ} zu Ostern Stofftiere, Malsachen und Schokolade / Die Professorin gab [der Studentin]_{Rezipient / Dativ} aufgrund einer verspäteten Abgabe eine schlechte Note / Er hat [seiner Freundin]_{Rezipient / Dativ} zum Geburtstag einen Kuchen gebacken / Der Direktor überreichte [den Absolventen der Abschlussklasse]_{Rezipient / Dativ} persönlich die Zeugnisse*) (vgl. Primus 2012: 55; vgl. Duden 2022: 654, 657). Bei Verben wie *bekommen*, *erhalten* und *kriegen* (= adressatenseitige Perspektivierung der Transaktion; s. dazu auch Primus 2012: 44–45) tritt der Rezipient als Subjekt auf (z. B. *[Die Absolventen]_{Rezipient / Nominativ} bekamen die Zeugnisse dieses Jahr vom Direktor*) (vgl. Primus 2012: 46, 55, 22; s. kritisch zur semantischen Rollenbestimmung in Besitzwechsel-Konstruktionen, die syntaktisch aus der Sicht des Nachbesitzers perspektiviert sind, auch Primus 2012: 22). In manchen Verb-Konstruktionen (s. für eine beispielshafte Auflistung einschlägiger Verben auch Primus 2012: 66; s. zur Gegenüberstellung lexembasierter (= projektionistischer) und konstruktionsbasierter Perspektiven auf syntaktische Argumentrealisierung auch Levin / Rappaport Hovav 2005: 186, 189–190) kann die Rolle des Rezipienten syntaktisch zusätzlich auch durch eine Präpositionalphrase ausgedrückt werden (z. B. *Lisa gab den Stapel mit den Prüfungen [ihren Sitznachbarn] weiter / Lisa gab den Stapel mit den Prüfungen [an ihre Sitznachbarn] weiter / Sophie hat [ihren Eltern] im Urlaub eine Postkarte geschickt / Sophie hat im Urlaub eine Postkarte [an*

realisiert werden: *Ihm ist kalt*₁ (= Rezipient / Wahrnehmender eines weitestgehend nicht kontrollierbaren Zustandes am eigenen Körper) / *Er ist kalt*_{(1)/2} (= kontrollfähiges Agens eines selbstinduzierten psychisch-sozialen Verhaltens) (vgl. Eisenberg 2020b: 84–85; vgl. Primus 2012: 55–56). Primus (2012) schreibt hinsichtlich der Kasus Selektion des Dativs auch: „Charakteristisch für eine Dativrolle ist, dass sie nicht kontrollfähiges Agens der vom Prädikat bezeichneten Handlung sein kann“ (Primus 2012: 57; s. dazu auch Primus 2012: 59; Eisenberg 2020b: 83–84; s. zu einer Auflistung verschiedener semantischer Rollen, die im Deutschen durch den Dativ ausgedrückt werden können, auch Primus 2012: 55–56; s. zur Kasus Selektion von Korrespondenzverben (z. B. *ähneln*, *gleichen*) auf der Basis von syntaktischen Perspektivierungen auch Primus 2012: 58–59). Eisenberg (2020: 83–84) führt als weitere Ausnahmen zum Agens-Subjekt- und Patiens-Objekt-Prinzip in Aktivsätzen u. a. psychische Verben an, bei denen das Agens in manchen Konstruktionen syntaktisch beispielsweise auch als Akkusativobjekt realisiert werden kann (z. B. *[Der Opa]_{Agens / Nominativ} hat sich sehr über das Geburtstagsgeschenk gefreut > [Das]_{Nominativ} hat [ihn]_{Agens(?) / Akkusativ} sehr gefreut* (s. dazu weiterführend auch Duden 2022: 498; s. zu psychischen Verben mit Dativkomplement auch Primus 2012: 55–56; s. zu weiteren Beispielen mit psychischen Verben im Allgemeinen auch Primus 2012: 39). Primus (2012) argumentiert bezüglich der schwankenden Kasus Selektion: „Die variable Kasusrelation bei psychischen Prädikaten mit schwach ausgeprägten Agens- und Patiensrollen [...] erklärt sich dadurch, dass schwach ausgeprägte Rollen dem Agens-Subjekt-Prinzip und Patiens-Objekt-Prinzip nicht unterliegen. Diese Prinzipien gelten nur für ein kontrollfähiges Agens und ein physisch affiziertes oder verändertes Patiens“ (Primus 2012: 41; s. dazu auch Eisenberg 2020b: 83–84; s. dazu kritisch auch Duden 2022: 657, 640).

ihre Eltern geschickt] / *Patrick und Claudia haben ihr Haus [einer jungen Familie] vermietet* / *Patrick und Claudia haben ihr Haus [an eine junge Familie] vermietet*) (vgl. Primus 2012: 46, 65–67; s. zu weiterführenden Literaturangaben hinsichtlich der Dativalternation auch Primus 2012: 65; s. zur Diskussion möglicher semantischer Unterschiede auch Primus 2012: 65–66; Radden 2021: 283; s. zur Dativalternation im Englischen auch Rowland / Noble / Chan 2014: 128–129). In bestimmten Konstruktionen mit zweiwertigen Verben kann die Rezipienten-Rolle auch mit dem Akkusativ realisiert werden (z. B. *Thomas versorgte [seine Gäste]_{Rezipient / Akkusativ} mit leckerem Essen und reichlich Getränken*) (vgl. Primus 2012: 46). Allgemein kann konstatiert werden: „[D]ie Kasusrealisierung der Rezipientenrolle [ist] sehr variabel“ (Primus 2012: 55). Primus (2012) argumentiert, dass Variation hinsichtlich der Kasusselektion vor allem bei hybriden Rollenkonzepten entsteht, die nicht eindeutig der Agens- oder Patiensrolle entsprechen (vgl. Primus 2012: 41; s. dazu auch Eisenberg 2020b: 83–84). Allgemein können die wichtigsten Tendenzen der syntaktischen Argumentrealisierung in Aktivsätzen mit dem Grammatik-Duden (2022) folgendermaßen zusammengefasst werden:

Ein Agens wird stets zum Subjekt. Patiens, Thema und Inhalt treten als Akkusativobjekte auf. Benefizient, Malefizient, Rezipient, Quelle, Adressat und Experiencer sind als Bewusstseinträger agensnah. Sie erscheinen bei agentiven Verben im Allgemeinen als Dativobjekt, bei nicht agentiven Verben als Subjekt. Bei den Emotionsverben [z. B. *gefallen* (*Die Farbe gefällt ihm*), *mögen* (*Sie mag den Winter*)] konkurrieren zwei agensnahe Argumente (Experiencer, Stimulus) um die Subjektposition (Duden 2022: 657; vgl. Duden 2022: 656).

Die Rolle des Patiens kann hinsichtlich der satztypologischen Argumentserialisierung zum Zwecke der thematischen Hervorhebung / kommunikativ-pragmatisch kontingenten Kohärenzherstellung topikalisiert werden (z. B. *[Die Wissenschaftler]_{Agens / Nominativ} veröffentlichten gestern [den Fachartikel]_{Patiens / Akkusativ}* > *[Den Fachartikel]_{Patiens / Akkusativ} veröffentlichten [die Wissenschaftler]_{Agens / Nominativ} gestern*) (vgl. Primus 2012: 34, 14; vgl. Eisenberg 2020b: 140–141). Da Thema / Topik die Subjektposition bevorzugen respektive die Subjektposition mit diesen (und der prominenten Vorfeldstellung) zusammenfällt, bietet sich für topikalisierte Patiensrollen in Bezug auf die Argumentrealisierung insbesondere eine Passivkonstruktion an (z. B. *[Der Fachartikel]_{Patiens / Nominativ} wurde gestern (von den Wissenschaftlern) veröffentlicht*) (vgl. Primus 2012: 34; vgl. Eisenberg 2020b: 140–141; vgl. Zifonun et al. 1849–1850).

Beim Passiv, einer Form des sogenannten Genus Verbi (dt. *Art des Verbs*) respektive (in manchen Grammatiken terminologisch auch) der Diathese (griechisch *diathesis*, dt. (*An-*

)*Ordnung / Zustand*), kommt es zu einem Wechsel der Argumentstruktur, d. h. des Verhältnisses zwischen semantischen Argumenten und deren syntaktischer Realisierung, zugunsten einer nicht-agentivisch-thematischen (Grund-)Perspektivierung (vgl. Pafel 2011: 172–173; vgl. Sahel 2018: 60–61; vgl. Zifonun et al. 1997: 1789–1790, 1849–1850; vgl. Eisenberg 2020b: 131; vgl. Duden 2022: 374–378; vgl. Vogel 2009b: 282–284; vgl. Vogel 2009a: 154–155; vgl. Müller 2013: 287; vgl. Helbig / Buscha 2017: 146; vgl. Bußmann 2008: 229; vgl. Hentschel / Weydt 2021: 116–117; vgl. Öhl / Seiler 2013: 161; vgl. Wälchli / Ender 2013: 95; vgl. Tallerman 2020: 239–241; s. zum Unterschied zwischen Thema und Fokusstruktur auch Zifonun et al. 1997: 1843–1845; Eisenberg 2020b: 141; Helbig / Buscha 2017: 146).⁹⁸ Ausdrucksseitig wird der Zustandswechsel des Verbes (Verb_(Genus Verbi Aktiv) > Verb_(Genus Verbi Passiv)) und mithin auch die damit induzierte Kasualternation beziehungsweise Subjekt-/Objektkonversion (Verb_(Argumentstruktur Aktiv) > Verb_(Argumentstruktur Passiv)) mit einer spezifischen Passivkonstruktion (Verbparadigma_(Aktiv) > Verbparadigma_(Passiv)) deutlich markiert (vgl. Tallerman 2020: 239–242; vgl. Eisenberg 2020b: 130–131, 133, 140; vgl. Sahel 2018: 60–61; vgl. Duden 2022: 374, 376–377; vgl. Thieroff / Vogel 2012: 32; vgl. Vogel 2009b: 282–284; vgl. Vogel 2009a: 155; Pafel 2011: 172–173).⁹⁹

Allgemein kann beim Passiv zwischen dem sogenannten *werden*-Passiv und dem *bekommen/kriegen/erhalten*-Passiv unterschieden werden (vgl. Duden 2022: 374, 376–377, 381–384; s. zum Zustandspassiv respektive *sein*-Passiv auch Imo 2016: 44; Helbig / Buscha 2017: 143–144, 155–156; Hentschel / Weydt 2021: 118–119, 121–123; Pittner / Berman 2021: 75, 79–81; Vogel 2009b: 286–287; Thieroff / Vogel 2012: 32; Zifonun et al. 1997: 1789–1791, 1808–1810; s. auch kritisch zum Zustandspassiv und zur möglichen Interpretation als Kopulaverb-Konstruktion mit Partizipialadjektiv Duden 2022: 387; Eisenberg 2020b: 138–139; Maienborn

⁹⁸ Mit Zifonun et al. (1997) ist ebenfalls wichtig zu betonen, dass Aktiv- und Passivsätze, „von skopussensitiven Fällen abgesehen [...] [...] in ihren Wahrheitsbedingungen [d. h. hinsichtlich ihres Wahrheitswerts / ihrer Proposition] gleich [sind]“ (Zifonun et al. 1997: 1970; vgl. Vogel 2009b: 282). Auch sprachübergreifend kann mit Tallerman (2020) konstatiert werden: „[G]rammatical relations between a verb and its arguments are not static: most languages have ways of changing the valency of a verb – what arguments it has – via processes of promotion and demotion of NPs“ (Tallerman 2020: 239).

⁹⁹ Während im Deutschen (oder auch im Englischen) der Wechsel der Argumentstruktur respektive die Valenzalternation durch eine analytische Passivkonstruktion aus einem Hilfsverb (z. B. *werden*) und dem Partizip II eines Vollverbs signalisiert wird (das Hilfsverb *werden* oder das Partizip II erscheinen getrennt voneinander auch in anderen Konstruktionen des Deutschen (z. B. Futur [*werden* + Inf.], Perfekt [*haben* + Part. II]), gibt es auch Sprachen, bei der Verben den Zustandswechsel synthetisch mit einer eigenen Passivform ausdrücken können (vgl. Tallerman 2020: 241–242; s. zu den sprachübergreifend häufigsten Passivauxiliaren auch Tallerman 2020: 242; Vogel 2009a: 165–166; Vogel 2009b: 285). Ein solches Beispiel liegt etwa beim Japanischen, einer SOV-Sprache, vor: *Neko-ga* (Katze-Nom.) *sakana-o* (Fisch-Akk.) *tabeta* (essen.Prät.) [*Die Katze aß den Fisch*] > *Sakana-ga* (Fisch-Nom.) *neko-ni* (Katze-Dat.) *tabe-rare-ta* (essen-Passiv-Prät.) [*Der Fisch wurde von der Katze gegessen*] (vgl. Tallerman 2020: 242 [Beispiel mit interlinearer Morphemglossierung (inkl. Hervorhebung) aus der Sekundärliteratur übernommen und ins Deutsche übersetzt]; s. dazu auch Vogel 2009a: 165–166; Vogel 2009b: 285).

2007: 83, 91–96; Müller 2013: 288; Thieroff / Vogel 2012: 32). Das *werden*-Passiv wird analytisch mit dem Passivauxiliar *werden* und dem Partizip II eines Vollverbs gebildet (z. B. für V2-Sätze: *Sie bauen ein Haus* > (es) [_{ISK} wird] + [_{rSK} gebaut] / (es) [_{ISK} wurde] + [_{rSK} gebaut] / (es) [_{ISK} wird] + [_{rSK} gebaut werden]), wobei in den Tempora Perfekt, Plusquamperfekt und Futur II zusätzlich noch das Hilfsverb *sein* realisiert wird und das bestehende ((status-)regierte) Hilfsverb *werden* in diesen Konstruktionen im Partizip II ohne das Präfix {-ge} erscheint (z. B. *Es ist gebaut* [/worden / *Es war gebaut* [/worden / *Es wird gebaut* [/worden *sein*]) (vgl. Duden 2022: 374–375 [Beispiele aus der Konjugationstabelle übernommen]; vgl. Eisenberg 2020b: 130–131; vgl. Helbig / Buscha 2017: 144; vgl. Vogel 2009b: 286; vgl. Imo 2016: 49–54; s. zur tabellarischen Darstellung der verschiedenen Passivformen auch Duden 2022: 375; Helbig / Buscha 2017: 144; Vogel 2009b: 286; Imo 2016: 46–54). Beim *werden*-Passiv wird das Akkusativobjekt des ursprünglichen Aktivsatzes beziehungsweise die semantische Rolle des Patiens zum neuen Subjekt des Passivsatzes (= Objektkonversion), während das Subjekt des ursprünglichen Aktivsatzes beziehungsweise die semantische Rolle des Agens im neuen Passivsatz zu einer fakultativen präpositionalen Ergänzung wird (= Subjektkonversion, Argumentreduktion / Valenzverminderung) (z. B. [*Eine Schulklasse*]_{Agens / Subjekt} *hat letzte Woche* [*den Feueralarm*]_{Patiens / Akkusativobjekt} *ausgelöst* > [*Der Feueralarm*]_{Patiens / Nominativ} *wurde letzte Woche* [*von einer Schulklasse*]_{Agens / fakultative präpositionale Ergänzung} *ausgelöst*) (vgl. Duden 2022: 374–377; vgl. Eisenberg 2020b: 130–131, 133; vgl. Imo 2016: 44; vgl. Sahel 2018: 60–61; s. zu einer visuellen Darstellung der Konversionen auch Duden 2022: 376).¹⁰⁰ Die syntaktische Realisierung aller anderen Satzglieder wird jedoch nicht von der Verbdiathese beeinflusst (vgl. Eisenberg 2020b: 132–133; vgl. Duden 2022: 377; s. zu einer tabellarischen Gegenüberstellung der Satzglieder im Aktiv- und Passivsatz auch Duden 2022: 377).¹⁰¹

Mit dem *bekommen/kriegen/erhalten*-Passiv, in der Literatur manchmal auch Dativpassiv oder Rezipientenpassiv (s. dazu kritisch auch Müller 2013: 296–297) genannt, ist es zudem ebenfalls möglich, das Dativobjekt des ursprünglichen Aktivsatzes beziehungsweise die semantische Rolle des Rezipienten als Subjekt des neuen Passivsatzes zu realisieren (z. B. [*Der Direktor*]_{Agens / Nominativ} *überreichte* [*den Schülern*]_{Rezipient / Dativ} *persönlich* [*die*

¹⁰⁰ Laut Grammatik-Duden (2022) wird das Subjekt des Aktivsatzes in etwa 90 Prozent der Passivsätze nicht genannt (vgl. Duden 2022: 378).

¹⁰¹ Als Ausnahme ließen sich möglicherweise Prädikativergänzungen anführen (vgl. Eisenberg 2020b: 132–133, vgl. Duden 2022: 377; s. dazu einführend auch Busch / Stenschke 2018: 160–162; Engel 2009b: 147–149). Ihre veränderte Argumentrealisierung im Passivsatz ist jedoch auf die KNG-Kongruenz mit ihrem jeweiligen Bezugselement zurückzuführen (z. B. *Max bezeichnete* [*Tim*]_{Akkusativobjekt} *einmal* [*als guten Freund*]_{Objektsprädikativ} > [*Tim*]_{Subjekt} *wurde* (von Max) *einmal* [*als guter Freund*]_{Subjektsprädikativ} *bezeichnet*) (vgl. Eisenberg 2020b: 133; vgl. Duden 2022: 377).

Abschlusszeugnisse]_{Patiens / Akkusativ} > [*Die Schüler*]_{Rezipient / Nominativ} *bekamen persönlich* [*vom Direktor*]_{Agens / fakultative präpositionale Ergänzung} [*die Abschlusszeugnisse*]_{Patiens / Akkusativ} *überreicht*) (vgl. Duden 2022: 382–384; vgl. Eisenberg 2020b: 139; vgl. Lenz 2018: 247; vgl. Lenz 2013: 87, 239; vgl. Müller 2013: 296; s. zu einer visuellen Darstellung der Konversion auch Duden 2022: 382; s. zu ausführlichen Literaturangaben zum Dativpassiv auch Lenz 2018: 248–249 [Fußnote 6]; s. zur Etablierungsgeschichte auch Lenz 2013: 240–241).¹⁰² Das *bekommen/kriegen/erhalten*-Passiv wird mit dem Passivauxiliar *bekommen, kriegen* oder *erhalten* und dem Partizip II eines Vollverbs gebildet (z. B. *Er bekommt (das) geschenkt* / *Er bekam (das) geschenkt*), wobei im Perfekt und Plusquamperfekt zusätzlich noch das Hilfsverb *haben* (z. B. *Er hat (das) geschenkt bekommen* / *Er hatte (das) geschenkt bekommen*), im Futur das Hilfsverb *werden* (z. B. *Er wird (das) geschenkt bekommen*) und im Futur II beide zusätzlichen Hilfsverben (z. B. *Er wird (das) geschenkt bekommen haben*) realisiert werden (vgl. Duden 2022: 375, 382–384 [Beispiele aus der Konjugationstabelle übernommen]; vgl. Eisenberg 2020b: 139). Ähnlich dem *werden*-Passiv wird auch beim *kriegen/bekommen/erhalten*-Passiv das Subjekt des Aktivsatzes beziehungsweise die semantische Rolle des Agens durch Subjektkonversion zu einer fakultativen präpositionalen Ergänzung im Passivsatz, während die anderen Satzglieder (außer dem Dativobjekt) von der Verbdiathese unbeeinflusst bleiben (vgl. Duden 2022: 382–384). Sprachgeschichtlich ist das Rezipientenpassiv im Gegensatz zum *werden*-Passiv noch relativ jung – das *kriegen*-Passiv ist etwa ab 1590 und das *bekommen*-Passiv ab 1626 empirisch belegt – und erst durch Grammatikalisierung der Vollverben / (zunächst) nicht-passivierbaren Besitzwechselverben *bekommen, kriegen* und *erhalten* entstanden (vgl. Eisenberg 2020b: 139; vgl. Lenz 2008: 160–161; vgl. Lenz 2013: 330–331, 384; vgl. Duden 2022: 382–384; vgl. Vogel 2009b: 285; s. dazu auch Zifonun et al. 1997: 1827–1828; s. zu Literaturangaben zur Geschichte des Passivs allgemein auch Zifonun et al. 1997: 1789). Der Grammatikalisierungsprozess ist dabei jedoch noch nicht vollständig abgeschlossen, zumal beispielsweise die Verwendung von *erhalten* als Passivauxiliar noch großen semantischen und syntaktischen Beschränkungen (z. B. keine Verbindung mit privativen Verben (= Verben des Wegnehmens)) unterliegt und auch insgesamt festgestellt werden muss, dass das Rezipientenpassiv „nur für einen begrenzten Teil der

¹⁰² Das Passiv ditransitiver Verben kann selbstredend auch mit dem *werden*-Passiv, der standardmäßigen Passivvariante des Deutschen, gebildet werden (z. B. [*Den Schülern*]_{Rezipient / Dativ} *wurden* [*die Abschlusszeugnisse*]_{Patiens / Nominativ} *gestern überreicht*) (vgl. Zifonun et al. 1997: 1989, 1991). Bei Konstruktionen mit dem *werden*-Passiv kann jedoch – wenngleich eine solche Vermutung möglicherweise in manchen Sätzen schlüssig erscheinen mag, wenn beispielsweise das Dativkomplement topikalisiert wird (z. B. [*Den beiden Kindern*]_{Rezipient / Dativ} *wurde früher immer* [*eine Gute-Nacht-Geschichte*]_{Patiens / Nominativ} *erzählt*) oder das Dativkomplement als einziges (Verb-)Argument im Satz realisiert wird (z. B. [*Ihm*]_{Rezipient / Dativ} *wurde geholfen*) – kein Rezipientenpassiv / Dativpassiv vorliegen, da es hier zu keiner Dativobjekt-Subjekt-Konversion kommt (vgl. Eisenberg 2020b: 130–133, 139; vgl. Duden 2022: 376–377, 382–384).

Dativverben möglich [ist]“ (Eisenberg 2020b: 139; vgl. Duden 2022: 382–384; vgl. Eisenberg 2020b: 139; vgl. Lenz 2013: 239–240, 87). Eisenberg (2020) schreibt unter funktionalistischer Perspektive zur Entstehung des Rezipientenpassivs:

Mit dieser Konstruktion wird das **werden**-Passiv besonders offensichtlich auf systematische Weise ergänzt. Die Objektkonversion mit dem Dativ bedeutet etwa für die dreistelligen Verben [...], dass [nun] jede der semantischen [Grund-]Rollen [= Agens, Patiens, Rezipient] als Subjekt kodiert werden kann (Eisenberg 2020b: 139 [Hervorhebung im Original]; vgl. Lenz 2013: 240).

Die (semantische) Argumentbesetzung der Subjektposition ist auch unter strukturalistischer Perspektive, Eisenberg (2020) zufolge, wenig überraschend, zumal „das Subjekt die strukturelle Argumentposition schlechthin besetzt“ (Eisenberg 2020b: 135). „Die [syntaktische] Subjektstelle wird im Passiv [von der semantischen Rolle des Agens] geräumt und kann [deshalb] wieder [(semantisch) neu] besetzt werden, die Objektstelle [...] *muss* [(mit sehr wenigen Ausnahmen)] [von der semantischen Rolle] geräumt werden, wenn die [syntaktische] Subjektstelle frei ist“ (Eisenberg 2020b: 135 [Hervorhebung im Original]), um durch syntaktische Promotion der semantischen Rolle das formale Subjektprinzip zu erfüllen.

Allgemein kann am Ende des Kapitels zur morphosyntaktischen Markiertheit im Deutschen zusammengefasst werden: Verben regieren Ergänzungen und weisen ihnen als Kopfelement einer gemeinsamen Verbphrase einen bestimmten Kasus zu (z. B. *Er [schenkte [seiner Schwester]_{NP im Dativ} zu Weihnachten [eine Spielekonsole]_{NP im Akkusativ}]_{VP}*) (vgl. Duden 2022: 370–371; vgl. Imo 2016: 60, 137–139; s. zur Sonderstellung des Subjekts und dessen Kasuszuweisung auch Duden 2022: 372; Öhl / Seiler 2013: 180–181; Lüdeling 2019: 130–133; Linke / Nussbaumer / Portmann 2004: 128–135; Imo 2016: 60). In der Grammatik-Theorie spricht man in diesem Zusammenhang auch von Rektion (vgl. Duden 2022: 37, 371; vgl. Eisenberg 2020b: 35; vgl. Imo 2016: 60, 57; vgl. Tallerman 2020: 121; s. zur Kasusreaktion bei Präpositionen auch Duden 2022: 814–820; Imo 2016: 98–100). Eine andere syntagmatische Relationsbeziehung zwischen verschiedenen Elementen eines sprachlichen Ausdrucks liegt bei der Kongruenz vor (vgl. Eisenberg 2020b: 35). Bei der Kongruenz kommt es zu einer „Übereinstimmung zwischen zwei oder mehreren Satzelementen hinsichtlich ihrer morpho-syntaktischen Kategorien (Kasus, Person, Numerus, Genus)“ (Bußmann 2008: 357; vgl. Duden 2022: 411; vgl. Imo 2016: 25, 76; vgl. Tallerman 2020: 120; vgl. Marzi et al. 2020: 229; s. zu einem erweiterten Rektionsbegriff auch Eisenberg 2020b: 35–39; s. zum Unterschied zwischen Kongruenz und Rektion unter generativistischer Perspektive auch Lüdeling 2019: 122–123). Ein solcher Fall liegt im Deutschen

etwa in Nominalphrasen im Zusammenhang der Nominalgruppenflexion vor: „In Nominalphrasen stimmen Artikelwörter, Adjektive und Nomen in Kasus, Numerus und Genus (KNG) überein“ (Duden 2022: 412; s. zur Subjekt-Verb-Kongruenz auch Duden 2022: 125–134; s. zu anderen Formen der Kongruenz im Deutschen auch Duden 2022: 411–412; Bußmann 2008: 357; s. zu Sprachen mit einer Objekt-Verb-Kongruenz auch Bußmann 2008: 357).¹⁰³ Mit Hentschel / Vogel (2009) kann unter funktionalistischer Perspektive konstatiert werden: „Die Kongruenz erleichtert die Zuordnung der Satzteile zueinander“ (Hentschel / Vogel 2009: 207; vgl. Imo 2016: 69; s. dazu auch Christiansen / Chater 2018: 152). Da im Deutschen die Kasusmarkierungen am Substantiv größtenteils abgebaut wurden, werden grammatische Kategorien ausdrucksseitig vor allem an Artikeln und/oder Adjektiven morphosyntaktisch markiert (z. B. *dem großen Baum*) (vgl. Thieroff / Vogel 2012: 3; vgl. Imo 2016: 79, 84, 76). Zumal die Zusammengehörigkeit von verschiedenen Elementen einer gemeinsamen Nominalphrase im Deutschen aber gut erkennbar ist und die Kennzeichnung jedes einzelnen Satzelements der NP mit der gleichen deutlichen Kasusinformation zum Zweck einer eindeutigen Bestimmbarkeit mit hin unter funktionalistischer Perspektive nicht zwingend notwendig erscheint, gibt es im Deutschen auch die grammatische Regel der sogenannten Monoflexion, bei dem nur das erste Artikelwort im Falle mehrerer adnominaler Begleiter stark flektiert wird (z. B. **[dem umfassendem Buch]_{NP im Dativ} > [dem umfassenden Buch]_{NP im Dativ}) (vgl. Imo 2016: 79–81; vgl. Nübling 2011: 178, 190–191; vgl. Duden 2022: 415; s. zur Parallel- und Wechselflexion bei gereihten Adjektiven auch Rat für deutsche Rechtschreibung 2024: 130; Duden 2022: 420–421, 412–413; Nübling 2011: 175, 183–189, 192; Duden 2021: 46–47).*

¹⁰³ Mit Tallerman (2020) kann ergänzt werden: „In some languages, such as German or French, nouns have gender but this is not typically marked on the noun itself; instead, the gender of a noun is marked on the articles, words for ‘the’ and ‘a’ [= (genusanzeigender) Singular-Artikel]“ (Tallerman 2020: 53–54; vgl. Marzi et al. 2020: 230; vgl. Bußmann 2008: 227; vgl. Vogel 2012: 50–51). An dieser Stelle muss jedoch ebenfalls ergänzend hinzugefügt werden, dass Genus im eigentlichen Sinne keine genuin grammatische Kategorisierung ist, sondern „als [lexikalisch-]inhärente Eigenschaft von Nomen“ (Bußmann 2008: 227) vielmehr eine übergeordnete Substantivklasse respektive ein Substantivflexionsparadigma darstellt, das die „Kongruenz-Beziehungen zwischen verschiedenen syntaktischen Elementen [...] kontrolliert, [indem] [...] mindestens eine andere Wortart [...] entsprechende morphologisch übereinstimmende Kennzeichen aufweist“ (Bußmann 2008: 227; vgl. Tallerman 2020: 53; vgl. Eisenberg 2020b: 39; vgl. Thieroff / Vogel 2012: 38, 44, 50; vgl. Vogel 2012: 50–51; s. zum freien Genus von Adjektiven auch Imo 2016: 76).

4 Neurokognitive und evolutionsbiologisch-adaptive Perspektiven auf Sprache

4.1 Funktionelle Neuroanatomie, Hirnlateralisierung und transiente Netzwerke

Das menschliche Gehirn – im Durchschnitt etwa 1300 Gramm schwer und für 20 Prozent des Gesamtsauerstoffverbrauchs im Körper verantwortlich (vgl. Müller 2024: 161) – bildet zusammen mit dem Rückenmark das zentrale Nervensystem (ZNS) und verfügt neuesten Schätzungen zufolge über etwa 86 Milliarden Neuronen, welche wiederum durch rund 100 Billionen Synapsen miteinander verbunden sind (vgl. Müller 2024: 197, 138, 63, 67; vgl. Trepel 2022: 18, 403, 1; vgl. Jäncke 2024: 42, 65; vgl. Bear et al. 2018: 195; vgl. Kemmerer 2023: 28; vgl. Schwarz 2008: 82; vgl. Kandel / Shadlen 2021: 10, 12; s. zu einer umfassenderen Neuronen-Schätzung auch Trepel 2022: 109; Rickheit et al. 2010: 129; s. zur ontogenetischen Entwicklung des Gehirns auch Müller 2024: 63–67).¹⁰⁴ Das Großhirn (auch Telencephalon, Cerebrum oder

¹⁰⁴ Allgemein kann das Gehirn in folgende (Groß-)Abschnitte gegliedert werden: (1) Medulla oblongata (verlängertes Mark), (2) Pons (Brücke), (3) Mesencephalon (Mittelhirn), (4) Diencephalon (Zwischenhirn), (5) Cerebellum (Kleinhirn) und (6) Telencephalon (Großhirn bzw. Endhirn) (vgl. Trepel 2022: 114, 109–110; vgl. Rickheit et al. 2010: 126; vgl. Kandel / Shadlen 2021: 12–13; s. zur visuellen Darstellung auch Trepel 2022: 110; Rickheit et al. 2010: 126; Kandel / Shadlen 2021: 15). Phylogenetisch hat sich das Gehirn ausgehend vom Rückenmark entwickelt, indem sukzessive immer neue Gehirnbereiche mit komplexer werdenden Funktionen entstanden sind (vgl. Schwarz 2008: 82; s. dazu auch Rickheit et al. 2010: 127–128). So steuern etwa „Rückenmark, Hinter- [= Pons und Cerebellum] und Mittelhirn [...] vor allem die elementaren (vegetativen) Funktionen des Körpers (wie Atmung und Kreislauf)“ (Schwarz 2008: 82; vgl. Trepel 2022: 109), während das Großhirn, der „beim Menschen höchstentwickelte Gehirnteil[,] [...] für bewusste Empfindungen sensibel-sensorischer Reize, Initiationen willkürlicher Bewegungen, Sprachmotorik und -verständnis sowie Steuerung von Emotionen unerlässlich [ist]“ (Trepel 2022: 401; s. dazu auch Rickheit et al. 2010: 128; Bear et al. 2018: 227). Anderson (2010) schlägt in seinen Arbeiten zum Zweck einer entwicklungsgeschichtlich-neuroanatomischen Komplexitätsreduktion folgende vereinfachende Heuristik vor: „[A]reas in the back of the brain are [generally more likely to be] older than areas in the front of the brain“ (Anderson 2010: 246). Neurophysiologisch-funktionell ist das Gehirn ein „komplexes Netzwerk von [...] Nervenzellen (Neuronen)“ (Schwarz 2008: 87). Die Zellkörper der Nervenzellen, die sogenannten Perikarya (Sg. Perikaryon) (auch Somata (Sg. Soma)), verbinden sich zur grauen Substanz, während sich deren Fortsätze – Dendriten sind kurz und afferent (= (hier: dem Zellkörper) zuführend; dienen dem Erregungsempfang), Axone sind lang und efferent (= (hier: vom Zellkörper) wegführend; dienen der Erregungsweitergabe) – zur weißen Substanz verbinden (vgl. Trepel 2022: 399–401, 406, 2, 10, 12; vgl. Rickheit et al. 2010: 128; vgl. Bear et al. 2018: 27–28; vgl. Kemmerer 2023: 5). Da Dendriten als kurze Fortsätze sehr nahe am Perikaryon liegen, werden diese häufig auch zur grauen Substanz gezählt (vgl. Jäncke 2024: 40; vgl. Jamadar et al. 2025: 541–542; vgl. Laughlin / Sejnowski 2003: 1871). Das periphere Nervensystem (PNS) „besteht überwiegend aus Nervenzellfortsätzen, den Nerven“ (Trepel 2022 [Hervorhebung nicht übernommen]), und ist damit gewissermaßen das „[sensible] Rezeptions- und [motorische] Ausführungsorgan des ZNS“ (Trepel 2022: 1; vgl. Trepel 2022: 18, 22, 53; s. dazu auch Amaral 2021: 74–81, 89–93). Die graue Substanz kommt im Groß- und Kleinhirn „zusätzlich in Form der Rinde (Kortex) vor (Großhirn- bzw. Kleinhirnrinde), die die weiße Substanz von außen einhüllt“ (Trepel 2022: 401 [Hervorhebung nicht übernommen]; s. zur visuellen Darstellung auch Jäncke 2024: 40; Mai et al. 2008: 21, 65; Kandel / Shadlen 2021: 14; Bear et al. 2018: 761). Dabei gilt: „Im Sinne einer maximalen

Endhirn), „der am weitesten differenzierte und in dieser [fortgeschrittenen] [Entwicklungs-]Form nur beim Menschen anzutreffende Teil des Zentralnervensystems“ (Trepel 2022: 202; vgl. Rickheit et al. 2010: 127; vgl. Schwarz 2008: 82), besteht aus zwei weitestgehend symmetrischen und kontralateralen Hemisphären (vgl. Rickheit et al. 2010: 134; vgl. Bear et al. 2018: 765–767; vgl. Müller 2024: 83; vgl. Kandel / Shadlen 2021: 16),¹⁰⁵ welche in vier Gehirnlappen klassifiziert werden können: (1) Frontallappen (Lobus frontalis), (2) Parietallappen (Lobus parietalis), (3) Temporallappen (Lobus temporalis) und (4) Okzipitallappen (Lobus occipitalis) (vgl. Trepel 2022: 202, 265–266; vgl. Rickheit et al. 2010: 127; vgl. Bear et al. 2018: 235; vgl. Kandel / Shadlen 2021: 12–13, 16; s. zur visuellen Darstellung auch Trepel 2022: 202–203; Müller 2024: 30; Bear et al. 2018: 235; Kandel / Shadlen 2021: 13; s. zur phylogenetischen Entwicklung des Großhirns auch Trepel 2022: 206; Bear et al. 2018: 226–227).¹⁰⁶ Die graue Substanz des Großhirns „kommt überwiegend als stark gefaltete Rinde (Großhirnkortex), aber auch in Form von [sub(neo)kortikalen] Kernen (Großhirnkerne) im Inneren vor“ (Trepel 2022: 401 [Hervorhebung nicht übernommen]; vgl. Rickheit et al. 2010: 128; s. zu Basalganglien auch Trepel 2022: 206–213, 399; Jäncke 2024: 47–48; Kemmerer 2023: 12–13; s. zur funktionellen Einteilung des Neokortex in Primär-, Sekundär- und Assoziationsfelder auch Rickheit et al. 2010: 128; Trepel 2022: 225, 265; s. zur Visualisierung Rickheit et al. 2010: 129; Trepel 2022:

Oberflächenvergrößerung bei minimalem Raumverbrauch ist das Großhirn des Menschen an seiner Oberfläche stark gefaltet, wodurch Furchen (Sulci (Sg. Sulcus)) und Windungen (Gyri (Sg. Gyrus)) entstehen“ (Trepel 2022: 202–203 [Hervorhebung nicht übernommen]; vgl. Rickheit et al. 2010: 127; vgl. Kemmerer 2023: 14–15; vgl. Schwarz 2008: 82; vgl. Kandel / Shadlen 2021: 10, 16; s. zur visuellen Darstellung auch Mai et al. 2008: 13–14).

¹⁰⁵ Die linke Hemisphäre steuert die rechte Körperhälfte, während die rechte Hemisphäre die linke Körperhälfte steuert (vgl. Müller 2024: 83; vgl. Trepel 2022: 228–229, 235–238, 265–266; vgl. Kandel / Shadlen 2021: 16; s. zur Hemiparese auch Müller 2024: 83; Trepel 2022: 189).

¹⁰⁶ Die Hirnareale werden „gemäß ihrer Lage zu den sie bedeckenden Schädelknochen benannt“ (Trepel 2022: 202; vgl. Bear et al. 2018: 235; vgl. Kandel / Shadlen 2021: 16, 13). Wesentliche Furchen in der Großhirnrinde (= Großhirnkortex) sind der *Sulcus centralis*, der den Frontallappen vom Parietallappen trennt, und der *Sulcus lateralis*, „der den Temporallappen von Parietal- und Frontallappen trennt“ (Trepel 2022: 223; vgl. Kandel / Shadlen 2021: 13; vgl. Bear et al. 2018: 235; vgl. Trepel 2022: 202; s. zur visuellen Darstellung auch Trepel 2022: 202; Bear et al. 2018: 235; Kandel / Shadlen 2021: 13; s. zu Primär-, Sekundär- und Tertiärfurchen auch Trepel 2022: 203; s. zur Darstellung der für die Sprachverarbeitung wichtigsten Gyri im Neokortex auch Rickheit et al. 2010: 127). Die beiden Gehirnhälften (= Hemisphären) des Großhirns – getrennt durch die sogenannte *Fissura longitudinalis cerebri* (vgl. Trepel 2022: 202–203, 205) – „sind durch den Balken (*Corpus callosum*) verbunden, der aus etwa 250 Millionen Nervenfasern besteht, die eine Informationsübertragung zwischen den beiden Gehirnhälften gewährleisten“ (Rickheit et al. 2010: 127 [Hervorhebung im Original]; vgl. Bear et al. 2018: 761; vgl. Trepel 2022: 251; vgl. Kemmerer 2023: 21; vgl. Kandel / Shadlen 2021: 12–14). Der Neokortex (auch Isokortex) ist der „[p]hylogenetisch jüngste[] [...] [und mit Abstand] quantitativ größte[] Teil der Großhirnrinde“ (Trepel 2022: 403; vgl. Trepel 2022: 223; vgl. Schwarz 2008: 82). Da der (phylogenetisch ältere und histologisch anders strukturierte) Allokokortex, bestehend aus Paleokortex und Archikortex, verhältnismäßig klein ist und bei weitem nicht so viele kortikale Funktionsareale abdeckt, soll dieser in vorliegender Arbeit unter Betrachtung der neurolinguistischen Schwerpunktsetzung nicht weiterführend behandelt werden (vgl. Trepel 2022: 401–403, 399, 223–224, 206, 265–266; s. dazu auch Rickheit et al. 2010: 130).

228, 238, 243; Bear et al. 2018: 236; s. zur Histologie des Neokortex auch Rickheit et al. 2010: 130–131; Trepel 2022: 225–226; Kemmerer 2023: 19; Amaral 2021: 85–88).¹⁰⁷

Lange Zeit wurde in der Kognitiven Neurowissenschaft die stark idealisierte Hypothese vertreten, dass alle Funktionsbereiche (z. B. Emotionen, Denken, Sprache) des Menschen auch neuroanatomisch exakt mit bestimmten Gehirnnarealen korrespondieren respektive eine hirnanatomische Topografie derselben möglich wäre (vgl. Anderson 2010: 245, 249, 263; vgl. Müller 2024: 86). Eine solche Hypothese erscheint unter der Perspektive einer effizienten Strukturbildung im Gehirn zur Minimierung von Kommunikationskosten zwischen funktional zusammenarbeitenden Neuronen zunächst durchaus sehr plausibel, zumal „Menschen aus evolutionärer Sicht [...] über ein sehr ‚luxuriöses‘ und ressourcenintensives Gehirn, was die relative Größe und den Energieverbrauch betrifft[,] [verfügen]“ (Müller 2024: 162; vgl. Anderson 2010: 246–247, 249; vgl. Anderson 2008: 244; vgl. Jamadar et al. 2025: 547, 549; vgl. Bullmore / Sporns 2012: 337; vgl. Laughlin / Sejnowski 2003: 1870–1871).¹⁰⁸

Tatsächlich können stammesgeschichtlich alte Sinnesleistungen wie Sehen, Hören, Fühlen oder die motorische Bewegungssteuerung sehr genau im menschlichen Gehirn lokalisiert werden und treten zudem auch in beiden Hemisphären (kontralateral) auf (vgl. Müller 2024: 183–184, 81, 124–125). So liegen etwa die „visuellen Areale [...] im Okzipitallappen, die somatosensorischen Areale [...] im Parietallappen und die auditorischen Areale [...] im Temporallappen“ (Bear et al. 2018: 236; vgl. Kemmerer 2023: 24, 14; vgl. Kandel / Shadlen 2021: 12, 16). Zudem weisen der Gyrus precentralis (= primärer somatomotorischer Kortex /

¹⁰⁷ Rickheit et al. (2010) konstatieren unter evolutionsbiologischer Perspektive zur Faltung des Neokortex mit Blick auf dessen mögliche Entwicklungsgeschichte in der Phylogenese des Menschen: „Etwa 1/3 des Neokortex liegt auf der Oberfläche, 2/3 ist in Furchen gefaltet, was trotz der enormen Oberfläche des Gehirns eine Kopfgröße ermöglicht, die noch durch den anatomisch bedingt engen Geburtskanal passt“ (Rickheit et al. 2010: 130; vgl. Müller 2024: 142; vgl. Kemmerer 2023: 14–15; vgl. Müller 2009: 232; vgl. Amaral 2021: 85; vgl. Kandel / Shadlen 2021: 12).

¹⁰⁸ In den 1960er-, 1970er- und 1980er-Jahren wurde insbesondere von Chomsky (1975, 1980) eine linguistische Spielart der Modularitätshypothese vertreten, die auch weit über die Sprachwissenschaft hinaus eine große Distribution erfuhr und insgesamt den wissenschaftlichen Diskurs um die funktionelle Neuroanatomie von Sprache und Denken in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts bedeutend beeinflusste (vgl. Bußmann 2008: 447–448; vgl. Christiansen et al. 2010: 382; vgl. Christiansen / Chater 2018: 21; vgl. Evans / Levinson 2009: 430; vgl. Rowland 2014: 235–236; s. spezifischer zum Modularitätsbegriff Anderson 2008: 239–240; Christiansen et al. 2010: 382; Barsalou 2020: 1–2; s. historisch zur Modularitätshypothese auch Fodor 1975; Fodor 1983; vgl. Bußmann 2008: 447–448; vgl. Barsalou 2020: 1; s. zur visuellen Darstellung der wesentlichen Unterschiede zwischen der Modularitätshypothese und neueren Ansätzen in der neuronalen Sprachverarbeitung auch Anderson 2010: 247; Anderson 2008: 241). Mit Anderson (2010) kann jedoch unter moderner Forschungsperspektiven resümiert werden: „Widespread neural reuse makes it quite clear that there is *not* and cannot be anatomical modularity in the brain“ (Anderson 2010: 264 [Hervorhebung im Original]). Zugleich kann mit Müller (2024) mit Verweis auf moderne wissenschaftliche Standards in der Sprachwissenschaft in Bezug auf theoretische Theoriebildungen mit wahrheitsfunktionalem empirischen Wirklichkeitsbezug ergänzt werden: „Theoretische Modelle zur Sprachproduktion und Sprachrezeption [...] [müssen] sich nun widerspruchsfrei mit der experimentell ermittelten Daten- und Befundlage verbinden lassen, um von der Scientific Community der Cognitive Science akzeptiert zu werden“ (Müller 2024: 9; vgl. Müller / Weiss 2009: 408).

Motorkortex) im Frontallappen und der Gyrus postcentralis (= primärer somatosensibler Kortex) im Parietallappen, ebenfalls getrennt durch den Sulcus centralis, eine sogenannte somatotopische Gliederung auf (vgl. Trepel 2022: 228–229, 235–238, 265–266; vgl. Kemmerer 2023: 24–25; vgl. Amaral 2021: 84, 89; vgl. Kandel / Shadlen 2021: 13, 16–17):

Beispielsweise ist die motorische Steuerung der linken Hand eindeutig den entsprechenden Regionen des rechten Motorkortex zuzuordnen. Von Mensch zu Mensch variiert diese engumschriebene Hirnregion zwar etwas in der Lage, dennoch ist der entsprechende Kortextbereich bei jedem Menschen exakt bestimmbar und hat eine eindeutige Funktion (Müller 2024: 183–184; s. zum Homunculus auch Trepel 2022: 229, 231, 236–237; Jäncke 2024: 392; Kemmerer 2023: 25; Amaral 2021: 84; Bear et al. 2018: 455, 527).

Auch in Bezug auf die Sprache können, wie es zunächst scheint, zwei wichtige und anatomisch-topographisch eng umgrenzte sprachrelevante Regionen im menschlichen Gehirn angeführt werden: Die Broca-Region und die Wernicke-Region (vgl. Kemmerer 2023: 25–27; s. dazu auch Kuhl 2021: 1370–1371, 1378–1380).

Die Broca-Region ist dabei das sogenannte motorische Sprachzentrum und liegt in der Pars opercularis und Pars triangularis des Gyrus frontalis inferior beziehungsweise in den Brodmann-Arealen 44 und 45 (vgl. Trepel 2022: 233; vgl. Müller 2024: 82, 72; vgl. Kemmerer 2023: 25–26; vgl. Pulvermüller / Fadiga 2010: 357; vgl. Christiansen et al. 2010: 383; s. zur visuellen Darstellung auch Trepel 2022: 233, 202; Müller 2024: 71; Jäncke 2024: 67; Kemmerer 2023: 26; s. zur Namensgeschichte auch Müller 2024: 95; Bear et al. 2018: 751, 753; Kemmerer 2023: 74, 77; Kandel / Shadlen 2021: 16; Small / Hickok 2016: 3; Rickheit et al. 2010: 154–155; Augustine et al. 2024: 780; Desai / Riccardi 2021: 615).¹⁰⁹ Funktionell ist das Broca-Areal für die „Initiation der Sprache in ihrem Wortlaut und Satzbau verantwortlich“ (Trepel 2022: 265) und ist nur in der sprachdominanten (linken) Hemisphäre einseitig entwickelt; die homologen Areale in der nicht-sprachdominanten (rechten) Hemisphäre werden nicht als Broca-Areal bezeichnet und erfüllen für die (abstrakte) Sprachproduktion nur weitestgehend sekundäre Funktionen (vgl. Müller 2024: 82, 95; vgl. Trepel 2022: 233, 265).¹¹⁰ In Bezug auf neuronale Bahnen

¹⁰⁹ Hirnanatomisch grenzt die Pars opercularis (BA 44) zudem anterior an jene Bereiche des primären motorischen Kortex, die unmittelbar für die Artikulation von Sprache zuständig sind (vgl. Pulvermüller / Fadiga 2010: 352; vgl. Pulvermüller 2005: 577; vgl. Trepel 2022: 202, 228–229, 231; vgl. Müller 2024: 71).

¹¹⁰ Die linke Hemisphäre ist „bei 95 bis 99 % aller Rechtshänder und ca. 75 % aller Linkshänder auch für die Sprache dominant“ (Müller 2024: 81; vgl. Trepel 2022: 233; vgl. Kemmerer 2023: 74; vgl. Augustine et al. 2024: 785; vgl. Schwarz 2008: 85). „Lediglich bei 10 bis 12 % der Linkshänder (also etwas über ein Prozent aller Menschen [= ca. 10 Prozent der Gesamtbevölkerung sind Linkshänder]) befinden sich Broca- und Wernicke-Region in der rechten Hemisphäre (Rechtsdominanz für Sprache)“ (Müller 2024: 81; vgl. Trepel 2022: 233; vgl. Schwarz

und die interne Vernetzung im Gehirn kann unter funktionalistischer Perspektive für das Broca-Areal konstatiert werden:

Afferente Fasern empfängt das motorische Sprachzentrum u. a. von der primären und sekundären Hörrinde und zahlreichen Assoziationsfeldern. Efferent sendet es seine Fasern z. T. direkt, z. T. indirekt (via Basalganglien bzw. Kleinhirn und Thalamus) zum Gyrus precentralis (Motorkortex), von wo aus über kortikonukleäre Bahnen die entsprechenden Hirnstammkerne aktiviert werden, die die für die Sprache wichtigen Muskeln vor allem in Kehlkopf und Rachen sowie die mimische Muskulatur versorgen (Trepel 2022: 233 [Hervorhebung nicht übernommen]).

Eine Schädigung des Broca-Areals – „oder der subkortikalen weißen Substanz, die die einzelnen Komponenten des Sprachzentrums miteinander verbindet“ (Trepel 2022: 233; vgl. Kuhl 2021: 1384) – führt zu einer neurogenen Sprachstörung (= Aphasie) (vgl. Müller 2024: 81, 83, 89, 93–94; vgl. Bear et al. 2018: 751; vgl. Ernst 2011: 26–27). Die Broca-Aphasie ist eine motorische Aphasie, bei der vor allem die Sprachbildung stark beeinträchtigt wird (vgl. Trepel 2022: 265; vgl. Bear et al. 2018: 755; vgl. Ernst 2011: 27): „Die Störungen in der Beherrschung morpho-syntaktischer Regeln können dabei so stark sein, dass es kaum zu Äußerungen kommt, die den Satzbildungsregeln gehorchen und es bei agrammatischen Wortketten bleibt (Agrammatismus)“ (Müller 2024: 96 [Hervorhebung nicht übernommen]; vgl. Bear et al. 2018: 755; vgl. Kemmerer 2023: 78–79). Das Sprachverständnis bleibt – besonders bei verlangsamter Redegeschwindigkeit des Kommunikationspartners – weitestgehend erhalten (vgl. Müller 2024: 97; s. dazu auch Pulvermüller / Fadiga 2010: 354). „Lediglich das Verstehen von komplexen Äußerungen, Passivkonstruktionen oder verschachtelten Sätzen ist stets beeinträchtigt“ (Müller 2024: 97; vgl. Kemmerer 2023: 78–80; vgl. Kuhl 2021: 1382–1384; vgl. Pulvermüller / Fadiga 2010: 357).

Als Wernicke-Region oder sensorisches Sprachzentrum wird der sekundäre auditorische Kortex in der sprachdominanten (linken) Hemisphäre bezeichnet, der sich im Gyrus temporalis superior beziehungsweise in den Brodmann-Arealen 22 und 42 befindet (vgl. Trepel 2022: 247, 266; vgl. Müller 2024: 97, 72; vgl. Kemmerer 2023: 25; vgl. Bear et al. 2018: 756; s. zur visuellen Darstellung auch Trepel 2022: 247, 202; Müller 2024: 71; Jäncke 2024: 67; s. zur Namensgeschichte auch Müller 2024: 97; Bear et al. 2018: 753; Rickheit et al. 2010: 155;

2008: 85). Bei den übrigen Rechts- und Linkshändern ist die Broca- und Wernicke-Region etwa gleichermaßen stark in der linken und rechten Hemisphäre verteilt (vgl. Müller 2024: 81). Aufgrund der überwältigenden quantitativ-asymmetrischen Distribution (und zum Zweck einer didaktischen Komplexitätsreduktion) wird in der Fachliteratur die linke Hemisphäre – statistisch-abstrahiert – zumeist allgemein als sprachdominante Hemisphäre bezeichnet (vgl. Müller 2024: 81).

Kemmerer 2023: 75, 83; Kandel / Shadlen 2021: 16–17; Augustine et al. 2024: 781; s. zu einer Überblicksdarstellung der teilweise unterschiedlichen hirnanatomischen Verortungen der Broca- und Wernicke-Region in der Literatur auch Kemmerer 2023: 26–27). Funktionell dient die Wernicke-Region dem allgemeinen Sprachverständnis, indem die „auditorischen Impulse der primären Hörrinde [oder die Impulse des Gyrus angularis] eine interpretative Verarbeitung [erfahren]“ (Trepel 2022: 247 [Hervorhebung im Original]; vgl. Trepel 2022: 248, 266; vgl. Bear et al. 2018: 757). „In der dominanten Hemisphäre werden die auditorischen Impulse [im Vergleich zur nicht-sprachdominanten (rechten) Hemisphäre] mehr analytisch rational integriert einschließlich des Verständnisses der Sprache“ (Trepel 2022: 247 [Hervorhebung nicht übernommen]; s. zur Verarbeitung im nicht-sprachdominanten sekundären auditorischen Kortex auch Trepel 2022: 247; s. zur Rolle der rechten Hemisphäre bei der Sprachverarbeitung insgesamt auch Müller 2024: 130–131, 82–83; Kuhl 2021: 1382; Augustine et al. 2024: 785, 788; Schwarz 2008: 86–87; s. kritisch zur Idee einer vollständig voneinander unabhängigen funktionellen Aufgabentrennung in den beiden Hemisphären auch Müller 2024: 86; Schwarz 2008: 86–87). Afferent erhält die Wernicke-Region damit ihre Impulse von dem primären auditorischen Kortex und dem Gyrus angularis (dem ‚Lesezentrum‘) (vgl. Trepel 2022: 248; vgl. Ernst 2011: 27; s. zum Gyrus angularis ausführlicher auch Trepel 2022: 248, 240). Efferent sendet sie ihre Impulse an verschiedene kortikale Assoziationsfelder und insbesondere – über die Assoziationsfasern des sogenannten Fasciculus arcuatus (vgl. Trepel 2022: 248, 251; vgl. Bear et al. 2018: 758; vgl. Kemmerer 2023: 25–26; s. dazu auch Pulvermüller / Fadiga 2010: 352; s. zur visuellen Darstellung relevanter neuronaler Bahnsysteme auch Trepel 2022: 250) – an das motorische Sprachzentrum: „Das motorische Sprachzentrum kann seine Funktion als Initiator des Sprechens nur sinnvoll in Zusammenarbeit mit dem Wernicke-Zentrum ausüben, da die Sprachbildung mit dem Sprachverständnis untrennbar verbunden ist“ (Trepel 2022: 248).

Eine Schädigung des Wernicke-Areals führt zu einer sensorischen Aphasie, bei der das Wort- und Sprachverständnis stark eingeschränkt ist (vgl. Trepel 2022: 248, 266; vgl. Ernst 2011: 27; vgl. Bear et al. 2018: 756). Diese in Lehrbüchern weit verbreitete (Symptoms-)Beschreibung ist jedoch – gelesen als disjunktiv-ausschließendes Pendant zur Broca-Aphasie (s. aussagenlogisch-formal zum *ausschließenden Oder* auch Löbner 2015: 210–211) –, um mit Bear et al. (2018) zu sprechen, „stark vereinfacht, kann aber [didaktisch] hilfreich sein, um die beiden Aphasien zu unterscheiden“ (Bear et al. 2018: 756; vgl. Pulvermüller / Fadiga 2010: 354). Da ein korrektes Sprachverständnis (im weitesten Sinne) gewissermaßen jeder viablen Sprachproduktion vorausgeht – und aufgrund der großen neuronalen Interdependenzbeziehung zwischen motorischen und sensorischen Arealen bei der Sprachverarbeitung –, ergeben sich bei

Schädigung des Wernicke-Areals sowohl Folgeprobleme für eigene Sprachkonstruktionen, die nicht mehr vom Sprecher verstanden werden und deshalb meist auch semantisch unsinnige Elemente enthalten, als auch für (kohärente) Gespräche mit anderen Kommunikationspartnern (vgl. Trepel 2022: 248; vgl. Kemmerer 2023: 84; vgl. Bear et al. 2018: 757; vgl. Kuhl 2021: 1378–1380, 1384; vgl. Pulvermüller / Fadiga 2010: 352–354; vgl. Pulvermüller 2005: 577; vgl. Schwarz 2008: 86; s. zur Ergebnisdarstellung einer (Computer-)Simulation zur Broca- und Wernicke-Aphasie auch Pulvermüller / Fadiga 2010: 353).

Rickheit et al. (2010) konstatieren über die neurowissenschaftliche Klassifikation der Broca- und Wernicke-Region unter historisch-vergleichender und neuroanatomisch-funktioneller Perspektive: „Sprach man früher allgemein von *Sprachzentren* oder sprachspezifischen Regionen, geht man heute [in der Forschung] eher von *sprachrelevanten* Gehirnregionen aus“ (Rickheit et al. 2010: 129 [Hervorhebung im Original]; vgl. Bornkessel-Schlesewsky / Schlesewsky 2014: 108; vgl. Kemmerer 2023: 25–27). Die beiden Gehirnareale „sind als *sprachrelevant*, aber nicht [mehr] als *sprachspezifisch* zu bezeichnen, da sie auch an anderen kognitiven Operationen beteiligt sind“ (Rickheit et al. 2010: 129 [Hervorhebung im Original]). Eine Beteiligung an anderen kognitiven Prozessen konnte insbesondere für die Broca-Region vielfach empirisch nachgewiesen werden. Anderson (2010) subsumiert über die funktionale Vielfältigkeit des Broca-Areals:

For instance, although Broca’s area has been strongly associated with language processing, it turns out to also be involved in many different action- and imagery-related tasks, including movement preparation (Thoenissen et al. 2002), action sequencing (Nishitani et al. 2005), action recognition (Decety et al. 1997; Hamzei et al. 2003; Nishitani et al. 2005), imagery of human motion (Binkofski et al. 2000), and action imitation (Nishitani et al. 2005; for reviews, see Hagoort 2005; Tettamanti & Weniger 2006) (Anderson 2010: 245; vgl. Anderson 2010: 257; vgl. Christiansen et al. 2010: 383).¹¹¹

¹¹¹ Die allgemein kognitive Fähigkeit, komplexe Bewegungs-/Handlungsabfolgen (z. B. zur Fertigung und Handhabung eines Werkzeugs oder einer Waffe) zu lernen, mental zu simulieren, teleologisch-strategisch vor auszuplanen und zur Erreichung subjektiver oder intersubjektiv festgelegter Zielsetzungen in der Welt erfolgreich umzusetzen, wird in der neurowissenschaftlichen Forschung vielfach mit der phylogenetischen Entstehung von Sprache in engem Zusammenhang gebracht (vgl. Christiansen / Chater 2018: 205–207; vgl. Christiansen / Chater 2008: 502; vgl. Anderson 2010: 257; vgl. Müller 2024: 86; vgl. Müller 2009: 232). Zu den Ähnlichkeiten zwischen dem Lernen von komplexen Sequenzen und von Sprache kann mit Christiansen / Chater (2018) konstatiert werden: „Language processing involves extracting regularities from highly complex sequentially organized input, pointing to a connection between general sequence learning (e.g., planning, motor control [...]) and language“ (Christiansen / Chater 2018: 205; vgl. Christiansen / Chater 2008: 502). „[H]umans have evolved complex sequence learning abilities, which, in turn, appear to have been pressed into service to support the emergence of our linguistic skills (Christiansen / Chater 2018: 206). Müller (2024) schreibt zum Werkzeuggebrauch spezifischer: „Es fällt [...] auf, dass die Fähigkeit zu feinmotorischen Höchstleistungen sowie die serielle Planung von aufeinanderfolgenden Bewegungsabläufen der [bei den meisten Menschen dominanten] rechten Hand sehr große Ähnlichkeiten zur seriellen Planung von morpho-syntaktischen Abläufen der Sprachfunktion haben“ (Müller 2024: 86; s. zur visuellen

Aufgrund der oftmals vielfältigen Funktionen von Gehirnregionen korrespondiert eine Verletzung meist auch mit Einschränkungen und Problemen im Zusammenhang mit anderen kognitiv höheren Funktionsbereichen (vgl. Anderson 2010: 248; vgl. Christiansen / Chater 2018: 206–207; s. explizit zu weiteren allgemein-kognitiven Folgeschäden bei Verletzung der Broca-Region auch Christiansen / Chater 2018: 207; Christiansen / Chater 2008: 502; Pulvermüller / Fadiga 2010: 355, 357).

Das menschliche Gehirn ist, so kann an dieser Stelle rekapituliert werden, evolutionsbiologisch hinsichtlich seines Energieverbrauchs und seiner internen neuronalen Verknüpfungen in hohem Maße optimiert (vgl. Anderson 2010: 248; vgl. Anderson 2008: 244; vgl. Müller 2024: 162, 81; vgl. Bullmore / Sporns 2012: 337, 342–343). Zugleich ist die Gehirnstruktur aber auch das Produkt eines langen, mitunter auch kontingenten phylogenetischen Entwicklungsprozesses, dem innerhalb der Phylogenese biologische Grenzen hinsichtlich etwaiger hirnpfysiologischer Ausprägungsformen und möglicher Entwicklungslinien gesetzt waren und sind (vgl. Anderson 2010: 248; vgl. Bullmore / Sporns 2012: 337; vgl. Dehaene / Cohen 2007: 384). Für stammesgeschichtlich neue kognitive Funktionen (z. B. Sprache) haben sich phylogenetisch deshalb auch keine komplett neuen hirnpfysiologischen Bereiche *de novo* entwickelt, sondern es wurden zur Energieoptimierung – und aufgrund räumlicher Ressourcenlimitationen – stattdessen bestehende und etablierte Strukturen und deren Funktionen nutzbar gemacht, um damit auf effiziente und ressourcenschonende Weise neue, kognitiv komplexere Aufgaben – welche zumeist selbst wiederum aus weniger komplexen kognitiven Teilleistungen zusammengesetzt sind – zu bewältigen (vgl. Anderson 2010: 246; vgl. Anderson 2008: 240; vgl. Müller 2024: 81, 181, 124–125; vgl. Christiansen / Chater 2018: 44–46; s. zur *redployment hypothesis* auch Anderson 2010: 245–247; Anderson 2008: 239–240; Dehaene / Cohen 2007: 384–385).¹¹² Müller (2024) resümiert zur Realisierung neuer, funktionell zusammenarbeitender Neuronenverbände auf der Basis der bereits funktional-umfangreich ausgebildeten Gehirnstruktur: „Die

Darstellung auch Müller 2024: 87). Müller (2024) zufolge könnte mit dieser Theorie auch die Lateralisierung der Broca-Region in der linken Hemisphäre auf plausible Weise erklärt werden (vgl. Müller 2024: 86). In Bezug auf die Broca-Region als neuronales Substrat von Sprache kann zusammengefasst werden: „Broca’s area already performed some sensorimotor functions that were prerequisites for language acquisition, and which made it a candidate for one of the neural building blocks of language when it emerged“ (Anderson 2010: 257; vgl. Christiansen / Chater 2018: 207; vgl. Christiansen / Chater 2008: 502; vgl. MacWhinney 2009: 417–418).

¹¹² Hätte sich beispielsweise beim Menschen für jede einzelne höhere kognitive Fähigkeit im weitesten Sinne (z. B. für das prozessual-anwendungsbezogene Handlungswissen in Restaurants, für das Planen und Organisieren gemeinsamer sozialer Treffen, für das Erzählen von Witzen, für das Verfassen von Filmkritiken, für das Fußballspielen, für das Fahren von Autos, Fahrrädern etc.) jeweils immer ein nur dafür designedes und komplett neues Gehirnareal hirnpfysiologisch entwickelt, so wäre das menschliche Gehirn heute – um sich um ein niederschwelliges Ad-absurdum-Argument zu bemühen – vermutlich nahezu unendlich groß (s. dazu auch Kandel / Shadlen 2021: 9).

stammesgeschichtlich neuen Erweiterungen der Kognition, die zudem sehr ressourcenintensiv sind, mussten somit so effizient wie möglich in die althergebrachte funktionelle Neuroanatomie eingefügt werden“ (Müller 2024: 81).

Stammesgeschichtlich jüngere kognitive Funktionen werden aus diesem Grund durch sogenannte transiente Netzwerke realisiert. Es handelt sich hierbei um kurzfristig zusammenarbeitende, nicht in einem bestimmten Gehirnnareal exakt lokalisierbare und (hinsichtlich ihrer einzelnen Elemente) mitunter weit voneinander entfernte Neuronengruppen in funktionellen Netzwerken zur Bewältigung einer übergeordneten komplexeren Aufgabe (vgl. Müller 2024: 181, 183–184, 146, 81). Müller (2024) führt dazu weiterführend erklärend aus:

Durch [...] transiente[] neuronale[] Netzwerke könn[en], je nach konkreter Anforderung der jeweiligen kognitiven Aufgabe, wie aus einem universellen Teilprozess-Baukasten ‚virtuelle Organe‘ in Form von kooperierenden Neuronengruppen (*neuronal assemblies*) bereitgestellt werden, die auch völlig neuartige Aufgaben quasi aus dem Stand heraus erstmalig bearbeiten (Müller 2024: 181 [Hervorhebung im Original]; s. zur Zusammenarbeit und Kommunikation der einzelnen Neuronen untereinander in transienten Netzwerken spezifischer auch Müller 2024: 181, 146).

Anderson (2008: 239, 243) hat in einer groß angelegten Metaanalyse mit 472 ausgewerteten empirischen fMRT-Experimenten „a co-activation analysis for eight cognitive domains (action, attention, emotion, language, memory, mental imagery, reasoning and visual perception)“ (Anderson 2008: 243) vorgenommen, um die Zusammenarbeit von verschiedenen Gehirnnarealen zur Bewältigung (höherer) kognitiver Aufgaben zu untersuchen (vgl. Anderson 2008: 239; vgl. Anderson 2010: 247; vgl. Christiansen / Chater 2018: 45–46). Er vertrat dabei die Hypothese, „[that] a later emerging [or more complex] function is more likely to incorporate more widely scattered circuits“ (Anderson 2008: 244). In Bezug auf Sprache konnte dabei festgestellt werden, „that language was the most widely scattered domain of those tested, followed (in descending order) by reasoning, memory, emotion, mental imagery, visual perception, action, and attention“ (Anderson 2010: 247; vgl. Christiansen / Chater 2018: 45–46).

Mit Müller (2024) kann in Bezug auf die zahlreichen Ko-Aktivierungen von anderen Gehirnnarealen bei der Sprachverarbeitung – das vorliegende Zitat von Müller bezieht sich auf eine großangelegte, 120 PET- und fMRT-Studien umfassende Metanalyse zur semantischen Verarbeitung von Sprache – konstatiert werden: „Ein Grund für die Vielzahl der hier dargestellten Aktivierungsfoki ist, dass mit der Bedeutungskonstitution beim Sprachverstehen vielfältige Konzepte, Erinnerungen, Erfahrungen, sensorische Eindrücke (Bilder, Gerüche) und auch

assoziative Vorstellungen einhergehen“ (Müller 2024: 149; vgl. Kuhl 2021: 1380; vgl. Wen / Jiang 2021: 152; vgl. Pulvermüller / Fadiga 2010: 355; vgl. Pulvermüller 2005: 578–579; vgl. Barsalou 2008: 627; s. zu Embodiment auch Müller 2024: 24–25; Tian et al. 2023: 178–181, 192–193; Visani et al. 2022: 1–2; Wen / Jiang 2021: 146–147, 152–155, 157; Desai / Riccardi 2021: 620–621; Schaller / Weiss / Müller 2017: 1328–1329; Anderson 2008: 249; Barsalou 2020: 7–9; Barsalou 2008: 617–620, 628–629; s. allgemein zu mentalen Repräsentationen auch Müller 2024: 31–34, 37–39; s. zum *Dual Stream Model* auch Desai / Riccardi 627–628; Kuhl 2021: 1379–1380).¹¹³

4.2 Sprache als Produkt eines semiotisch-kulturellen Adaptionsprozesses

Inspiriert von der Beobachtung, dass es Kindern auf der ganzen Welt möglich ist, aus einem quantitativ meist äußerst begrenzten und qualitativ überschaubaren sprachlichen Input in relativ

¹¹³ Die Fähigkeit zur einfachen Objekterkennung in der Welt und zur Aktivierung dazugehöriger mentaler Repräsentationen (= allgemeine semantisch-pragmatische Bedeutungszuweisung und Priming semantisch-relevanter Netzwerkbeziehungen) bleibt bei Menschen trotz eines vollständigen Verlustes der Sprachfähigkeit vorhanden (vgl. Müller 2024: 28–32; vgl. Fedorenko / Piantadosi / Gibson 2024: 578–579, 582–583). Da Objekterkennung und mentale Repräsentationen grundlegende, stammesgeschichtlich alte kognitive Fähigkeiten darstellen, welche sich auch bei allen anderen höheren Lebewesen (z. B. Katzen, Hunde etc.) entwickelt haben, wird in der modernen Neurolinguistik heute die Position vertreten, dass diese vermutlich vollständig (in jedem Fall überwiegend) sprachunabhängig vollzogen werden (vgl. Müller 2024: 28–32; s. zu anderen kognitiven Fähigkeiten auch Fedorenko / Piantadosi / Gibson 2024: 578–579, 582–583). Im Zuge der Sprachwahrnehmung oder auch allgemein-kognitiver Denkprozesse kann es neben mentalen Repräsentationen gegebenenfalls auch zu bildlichen Vorstellungen, d. h. Imaginationen, kommen (vgl. Müller 2024: 34). Imaginationen, sofern es zu diesen kommt, sind jedoch, um etwaigen Missverständnissen im Vorhinein vorzubeugen, meistens keine bis ins letzte semantische oder pragmatische Detail zu Ende verarbeitete Simulationen der Wirklichkeit oder einer alternativen Wirklichkeit (vgl. Sanford / Sturt 2002: 382–386; vgl. Ferreira / Patson 2007: 71–73, 80–81; vgl. Ferreira / Bailey / Ferraro 2002: 11–12, 14). Vielmehr handelt es sich hierbei vermutlich eher um (meistens zum Zweck des Verständnisses) strategisch relevante (nicht vollständig gerenderte) (Teil-)Visualisierungen: „[T]he language comprehension system creates syntactic and semantic representations that are merely ‘good enough’ (GE) given the task that the comprehender needs to perform“ (Ferreira / Patson 2007: 71 [Hervorhebung im Original]; vgl. Sanford / Sturt 2002: 386; vgl. Ferreira / Bailey / Ferraro 2002: 12). Aus diesem Grund wäre es beispielsweise Probanden in einem psycholinguistischen Experiment wahrscheinlich auch gar nicht möglich, bei einem (kontextlosen) Satz wie *Laura und Claudia saßen im Lehrerzimmer und haben Schularbeiten kontrolliert* auf Fragen wie die folgenden adäquat zu antworten: (1) Von welcher Marke stammten die Uhren der von Ihnen vorgestellten Personen, sofern diese Uhren getragen haben? (2) Mit welcher Hand wurden die Schularbeiten kontrolliert? (3) Welche Augenfarbe hatten die beiden Frauen in Ihrer Vorstellung, welche Kleidung trugen sie? (4) Saßen noch andere Lehrer im Zimmer? (5) Wie spät war es in der Szene – den Lichtverhältnissen im Raum zu schließen? (6) Welche anderen Gegenstände lagen in Ihrer Vorstellung ebenfalls noch am Tisch? (vgl. Ferreira / Patson 2007: 71–72; vgl. Ferreira / Bailey / Ferraro 2002: 14). Ferreira / Patson (2007) argumentieren deshalb auch „[that] much of the evidence [speaks] for incomplete representations as well as the computational advantages of a system that under specifies initially and fills in information if the details become relevant [especially under the perspective of the time pressure of real-time online processing in communication and the many semantic possibilities]“ (Ferreira / Patson 2007: 73).

kurzer Zeit problemlos abstrakte grammatische Regeln zu abstrahieren und korrekt anzuwenden – auch *logisches Problem des Spracherwerbs*, *Plato's problem* oder *the argument from the poverty of the stimulus* genannt (vgl. Linke / Nussbaumer / Portmann 2004: 107; vgl. Christiansen / Chater 2018: 84; vgl. Rowland 2014: 234–235, 83–84, 86–87; vgl. Lasnik / Lidz 2017: 221–222, 224; vgl. Huang / Roberts 2017: 309–310; vgl. Behrens / Pfänder 2013: 323; s. historisch zur Nativismus-Hypothese auch Platon 2021: 47–67; Platon 2025: 61–79; Krapinger 2021: 161–163; Krapinger 2025: 294–295) –, stellte Chomsky die Hypothese auf, dass alle Menschen, um den Spracherwerb in jungen Jahren erfolgreich vollziehen zu können, über ein angeborenes, genetisch festgelegtes (universelles) Sprachwissen verfügen müssen, das sich einzelsprachenspezifisch hinsichtlich bestimmter (ebenfalls festgelegter) Parameter ausdifferenziert und im Gehirn als autonomes Modul wirksam ist (vgl. Auer 2013a: 34; vgl. Behrens / Pfänder 2013: 321, 323, 330; vgl. Linke / Nussbaumer / Portmann 2004: 107–108; vgl. Rowland 2014: 234–236, 91, 86–87; vgl. Kuhl 2021: 1373; vgl. Christiansen / Chater 2018: 84; vgl. Chater / Christiansen 2010: 623; vgl. Christiansen / Chater 2008: 490; vgl. Smirnova / Mortelmans 2010: 11–13; vgl. Busch / Stenschke 2018: 12; vgl. Jungen / Lohnstein 2007: 211–212; vgl. Bußmann 2008: 647–648, 763–764; vgl. Huang / Roberts 2017: 310–311; vgl. Lasnik / Lidz 2017: 247–248; vgl. Evans / Green 2006: 60–61; s. zu tatsächlichen biologischen Prä-Adaptionen für Sprache auch Behrens / Pfänder 2013: 321; s. zu FOXP2 auch Christiansen / Chater 2018: 205–206; Fisher 2017: 36–40; Augustine et al. 2024: 781).¹¹⁴ Die Hypothese einer sogenannten Universalgrammatik (UG) hat in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts den Diskurs in der Spracherwerbsforschung bedeutend beeinflusst (vgl. Behrens / Pfänder 2013: 323; vgl. Linke / Nussbaumer / Portmann 2004: 107–108). Christiansen / Chater (2018) resümieren über Chomskys Spracherwerbs-hypothesen und deren Verbreitung im 20. Jahrhundert:

For a period spanning three decades, Chomsky (1965, 1972, 1980[], 1986, 1988, 1993) has been the most influential advocate of the view that language requires specialized brain mechanisms, arguing that a substantial innate endowment of language-specific knowledge is necessary for language acquisition to be possible. These constraints form a Universal Grammar (UG), that is, a collection of grammatical principles

¹¹⁴ Mit Linke / Nussbaumer / Portmann (2004) kann spezifiziert werden: „Diese Universalgrammatik [kann] [...] man sich vor[stellen] als ein Set von hochabstrakten, allgemeinen *Prinzipien*, die für alle Sprachen gelten, und von *Parametern*, das sind beschränkte Paletten an Wahlmöglichkeiten innerhalb eines Prinzips“ (Linke / Nussbaumer / Portmann 2004: 107 [Hervorhebung im Original]; s. dazu auch Smirnova / Mortelmans 2010: 12–13; Rowland: 91, 235–236; Huang / Roberts 2017: 311; Öhl / Seiler 2013: 178–182; Evans / Green 2006: 60–61). Chomsky zufolge sind die abstrakten Regeln der Universalgrammatik jedoch nicht funktional motiviert respektive durch allgemein-semantiche oder allgemein-pragmatische Einflussfaktoren erklärbar (vgl. Auer 2013a: 34; vgl. Christiansen / Chater 2008: 490–492; vgl. Christiansen / Chater 2018: 23; s. zu dieser Darstellung kritisch auch Panther 2021: 299).

that hold across all human languages (Christiansen / Chater 2018: 21; vgl. Christiansen / Chater 2008: 490).

Da jedoch die entwicklungsgeschichtlich späte Fähigkeit zur semiotisch-arbiträren Sprachproduktion, zum Sprachverständnis und zum Spracherwerb im Wesentlichen auf zugrundeliegenden allgemein-kognitiven Fähigkeiten respektive kognitiven Teilleistungen beruht und die allgemeine Sprachfähigkeit darüber hinaus auch neuroanatomisch durch ein komplexes funktionelles Netzwerk im Gehirn realisiert wird, gilt die Hypothese einer genetisch prädestinierten und den Spracherwerbsprozess steuernden Universalgrammatik in einem autonomen Gehirnareal heute in hohem Maße als unplausibel und als vielfach empirisch widerlegt (vgl. Müller 2024: 42, 57; vgl. Kuhl 2021: 1373; vgl. Behrens / Pfänder 2013: 321; vgl. Linke / Nussbaumer / Portmann 2004: 107; s. zur Kritik an Chomskys Universalgrammatik auch Christiansen / Chater 2018: 24–40, 65; Christiansen / Chater 2008: 492–497; Chater / Christiansen 2010: 624–625).

In der zeitgenössischen Spracherwerbsforschung wird heute stattdessen vermehrt angenommen, „[that] language [itself as a conventionalized symbolic system] has been shaped by the pre-existing processing, learning, and communicative biases of the brain“ (Christiansen / Chater 2018: 240; vgl. Christiansen / Chater 2018: 11–13, 228) und möglicherweise deshalb von Kindern meist ohne größere Probleme in einem verhältnismäßig kurzen Zeitfenster erworben werden kann (vgl. Christiansen / Chater 2018: 40–43; vgl. Gibson et al. 2019: 399–400). Christiansen / Chater (2018) führen dazu spezifischer aus: „[C]hildren tend to make the right guesses about how their language works—not because of an innate UG—but because language has been shaped by cultural evolution to fit the non-linguistic constraints that they bring to bear on language acquisition.“ (Christiansen / Chater 2018: 65; vgl. Christiansen / Chater 2018: 64, 68; vgl. Christiansen / Chater 2016: 13; vgl. Chater / Christiansen 2010: 627). Sprache – hier verstanden als intersubjektiv geteiltes Zeichen- und Regelsystem zur Kommunikation – ist aufgrund der allgemeinen Beschränkungen hinsichtlich der Sprachverarbeitung, der Sprachproduktion und des Spracherwerbs auch ständig indirekt einem großen (semiotisch-kulturellen) Adaptionsprozess ausgesetzt: Sprachliche Konstruktionen, welche subjektiv oder intersubjektiv von Sprachbenutzern nicht artikuliert oder kognitiv verarbeitet werden können (z. B. Relativsätze fünfter Ordnung), werden in Kommunikationssituationen nicht realisiert und sprachliche Konstruktionen, welche nicht realisiert werden beziehungsweise Probleme beim Spracherwerb hervorrufen, werden nicht an zukünftige Generation weitergegeben respektive gelernt (vgl.

Christiansen / Chater 2018: 12–13, 42–43, 109, 122, 127; s. zur visuellen Darstellung auch Christiansen / Chater 2018: 13).¹¹⁵

Sprache als hypostasiertes Zeichen- und Regelsystem einer Einzelsprache ist damit zugleich auch das Produkt eines langen semiotisch-kulturellen Adaptionsprozesses, welcher sich über viele Generationen hinweg auf der Grundlage allgemein-kognitiver Lernmechanismen und motorisch-sensorischer Produktions- und Verarbeitungsbeschränkungen vollzieht: „[L]anguage has been adapted through cultural transmission over generations of language users to fit the cognitive biases inherent in the mechanisms used for processing and acquisition“ (Christiansen / Chater 2018: 12; vgl. Christiansen / Chater 2018: 64, 122).

Eine wichtige Beschränkung beim Spracherwerb bildet das Arbeitsgedächtnis, welches Lernprozesse auch in anderen kognitiven Funktionsbereichen (z. B. Klavierspielen, Tanzen etc.) stark limitieren kann (vgl. Christiansen / Chater 2018: 94–96, 127; vgl. Christiansen / Chater 2016: 3; vgl. Ferreira / Çokal 2016: 269). Den meisten Menschen ist es beispielsweise nicht möglich, unvorbereitet aus einer längeren randomisierten Symbolkette (z. B. *f56bja#d9w0fny2*) mehr als die letzten drei bis vier Symbole in der richtigen Reihenfolge wiederzugeben (vgl. Christiansen / Chater 2018: 98; vgl. Christiansen / Chater 2016: 3).¹¹⁶ Zugleich haben aber nur die wenigsten Sprecher des Deutschen beispielsweise Probleme damit, sich das Wort *Schokoladenfabrik* zu merken und dieses gegebenenfalls auch zu reproduzieren.

Sensorische Wahrnehmungen (z. B. der Blick aus dem Fenster eines Flugzeuges als visuelle Momentaufnahme) sind insgesamt in hohem Maße kurzlebig (vgl. Christiansen / Chater 2018: 95). Christiansen / Chater (2018) schreiben dazu auch: „Sensory memory is rich in detail but

¹¹⁵ Mit Christiansen / Chater (2018) kann zusammengefasst werden: „[L]inguistic forms that are easier to use and learn, or are more communicatively efficient, will tend to proliferate, whereas those that are not will be prone to die out. Over time, processes of cultural evolution involving repeated cycles of learning and use have in this way shaped the language we observe today“ (Christiansen / Chater 2018: 122; vgl. Christiansen / Chater 2018: 42–43; vgl. Christiansen / Chater 2016: 12). „[L]anguage will be shaped through cultural evolution to be easy to learn and process by generations of speakers/hearers, who are forced to chunk and pass the on-coming stream of linguistic material“ (Christiansen / Chater 2018: 127). Unter der Perspektive einer anderen Sprachwandeltheorie kann an dieser Stelle auch mit Keller (2014) angeführt werden: „Natürlicherweise wählen Menschen [bewusst oder unbewusst] unter den sich ihnen bietenden Handlungsalternativen diejenige aus, die den höchsten subjektiven [oder intersubjektiven] Nettonutzen [im weitesten Sinne] verspricht. Weicht die Mehrheit einer Population von einer in der Population geltenden Konvention häufig und rekurrent in dieselbe Richtung ab, so entsteht eine Konventionsverschiebung in Richtung der Abweichung“ (Keller 2014: 163; vgl. Christiansen / Chater 2018: 64; s. zur Mikro-, Meso- und Makrosynchronisierung auch Schmidt / Herrgen 2011: 28–34).

¹¹⁶ Allgemein kann konstatiert werden, dass Verbindungen mit über vier (nicht zu einer größeren Einheit projizierbaren) Elementen zu Problemen im Arbeitsgedächtnis führen können: „People typically encode phone numbers, number plates, postal codes, and social security numbers into sequences of three or four digits or letters; memory recall deteriorates rapidly for un-chunked item-sequences longer than about four (Cowan, 2000), and memory recall typically breaks into short chunk-like phrases“ (Christiansen / Chater 2018: 127; vgl. Christiansen / Chater 2016: 15, 3–4). Unter dieser Perspektive scheint es zudem durchaus plausibel zu sein, dass auch Verben nicht mehr als drei Komplemente fordern (vgl. Christiansen / Chater 2018: 128, 132–133; vgl. Imo 2016: 59–60; s. dazu auch Tallerman 2014: 455; s. zur Beschränkung der Anzahl von Argumenten gemäß der Generativen Grammatik auch Lüdelling 2019: 116, 118–119, 130, 140).

decays rapidly unless it is further processed [...]. Likewise, short-term memory for auditory, visual and haptic information is also limited and subject to interference from new input (e.g., Gallace, Tan, & Spence, 2006; Haber, 1983; Pavani & Turatto, 2008)“ (Christiansen / Chater 2018: 96; vgl. Christiansen / Chater 2016: 2). Da ständig neue Perzepte in der Welt wahrgenommen werden und das Arbeitsgedächtnis großen Ressourcenlimitationen unterliegt, werden bestehende, kurzfristig im Arbeitsgedächtnis gespeicherte Inhalte ständig von neuen Inhalten überschrieben (vgl. Christiansen / Chater 2018: 93–96). Die gleichen kognitiven Verarbeitungsbeschränkungen können auch für die Sprachverarbeitung konstatiert werden: „As we hear a [new] sentence unfold, our memory for preceding [unprocessed] material is rapidly lost. [...] Language processing is therefore *Now-or-Never*: if linguistic information is not processed rapidly, that information is lost for good“ (Christiansen / Chater 2018: 94 [Hervorhebung im Original]; vgl. Christiansen / Chater 2018: 95–96; vgl. Christiansen / Chater 2016: 1, 5).¹¹⁷

Tiefgreifende kognitive Verarbeitungsbeschränkungen haben vermutlich mithin auch zur Konstituierung grundlegender abstrakter semiotischer Strukturprinzipien geführt, die in den verschiedenen Sprachen der Welt beobachtet werden können und im Wesentlichen Optimierungsstrategien zur Realisierung umfangreicher semiotischer Kommunikationsprozesse darstellen (vgl. Christiansen / Chater 2018: 96–99; vgl. Christiansen / Chater 2016: 1–2, 18; s. dazu auch Dehaene / Cohen 2007: 384–385). „[T]he cognitive system [also] adopts several processing strategies to ameliorate the effects of the Now-or-Never bottleneck on perception and action“ (Christiansen / Chater 2018: 96; vgl. Christiansen / Chater 2016: 3). Eine wesentliche Struktureigenschaft von Sprache, welche vermutlich aus den Ressourcenbeschränkungen des Arbeitsgedächtnisses entstanden ist, ist die sogenannte *Doppelte Artikulation* oder *Zweifache Gliederung* von Sprache (engl. *duality of patterning*) (vgl. Bußmann 2008: 813, 148; vgl. Christiansen / Chater 2018: 98–99; vgl. Christiansen / Chater 2016: 8–10). *Duality of patterning* (manchmal auch nur *duality of pattern* genannt (vgl. Panther 2021: 310)) bedeutet, dass Sprache aus einer endlichen, voraussagbaren und überschaubaren Anzahl an bedeutungsunterscheidenden Einheiten besteht (z. B. Phoneme / Buchstaben), die zugleich zu unendlich vielen größeren

¹¹⁷ Dies zeigt sich beispielsweise vor allem in der Kommunikation mit Sprechern, die eine fremde Sprache sprechen, welche man selbst nicht gut beherrscht respektive der man überhaupt nicht mächtig ist. In solchen Situationen kann es schnell zur Überforderung kommen: „In many cases, it seems that the speaker of the foreign language is talking very fast, making it close to impossible to segment the speech stream into recognizable sounds, let alone figure out where one word ends and another one begins“ (Christiansen / Chater 2018: 93). An dieser Stelle kann zusammengefasst werden: „[S]ensory memory for language input is quickly overwritten by new incoming information and lost forever *unless* the perceiver is able to process what has been heard or seen right away“ (Christiansen / Chater 2018: 95 [Hervorhebung im Original]; vgl. Christiansen / Chater 2016: 2). „[A]cquiring a language requires *learning* how to create and integrate the right chunks rapidly, before current information is overwritten by new input“ (Christiansen / Chater 2016: 10 [Hervorhebung im Original]; vgl. Christiansen / Chater 2018: 114, 235; s. dazu auch Bornkessel et al. 2005: 221).

bedeutungstragenden Einheiten (z. B. Morpheme, Wörter, Sätze) auf verschiedenen Systemebenen zusammengesetzt werden können (vgl. Bußmann 2008: 813; vgl. Panther 2021: 310; vgl. Christiansen / Chater 2016: 16; vgl. Christiansen / Chater 2018: 131, 15; vgl. Dingemanse et al. 2015: 604, 610–611; vgl. Evans / Levinson 2009: 437, 448; vgl. Rowland 2014: 6; vgl. Zifonun et al. 1997: 95; vgl. Lehmann 2007: 112; vgl. Evans / Green 2006: 35; s. dazu historisch auch Martinet 1960/1963: 21–23, 25, 45; Hockett 1958/1970: 574–575; Hockett 1963: 9–10, 15–16). In diesem Fall ist etwa, um ein zuvor genanntes Beispiel wieder aufzunehmen, die Symbolkette *S-c-h-o-k-o-l-a-d-e-n-f-a-b-r-i-k* nicht einfach nur eine Aneinanderreihung von randomisierten Symbolen, sondern eine geordnete und normierte Anordnung von einzelnen Buchstaben aus einem begrenzten Alphabetsystem, die auf höheren sprachlichen Systemebenen kompositional zu größeren Einheiten / Teil-Einheiten zusammengesetzt werden können (vgl. Bußmann 2008: 813; vgl. Panther 2021: 310; vgl. Christiansen / Chater 2016: 16; vgl. Christiansen / Chater 2018: 131; vgl. Dingemanse et al. 2015: 610–611; vgl. Zifonun et al. 1997: 95; vgl. Lehmann 2007: 112; s. zur Potenzierung der Informationsspeicherung durch Sprache insgesamt auch Müller 2024: 37; Fedorenko / Piantadosi / Gibson 2024: 583).¹¹⁸

Die semantische und lexikalisch-grammatische Antizipation von größeren Satzinhalten oder auch nur kleineren sprachlichen (Teil-)Elementen ist möglicherweise ebenfalls eine Folge der Limitation des Arbeitsgedächtnisses (vgl. Christiansen / Chater 2018: 98–99; vgl. Christiansen / Chater 2016: 9–10; vgl. Christiansen / Conway / Onnis 2012: 231–233).¹¹⁹ Indem beispielsweise in einem bestimmten Syntagma (z. B. auf der Systemebene der Syntax) nachfolgende sprachliche Elemente von Sprachbenutzern auf der Grundlage von kontextuell verfügbaren diskursiven und grammatischen Informationen und eines subjektiv internalisierten Weltwissens antizipiert werden (z. B. *Paul ist heute zu spät in die Schule gekommen, da er den ... > [Bus verpasst hat]*), können diese schneller und effizienter verarbeitet werden (vgl. Christiansen / Chater 2018: 98–99, 111; vgl. Christiansen / Chater 2016: 4, 9; vgl. Christiansen / Conway /

¹¹⁸ Im Fall von zu komplexen sprachlichen Kompositionen haben Sprachbenutzer auch die Möglichkeit, diese zu didaktischen Zwecken in kleinere und weniger komplexe (Bedeutungs-)Einheiten zu zerlegen (s. dazu auch Gibson et al. 2019: 400). Das Determinativkompositum *Schokoladenfabrik* kann in diesem Sinne etwa in die beiden Wörter *Schokolade* und *Fabrik* (inkl. dem Fugenelement {-n}) gegliedert werden.

¹¹⁹ Die grundlegende kognitive Fähigkeit zur Bildung von Erwartungshaltungen beziehungsweise Antizipationen hinsichtlich etwaiger möglicher Ereignisse, Gegenstände oder Personen ist ebenfalls eine im Vergleich zur Sprachfähigkeit stammesgeschichtlich ältere Funktion. Sie beruht im Wesentlichen auf Verallgemeinerungen von subjektiven Erfahrungen und allgemeinem Weltwissen (vgl. Christiansen / Conway / Onnis 2012: 231–233; vgl. Christiansen / Chater 2016: 12; vgl. Bar 2007: 280, 282, 285–287). Bar (2007) schreibt weiterführend zur evolutionsbiologischen Bedeutsamkeit von Zukunftssimulationen auch: „We simulate, plan and combine past and future in our thoughts, and the result might be ‘written’ in memory for future use. These simulated memories are different from real memories in that they have not happened in reality, but both real and simulated memories could be helpful later in the future by providing approximated scripts for thought and action. [...] Therefore, simulating the future guides us by providing a rudimentary script for the optimal course of action when the anticipated future arrives“ (Bar 2007: 286 [Hervorhebung im Original]; s. dazu auch Jamadar et al. 2025: 547).

Onnis 2012: 231–232). Da Kommunikationsprozesse in realen Kommunikationssituationen jedoch häufig Störungen unterliegen können (z. B. *Der Braut hat die Hochzeits[unverständlich / unleserlich] nicht geschmeckt* > [*Hochzeitstorte*]) und eine Reinterpretation von einzelnen Satz-elementen oder eines ganzen Satzes hohe zeitliche und kognitive Kosten verursachen würde (engl. *right-first-time pressure*), erfüllen Antizipationen eine wichtige Funktion bei der Sprach-verarbeitung, wenngleich *top-down* gesteuerte Erwartungshaltungen in bestimmten Fällen zu- gleich auch Fehlinterpretationen begünstigen können (z. B. *Den Hund hat der Mann angebellt* > gelesen als: *Der Hund hat den Mann angebellt*) (vgl. Christiansen / Chater 2018: 111–113; vgl. Christiansen / Chater 2016: 9; vgl. Christiansen / Conway / Onnis 2012: 232; vgl. Ferreira / Bailey / Ferraro 2002: 13; vgl. Ferreira / Patson 2007: 73–74; vgl. Ferreira / Çokal 2016: 271; vgl. Gibson et al. 2019: 391).¹²⁰

4.3 Ausgewählte systemexterne und systeminterne Einflussfaktoren unter neurokognitiver Perspektive

Aufgrund der großen Limitationen des Arbeitsgedächtnisses werden darüber hinaus sowohl in den virtuellen Grammatiksystemen der verschiedenen Sprachen der Welt als auch im

¹²⁰ Eine weitere allgemeine kognitive Verarbeitungsstrategie, die dazu dient, das Arbeitsgedächtnis zu entlasten, ist die der inkrementellen Sprachverarbeitung. Christiansen / Chater (2016) führen dazu spezifischer aus: „In incremental processing, representations are built up as rapidly as possible as the input is encountered. By contrast, one might, for example, imagine a parser that waits until the end of a sentence before beginning syntactic analysis, or that meaning is computed only once syntax has been established. However, such processing would require storing a stream of information at a single level of representation, and processing it later; but given the Now-or-Never bottleneck, this is not possible because of severe interference between such representations“ (Christiansen / Chater 2016: 5; vgl. Christiansen / Chater 2018: 103, 97; vgl. Christiansen / Chater 2016: 3, 18). Die kognitive Strategie der inkrementellen Sprachverarbeitung führt auch zum Phänomen sogenannter Garden-Path-Sätze (im Deutschen manchmal *Holzwegsätze* genannt), d. h. zu Sätzen, die aufgrund ihrer syntaktisch-,irreführenden‘ Struktur Leser (bzw. Hörer) zunächst zu einer fehlerhaften Interpretation verleiten können und infolge der anfäng- lich inkorrekten Interpretationshypothese / (inkrementellen) Verarbeitungsheuristik reanalysiert werden müssen (vgl. Christiansen / Chater 2018: 103–105). In psycholinguistischen Arbeiten werden die Verarbeitungsprobleme von Garden-Path-Sätzen oder syntaktisch-ambigen Präpositionalphrasen (z. B. *Lisa beobachtete [den Mann] [mit dem Fernrohr]* / *Lisa beobachtete [den Mann mit dem Fernrohr]*) (vgl. Imo 2016: 158–159) – die Ergebnisse werden in weitestgehend kontextlosen und abstrahierten Versuchsanordnungen elizitiert (s. dazu einführend auch Müller 2024: 12) – jedoch zumeist stark überbewertet, zumal syntaktische Ambiguitäten in realen Kommunikati- onssituationen unter Einbeziehung eines umfangreichen semantisch-pragmatischen Weltwissens standardmäßig keine Probleme verursachen (vgl. Christiansen / Chater 2018: 104–107; vgl. Christiansen / Chater 2016: 7). Des Weiteren muss an dieser Stelle ebenfalls kritisch angeführt werden, dass in realen Kommunikationssituationen kooperative und sprachlich-rational handelnde Gesprächspartner miteinander interagieren, welche bereits voraus- schauend Verständnisprobleme antizipieren respektive post hoc selbstinduziert reparieren, und dass außerhalb von Versuchsanordnungen in gemeinsamen Gesprächen auch jederzeit die Möglichkeit zu etwaigen vertiefenden in- haltlichen Nachfragen (z. B. zur Vermeidung oder Auflösung von Missverständnissen) besteht (vgl. Christiansen / Chater 2018: 104–107; vgl. Christiansen / Chater 2016: 7; vgl. Gibson et al. 2019: 393).

tatsächlichen Sprachgebrauch in realen Kommunikationssituationen meist syntaktische Strukturen bevorzugt, welche die Abhängigkeitsbeziehungen zwischen syntaktisch und semantisch zusammengehörigen Elementen in Sätzen minimieren, zumal unvollständig verarbeitete Satzglieder (z. B. in diskontinuierlichen Phrasen oder in Sprachen mit einer komplett freien Wortstellung) hohe Merkkosten verursachen können (vgl. Christiansen / Chater 2018: 128–129; vgl. Christiansen / Chater 2016: 8, 15; vgl. Futrell et al. 2020: 374–375, 378, 382, 391, 399–401; vgl. Futrell 2019: 2, 11; vgl. Temperley / Gildea 2018: 68, 74, 78; vgl. Gildea / Temperley 2010: 287–288, 290; vgl. Fedorenko / Piantadosi / Gibson 2024: 581; vgl. Gibson et al. 2019: 397; s. zur *surprisal theory* und deren Einfluss auf die Serialisierung auch Futrell 2019: 3–5, 11; Futrell et al. 2020: 375–376, 399–400).¹²¹ Futrell et al. (2020) konnten in einer empirischen Untersuchung mit 53 ausgewerteten Sprachen nachweisen, dass die syntaktischen Abhängigkeitsbeziehungen in Sprachen – seien es die in den Einzelsprachen durch die Grammatik vorgegebenen abstrakten möglichen Abhängigkeitsbeziehungen oder die von Sprachbenutzern tatsächlich aktualisierten Abhängigkeitsbeziehungen in realen Sprachäußerungen in Korpora auf der Basis einer bestehenden Einzelgrammatik – deutlich signifikant unter dem Erwartungswert randomisierter syntaktischer Abhängigkeitsbeziehungen liegen (vgl. Futrell et al. 2020: 389–390, 395–396; s. zu weiteren Untersuchungen auch Temperley / Gildea 2018: 72–73, 78; Gildea / Temperley 2010: 291–293, 302–303; Gibson et al. 2019: 397; s. zum Deutschen auch Gildea / Temperley 2010: 297–300, 302–303). Die weitestgehend universelle Tendenz zur Bildung einer Phrasenstruktur kann mithin unter dieser Perspektive als semiotisch-effiziente Symbolmanipulation – in den meisten Einzelsprachen hypostasiert zu einer festen Grammatikregel – zur Überwindung von neurokognitiven Verarbeitungsbeschränkungen und zur Potenzierung der Informationsübertragung aufgefasst werden (vgl. Futrell et al. 2020: 374–377).¹²²

¹²¹ Dependency locality „is the idea that in grammar and usage there exist a pressure for words linked in a syntactic dependency to be close to each other“ (Futrell et al. 2020: 372; vgl. Futrell et al. 2020: 374, 396; vgl. Gibson et al. 2019: 397, 390; s. dazu auch Gildea / Temperley 2010: 287). Dieses oberflächengrammatische und weitestgehend universell beobachtbare Phänomen ist möglicherweise das (Neben-)Produkt einer allgemein-zugrundeliegenden *dependency-length minimization* (DLM)-Tendenz, welche besagt, „that language users prefer word orders that minimize total DEPENDENCY LENGTH per sentence“ (Futrell et al. 2020: 374 [Hervorhebung im Original]; vgl. Fedorenko / Piantadosi / Gibson 2024: 581; vgl. Gildea / Temperley 2010: 287, 290). *Dependency length* kann dabei definiert werden als „the distance between linguistic heads and dependents [z. B. zwischen Nomen und adnominalen Modifikatoren]“ (Futrell et al. 2020: 373; vgl. Futrell et al. 2020: 374; s. zum UD-Standard in der Linguistik auch Futrell et al. 2020: 373–374, 383–385).

¹²² Während Verberst- und Verbzweitsprachen eine Kurz-vor-lang-Abfolgetendenz hinsichtlich syntaktischer (Phrasen-)Strukturen aufweisen, präferieren Verbletztsprachen wie das Japanische (SOV) eine Lang-vor-kurz-Abfolgetendenz hinsichtlich syntaktischer (Phrasen-)Strukturen (vgl. Christiansen / Chater 2018: 22–23; vgl. Christiansen / Chater 2008: 491; vgl. Futrell et al. 2020: 379, 398–399; vgl. Temperley/Gildea 2018: 71; vgl. Gildea / Temperley 2010: 289; vgl. Gibson et al. 2019: 397; vgl. Tallerman 2014: 460). Diese Serialisierungskonvention dient ebenfalls der Optimierung des abstrakten Grammatiksystems unter den universellen Beschränkungen des Arbeitsgedächtnisses (= Minimierung der Abhängigkeitsbeziehung des Verbs zu seiner ihm am nächsten stehenden Konstituente zur Risikominimierung einer fehlerhaften Interpretation durch Verlust von Teilinhalten), der

Neben der Bildung einer Phrasenstruktur sowie der syntaktischen Nähebeziehung von semantisch eng zusammengehörigen Satzelementen in einer Phrase – welche unter neurokognitiver Perspektive unter anderem der Optimierung von Antizipationsprozessen dient (vgl. Futrell 2019: 3–5,11; vgl. Futrell et al. 2020: 399–400) – ist vermutlich auch die Strukturtendenz zur Systematisierung von abstrakten grammatischen Regeln das Produkt von allgemeinen kognitiven Lern- und Verarbeitungsprozessen (vgl. Christiansen / Chater 2016: 17, 14; vgl. Christiansen / Chater 2018: 131–132, 63). Viable Lernprozesse basieren im Wesentlichen auf Abstraktionsleistungen und Generalisierungen in Bezug auf einen gegebenen Input (vgl. Christiansen / Chater 2016: 17, 14; vgl. Christiansen / Chater 2018: 131–132, 63). Stark systematisierte grammatische Regelsysteme können den Spracherwerb insbesondere in dessen Anfangsphase, aber auch darüber hinaus erheblich erleichtern (vgl. Futrell et al. 2020: 380; vgl. Christiansen / Chater 2016: 14; vgl. Christiansen / Chater 2018: 63, 132; vgl. Rowland / Noble / Chan 2014: 137, 141–143). Zu den positiven Lerneffekten einer etwaigen Systematisierung von Sprache schreiben Christiansen / Chater (2018) am Beispiel der Serialisierung von syntaktischen (Phrasen-)Strukturen auch:

In a series of computational simulations, Christiansen and Devlin (1997) found that languages with consistent word order were easier to learn by a sequence learning device compared to languages with inconsistent word orders (see also Van Everbroeck, 2003). [...] Similar results were obtained when people were trained on artificial languages with either consistent or inconsistent word orders (Christiansen, 2000; Reeder, 2004) (Christiansen / Chater 2018: 63; s. dazu auch Futrell et al. 2020: 380; Gildea / Temperley 2010: 290; s. zu Primingeffekten in der Sprachverarbeitung auch Knoeferle / Crocker 2009: 2339, 2355–2358; Christiansen / Chater 2018: 102; Christiansen / Chater 2016: 5).¹²³

Sprachliche Kommunikation ist zudem immer auch eingebettet in einer konkreten Kommunikationssituation mit einem umfassenden subjektiven und intersubjektiv geteilten semantisch-

allgemeinen Verarbeitungsstrategie zur Vorhersage zukünftiger Satzelemente (= vorangehende Satzelemente erschaffen Erwartungshaltung für nachfolgende Elemente) und dem Bedürfnis nach einer effizienten Sprachverarbeitung (vgl. Christiansen / Chater 2018: 23; vgl. Christiansen / Chater 2008: 491; vgl. Temperley / Gildea 2018: 71; vgl. Gildea / Temperley 2010: 289; vgl. Futrell et al. 2020: 399; vgl. Altmann / Mirković 2009: 590–591).

¹²³ Eine besondere Form von grammatischer Systematizität liegt in dem von der funktionalen Typologie vielfach proklamierten Prinzip der sogenannten Harmonie vor (vgl. Blumenthal-Dramé / Kortmann 2013: 296–298). Harmonie kann definiert werden als „[c]onsistency in head direction within languages“ (Futrell et al. 2020: 380; vgl. Blumenthal-Dramé / Kortmann 2013: 296–298; s. dazu auch Gildea / Temperley 2010: 289; Gibson et al. 2019: 390, 397). Wenn beispielsweise eine Sprache in Nominalphrasen Adjektive vor Nomen serialisiert (Adj-N), serialisiert sie vermutlich auch Artikel vor Nomen (Art-N) (vgl. Blumenthal-Dramé / Kortmann 2013: 296–298; vgl. Gildea / Temperley 2010: 289; vgl. Gibson et al. 2019: 390, 397; s. auch zur Minimierung der Abhängigkeitslänge in Einzelsprachen durch vereinzelt unterschiedliche syntaktische Verzweigungsmuster bei kleinen Satzelementen Futrell et al. 2020: 380; Gildea / Temperley 2010: 290).

pragmatischen Weltwissen. Unter der Perspektive der Integration von *top-down*-Informationen bei der Sprachverarbeitung und der allgemeinen Tendenz zur Minimierung von nicht-notwendigen Sprachverarbeitungskosten stellen Christiansen / Chater (2016) des Weiteren auch die folgende Hypothese auf: „The language system need only construct enough chunk structure so that, when combined with prior discourse and background knowledge, the intended message can be inferred incrementally“ (Christiansen / Chater 2016: 17; vgl. Gibson et al. 2019: 393). Dies könnte auch eine weitere kognitiv perspektivierte Erklärung für die im dritten Kapitel vorliegender Masterarbeit behandelte Strukturtendenz zur frequenzbasierten Ausdrucksreduktion darstellen, zumal hochfrequente Elemente zumeist auch in hohem Maße voraussagbar sind und deshalb nicht notwendigerweise umfangreiche *bottom-up*-Informationen benötigen (vgl. Haspelmath 2014: 197–198, 200; vgl. Haspelmath 2021: 624–625; vgl. Gibson et al. 2019: 393–394).

Zur etwaigen Erklärung der diagrammatisch-linearen Strukturpräferenz hinsichtlich der Serialisierung von Satzgliedern in den meisten Sprachen der Welt kann abschließend unter neurokognitiver Perspektive mit Kasper (2014) konstatiert werden: „[E]s [gibt] Evidenz dafür, dass [...] nicht-diagrammatische Äußerungen neuro- und psycholinguistisch dispräferiert gegenüber ihren diagrammatisch ikonischen Gegenstücken sind, weil sie mit zusätzlichen Verarbeitungskosten [bei der mentalen Simulation] verbunden sind“ (Kasper 2014: 280; s. dazu auch Dehaene / Cohen 2007: 385).

5 Diskussion und Ausblick

Der Diskurs um die Motiviertheit von Sprache beginnt forschungsgeschichtlich mit Platons berühmten *Kratylos*-Dialog im vierten Jahrhundert vor Christus (vgl. Panther 2021: 298; vgl. Küpper 1993: 7; vgl. Keller 1995: 147). Im *Kratylos* werden Namen als selbstständige Elementarsätze aufgefasst, die bereits ausdrucksseitig (a priori) qua ihrer morphosemantischen – d. h. hier lexikalisch bedeutungstragenden – (Teil-)Elemente wahrheitsfähige Propositionen (= Aussagen) über ein in der Welt bezeichnetes Objekt im weitesten Sinne konstituieren können (vgl. Gaiser 1974: 26, 99; vgl. Sedley 2003: 23; vgl. Keller 1995: 32–33, 23–24; vgl. Gardt 1999: 294–295; vgl. Coseriu 2003: 37, 71). Unter korrespondenztheoretisch-wahrheitsfunktionaler Perspektive können die dabei morphosemantisch enkodierten Bedeutungsinhalte das außersprachliche Denotat semantisch-deskriptiv korrekt oder nicht-korrekt beschreiben – der Argumentation des platonischen Sokrates folgend, kann in diesem Sinne zwischen ‚richtigen‘ (z. B. *Biologie*, *Mikroskop*, *Kondolenzbesuch*) und ‚falschen‘ (z. B. *Sternschnuppe*) Bezeichnungen unterschieden werden (vgl. Gaiser 1974: 99; vgl. Keller 1995: 32–33; vgl. Coseriu 2003: 37; vgl. Sedley 2003: 23; vgl. Gardt 1999: 295). Die Motiviertheit liegt in diesem Modell in der semantisch adäquaten Beschreibung des bezeichneten Gegenstandes durch die bedeutungstragenden Elemente eines Wortes begründet.

Im von Aristoteles erweiterten Zeichenmodell weist eine ausdrucksseitige Bezeichnung neben der (extensionalen) semiotischen Relationsbeziehung zur außersprachlichen Wirklichkeit zusätzlich noch eine (intensionale) semiotische Relationsbeziehung zum Begriffsinhalt auf (vgl. Coseriu 2003: 71–73). Zudem werden sprachliche Zeichen als konventionalisierte und mithin unter synchroner Perspektive – zur Realisierung viabler intersubjektiver Kommunikationsprozesse – notwendige Form-Inhalts-Paarungen definiert (vgl. Coseriu 2003: 72–73, 80–81; vgl. Coseriu 1967: 88–89). Die Ausdrucksseite als Gesamtes (z. B. *Sternschnuppe*) erfüllt dabei eine Stellvertreter-Funktion und verweist auf eine in der Sprachgemeinschaft festgelegte Inhaltsseite – unabhängig von möglicherweise irreführenden morphosemantischen *bottom-up*-Informationen (z. B. {stern-} statt {meteor-} in *Sternschnuppe* oder {blei-} statt {graphit-} in *Bleistift*) (vgl. Coseriu 2003: 80–81; vgl. Coseriu 1967: 88). Aristoteles zufolge gibt es deshalb auch keine ‚falschen‘ Namen (vgl. Coseriu 2003: 80–81).

Saussure (1931/2001) übernimmt den aristotelischen Zeichenbegriff, wenngleich er die Begriffsextension als wichtige semiotische Relationsbeziehung in seinem bilateralen Zeichenmodell nicht schematisiert (vgl. Linke / Nussbaumer / Portmann 2004: 30–31; vgl. Busse 2009:

27; vgl. Ernst 2011: 52; vgl. Busch / Stenschke 2018: 24; vgl. Saussure 1931/2001: 76–79). Wie Aristoteles fragt auch Saussure nicht mehr nach der ‚Richtigkeit‘ der Namen, erkennt aber unter (sprach-)systeminterner Perspektive die (morphosemantische) Motiviertheit der Ausdrucksseite an (vgl. Gardt 1999: 294–295; vgl. Saussure 1931/2001: 156–158; vgl. García 1997: 158–163; vgl. Kowalewski 2015: 15; vgl. Scheerer 1980: 101). Im Vergleich zu Platon vertritt Saussure im *Cours* jedoch eine andere Spielart der morphosemantischen Motiviertheit, indem unter einem nun strukturalistisch-synchronen Forschungsparadigma nicht mehr Etymologien oder die korrekte Repräsentation einer bezeichneten Sache in den Namen Gegenstand der Untersuchung sind, sondern die horizontal-syntagmatischen und vertikal-paradigmatischen Beziehungen zum bestehenden abstrakten Sprachsystem (vgl. Gardt 1999: 294–295; vgl. García 1997: 158–163, 108; vgl. Saussure 1931/2001: 156–158; vgl. Kowalewski 2015: 15; vgl. Linke / Nussbaumer / Portmann 2004: 30). Im *Cours* wird neben einer (sprach-)systeminternen Motiviertheit auch eine ikonische Motivationsbeziehung zwischen Signifikant und Signifikat als Möglichkeit dargestellt (vgl. García 1997: 116–117; vgl. Saussure 1931/2001: 80–82; vgl. Kowalewski 2015: 15–16).

Die bisher behandelten Ansätze an dieser Stelle zusammenfassend, kann im Zuge von Wortbildungsprozessen die Wahl der Ausdrucksseite eines Lexems durch die (sprach-)systeminterne Systematizität einer Einzelsprache und/oder durch die semantische / ikonische Relationsbeziehung zum Begriffsinhalt respektive zur außersprachlichen Wirklichkeit beeinflusst werden. Andere Einflussfaktoren (z. B. eine Relationsbeziehung zum Zeichenbenutzer) werden in den oben genannten Ansätzen jedoch nicht schematisiert. Mit Christiansen / Chater (2018) kann kritisch resümiert werden: „Attempting to understand the structure of language by abstracting away from the computational machinery that produces and understands it may turn out to have been a methodological wrong-turn“ (Christiansen / Chater 2018: 235).

Die Ausdrucksseite (wie auch die Inhaltsseite und deren Verbindung) ist zwar durch eine prinzipielle Arbitrarität, d. h. semiotische Nicht-Determiniertheit, gekennzeichnet, die tatsächliche Festlegung einer bestimmten Ausdrucksseite in einer Einzelsprache ist aber, um ein verbreitetes Missverständnis an dieser Stelle zu korrigieren, nicht notwendig unmotiviert oder frei von Beschränkungen (vgl. Conrad 1985: 110–111; vgl. Kowalewski 2015: 27–28). Keller (1995) plädiert in diesem Zusammenhang beispielsweise auch für eine Unterscheidung zwischen motivierten arbiträren Zeichen und unmotivierten arbiträren Zeichen (vgl. Keller 1995: 156, 150). Die Vorstellung von Arbitrarität als uneingeschränkter Arbitrarität ist aus Sicht des Verfassers neben der terminologischen Gleichsetzung im *Cours* vor allem auch auf den hohen, aber in der (Ergebnis-)Interpretation zumeist methodologisch nicht hinreichend

berücksichtigten Abstraktionsgrad, d. h. die bewusst zu didaktischen und perspektivisch-strategischen Zwecken vorgenommene Komplexitätsreduktion, in vielen Zeichenmodellen zurückzuführen (vgl. Conrad 1985: 107; vgl. Kowalewski 2015: 15; vgl. García 1997: 108–109; s. dazu auch Saussure 1931/2001: 80).

In Bezug auf die ausdrucksseitige Konstituierung von syntaktischen Strukturen wurden in vorliegender Masterarbeit in einem überarbeiteten Zeichenmodell Motivationsbeziehungen vonseiten (1) der außersprachlichen Wirklichkeit / der Inhaltsseite in Form einer semantischen / diagrammatisch-ikonischen Realisierung, (2) des bestehenden Sprachsystems in Form von syntagmatischen Wohlgeformtheitsbedingungen und paradigmatischer Systematizität, (3) des Sprachbenutzers in Form von internen Sprachverarbeitungsbeschränkungen und (4) der Kommunikationssituation in Form eines Gebots nach pragmatisch-kommunikativer Funktionalität postuliert, wobei (4) möglicherweise vollständig auf (3) reduzierbar ist respektive (4), (2) und (1) in (3) fundiert sind (s. dazu auch Newmeyer 2014: 299–300). Konkret wurden dabei die in der Forschungsliteratur vielfach präsupponierten systemexternen und systeminternen Einflussfaktoren *Diagrammatische Ikonizität* (= Beeinflussung der Ausdrucksseite durch (1) die außersprachliche Wirklichkeit / Inhaltsseite), *Frequenzbasierte Ausdrucksreduktion* (= Beeinflussung der Ausdrucksseite durch (4) kommunikative Effizienz) und *Systemhomogenität* (= Beeinflussung der Ausdrucksseite durch (2) das Sprachsystem) vorgestellt und in zahlreichen Beispielen auf das Deutsche und andere Einzelsprachen angewendet.

In Bezug auf die Argumentrealisierung im Deutschen kann beispielsweise Folgendes konstatiert werden: Inhaltsseitig zusammengehörige Bedeutungseinheiten (z. B. ‘Direktor’, ‘Absolventen einer Abschlussklasse’, ‘Zeugnisse’) (engl. *semantic units*), welche im Zuge der semantischen Valenz zur vollständigen außersprachlichen Sachverhaltsdarstellung eines von einem Verb präfigurierten Ereignisses (z. B. ‘überreichen’) benötigt werden, werden auch ausdrucksseitig (diagrammatisch-ikonisch) als zusammengehörige kontinuierliche Phrasen in einem Satz realisiert (z. B. [*Der Direktor*]_{Agens / Subjekt} *überreichte* [*den Absolventen der Abschlussklasse*]_{Rezipient / Dativobjekt} [*die Zeugnisse*]_{Patiens / Akkusativobjekt}) (vgl. Primus 2012: 6, 15–16; vgl. Raden 2021: 281; vgl. Futrell et al. 2020: 374). Primus (2012) schreibt zum Argumentkriterium: „Jedem semantischen Argument [mit Ausnahme von implizit realisierten Argumenten] eines Valenzträgers entspricht ein syntaktisches Argument und jedem syntaktischen Argument [mit Ausnahme von formalen Explitiva] entspricht ein semantisches Argument“ (Primus 2012: 6; s. dazu auch Primus 2012: 7, 15–16, 21; Pafel 2011: 37–38). Die syntaktisch-funktionale Rollenzuweisung (z. B. Subjekt, Objekt etc.) von semantischen Argumenten (z. B. Agens, Patiens) ist lexikalisch festgelegt (vgl. Duden 2022: 657, 640; vgl. Primus 2012: 1, 51) – jedoch wird diese

wesentlich von allgemeinen semantischen (= die Inhaltsseite betreffenden) und grammatischen (= das Sprachsystem betreffenden) Prinzipien (z. B. Agens-Subjekt-Prinzip, Patiens-Objekt-Prinzip (sofern die Subjektstelle bereits besetzt wurde), formales Subjektprinzip etc.) gesteuert (vgl. Primus 2012: 20–22, 30–31, 34, 85; vgl. Duden 2022: 650, 652, 657, 488–489; vgl. Eisenberg 2020b: 83). Bei der Argumentserialisierung wird die Grundabfolge ebenfalls durch eine Interaktion von grammatischen (z. B. das syntaktische Einfachheitsgefälle: Nominativ > Akkusativ > Dativ) und semantischen (z. B. das semantische Agentivitätsgefälle: Agens > Rezipient > Patiens) Prinzipien beeinflusst (vgl. Primus 2012: 51–54, 23; vgl. Primus 1996: 57, 87–88; vgl. Duden 2022: 84, 94–95). Insbesondere bei größeren syntaktischen Strukturen spielen auch diagrammatisch-ikonische Prinzipien (z. B. vorher > nachher) eine entscheidende Rolle bei der Serialisierung von Haupt- und Nebensätzen (vgl. Radden 2021: 278–279). Der Markierungsgrad der verschiedenen Kasusformen (z. B. Nominativ, Akkusativ, Dativ etc.) im Deutschen – realisiert im Zuge der morphosyntaktischen (Argument-)Kodierung (z. B. Patiens → (direktes) Objekt → Akkusativmarkierung) – ist vermutlich weitestgehend durch kommunikative Effizienz respektive durch eine signifikant quantitativ-asymmetrische Häufigkeitsdistribution im Sprachgebrauch – aufgrund der sogenannten Kasushierarchie (vgl. Duden 2016: 146, 399, 817; vgl. Eisenberg 2020b: 72; vgl. Givón 1995: 46) – erklärbar (vgl. Haspelmath 2014: 200–202, 197–198; vgl. Haspelmath 2021: 605–607, 611–614, 624, 628–629; vgl. Haspelmath 2009: 215–216; s. dazu auch Givón 1995: 25, 27–28; Blumenthal-Dramé / Kortmann 2013: 295).

Der Verfasser argumentiert, dass abstrakte syntaktische Strukturen in einem holistisch-plausiblen sprachwissenschaftlichen Erklärungs- und Entstehungsmodell nicht vollständig von dem neuronalen Substrat ihrer Sprachbenutzer abstrahiert werden können und dass vermutlich die meisten in der Forschungsliteratur präsupponierten systemexternen und systeminternen Einflussfaktoren im weitesten Sinne in allgemeinen neurokognitiven Sprachverarbeitungs- und Lernbeschränkungen begründet liegen. So erleichtert etwa sprachliche Systematizität den Spracherwerb und den Sprachgebrauch, diagrammatisch-ikonische Strukturen liefern wichtige *bottom-up*-Informationen zur korrekten Interpretation und eine frequenzbasierte Ausdrucksreduktion dient der effizienten Kommunikation und mithin auch der effizienten Sprachverarbeitung (vgl. Christiansen / Chater 2018: 63, 102; vgl. Futrell et al. 2020: 380; vgl. Gildea / Temperley 2010: 290; vgl. Knoeferle / Crocker 2009: 2339, 2355–2358; vgl. Christiansen / Chater 2016: 5, 17; vgl. Gibson et al. 2019: 393–394; vgl. Haspelmath 2014: 197–198, 200; vgl. Haspelmath 2021: 624–625). Unter Umständen könnten aber – so würde möglicherweise ein aufmerksamer Leser kritisch und durchaus nicht unbegründet an dieser Stelle einwenden – alle oben angeführten Motivationsfaktoren auch restlos unter einem allgemeinen Prinzip der

Sprachverarbeitungsoptimierung subsumiert beziehungsweise darauf reduziert werden (= kein Grund zur ontologischen Annahme von weiteren Einflussfaktoren auf die Sprachstruktur). Wenn die Abfolgetendenz *kürzere Satzglieder* > *längere Satzglieder* in SVO-Sprachen der effizienten Sprachverarbeitung dient und auch Systematizität der effizienten Sprachverarbeitung dient, so scheint es in hohem Maße fragwürdig zu sein, warum dann Systematizität in vorliegender Masterarbeit als eigener Motivationsfaktor ontologisiert wird, aber das *Gesetz der wachsenden Glieder* unter einer Gruppe von allgemeinen Sprachverarbeitungsprinzipien zusammengefasst wird. Der Verfasser argumentiert, dass die oben genannten Einflussfaktoren mit eindeutigen und gut voneinander abgrenzbaren makroskopischen Erscheinungen auf linguistischer Ebene korrespondieren, die möglicherweise nicht immer im Zusammenhang mit der Optimierung von Sprachverarbeitungsprozessen stehen respektive diese zumindest nicht immer unmittelbar teleologisch zum Ziel haben, und dass die Einflussfaktoren zugleich mit der Ausdrucksseite in unterschiedlichen semiotischen Relationsbeziehungen stehen. Unter dieser Perspektive könnte es didaktisch und/oder pragmatisch potenziell von Vorteil sein, diese in linguistischen Untersuchungen, d. h. auf höherer makroskopischer (hier: syntaktischer) (Betrachtungs-)Ebene, als eigenständige Einflussfaktoren in Bezug auf die Konstituierung von syntaktischen Strukturen anzunehmen – wenngleich ihr ontologischer Status und ihr kausaler Einfluss als ‚Motivationsfaktoren‘ durchaus mit guten Einwänden anzweifelbar ist.

Neuroanatomisch-funktionell wird Sprache im Gehirn zu einem wesentlichen Anteil durch die enge (bidirektionale) Zusammenarbeit der Broca-Region, des motorischen Sprachzentrums in der Pars opercularis (BA 44) und der Pars triangularis (BA 45) des Gyrus frontalis inferior, mit der Wernicke-Region, dem sensorischen Sprachzentrums im sekundären auditorischen Kortex im Gyrus temporalis superior (BA 22 und BA 42), realisiert (vgl. Müller 2024: 71–72, 97; vgl. Trepel 2022: 233, 247–248, 265–266; vgl. Kemmerer 2023: 25–27; vgl. Bear et al. 2018: 756–757; vgl. Kuhl 2021: 1378–1380; vgl. Pulvermüller / Fadiga 2010: 352–354). An dieser Stelle ist zu beachten, dass insbesondere die Lokalisierung wie auch der Umfang der Wernicke-Region je nach Literatur etwas variieren können und die beiden Sprachregionen nur in der sprachdominanten (linken) Hemisphäre aktiv sind – ihre homologen Areale in der nicht-sprachdominanten (rechten) Hemisphäre sind für die Sprachproduktion und Sprachverarbeitung im engeren Sinne (weitestgehend) nicht relevant (vgl. Kemmerer 2023: 26–27, 74; vgl. Desai / Riccardi 2021: 616; vgl. Müller 2024: 81–82, 95, 130–131; vgl. Trepel 2022: 233, 247, 265). Als eine weitere neuroanatomisch eng umgrenzte sprachrelevante Region kann der Gyrus angularis (BA 39), das ‚Lesezentrum‘, angeführt werden (vgl. Trepel 2022: 248, 240; vgl. Ernst 2011: 27; s. dazu auch Desai / Riccardi 2021: 624). Alle sprachrelevanten Regionen im Gehirn

erfüllen zudem darüber hinaus auch noch andere grundlegende kognitive Operationen im Zusammenhang anderer Funktionsbereiche (vgl. Rickheit et al. 2010: 129; vgl. Anderson 2010: 248; vgl. Christiansen / Chater 2018: 206–207; s. insbesondere zur Broca-Region auch Anderson 2010: 245, 257; Christiansen et al. 2010: 383; Christiansen / Chater 2018: 207; Müller 2024: 86–87; Christiansen / Chater 2008: 502; Pulvermüller / Fadiga 2010: 355, 357; MacWhinney 2009: 417–418). Zumal sich die menschliche Sprachfähigkeit phylogenetisch erst überaus spät entwickelt hat, nachdem die wesentlichen Gehirnstrukturen bereits ausgebildet waren, gibt es hirnhysiologisch auch kein dezidiert, nur auf Sprache spezialisiertes Modul im Gehirn (vgl. Rickheit et al. 2010: 129; vgl. Anderson 2010: 246; vgl. Anderson 2008: 240). Vielmehr wurden auf effiziente und ressourcenschonende Weise bereits bestehende und etablierte Strukturen und deren Funktionen nutzbar gemacht, um Sprache als neue kognitive Fähigkeit – welche weitestgehend kompositional aus weniger komplexen kognitiven (Teil-)Leistungen zusammengesetzt ist – zu bewältigen (vgl. Anderson 2010: 246; vgl. Anderson 2008: 240; vgl. Müller 2024: 81, 181, 124–125; vgl. Christiansen / Chater 2018: 44–46). Aufgrund der Rekrutierung von stammesgeschichtlich älteren Strukturen zur Realisierung von stammesgeschichtlich jüngeren kognitiven Fähigkeiten (engl. *redployment* / *reuse* / *neuronal recycling hypothesis*; vgl. Anderson 2010: 245–247; vgl. Anderson 2008: 239–240) wurden vermutlich größtenteils auch die Verarbeitungsmechanismen und Beschränkungen von ersteren auf letztere vererbt (vgl. Dehaene / Cohen 2007: 384–385). Insbesondere das Arbeitsgedächtnis stellt eine wichtige Beschränkung zur Realisierung syntaktischer Strukturen dar (vgl. Christiansen / Chater 2018: 94–99, 127; vgl. Christiansen / Chater 2016: 3; vgl. Ferreira / Çokal 2016: 269). Die weitestgehend universelle Tendenz zur Bildung einer Phrasenstruktur in den verschiedenen Sprachen der Welt kann in diesem Sinne als Effekt einer allgemeinen Minimierung von syntaktischen Dependenzbeziehungen angesehen werden (vgl. Christiansen / Chater 2018: 128–129; vgl. Christiansen / Chater 2016: 8, 15; vgl. Futrell et al. 2020: 374–375, 378, 382, 391, 399–401; vgl. Futrell 2019: 2, 11; vgl. Temperley / Gildea 2018: 68, 74, 78; vgl. Gildea / Temperley 2010: 287–288, 290; vgl. Fedorenko / Piantadosi / Gibson 2024: 581; vgl. Gibson et al. 2019: 397). Auch die innerhalb von Phrasen weitestgehend universelle Realisierungspräferenz, die Dependenzbeziehungen von semantisch eng zusammengehörigen und (gegenseitig) voraussagbaren Elementen zu minimieren, kann durch die *surprisal theory* und damit ebenfalls mittelbar durch die Beschränkungen des Arbeitsgedächtnisses plausibel erklärt werden (vgl. Futrell 2019: 3–5, 11; vgl. Futrell et al. 2020: 375–376, 399–400).

Während Chomsky in seiner berühmten Nativismus-Hypothese in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts postulierte, dass alle Menschen über eine angeborene Universalgrammatik

verfügen müssen, um Sprache in jungen Jahren auf der Basis eines nur begrenzten Inputs erwerben zu können, wird in der modernen Spracherwerbsforschung heute stattdessen die Hypothese vertreten, dass sprachliche Strukturen ohne großen Aufwand von Sprachbenutzern erworben werden können, da diese möglicherweise selbst das Produkt eines langen semiotisch-kulturellen Adaptionsprozesses sind (vgl. Linke / Nussbaumer / Portmann 2004: 107–108; vgl. Rowland 2014: 234–236, 91, 86–87; vgl. Behrens / Pfänder 2013: 323; vgl. Christiansen / Chater 2018: 84, 240, 11–13, 228, 40–43; vgl. Gibson et al. 2019: 399–400). Kinder in verschiedenen Sprachgemeinschaften erwerben unter dieser Perspektive nicht deshalb unterschiedliche (Einzel-)Sprachen erfolgreich, weil sie bereits über ein angeborenes Sprachwissen, d. h. abstraktes Grammatikwissen, verfügen, das sie beim Lernen unterstützt, sondern weil Sprachen als gesellschaftlich-kontingente Symbolsysteme über viele Generationen hinweg indirekt dergestalt geformt wurden, dass sie einfach zu verarbeiten und einfach zu lernen sind (vgl. Christiansen / Chater 2018: 64–65, 68; vgl. Christiansen / Chater 2016: 13; vgl. Chater / Christiansen 2010: 627). Sprachliche Strukturen, die beispielsweise zu komplex sind, um viabel verarbeitet zu werden (z. B. Relativsätze fünfter Ordnung), werden zumeist auch im Sprachgebrauch nicht produziert. Strukturen, welche nicht Teil des sprachlichen Inputs sind respektive nicht (problemlos) erworben werden können, werden auch nicht von einer neuen Generation übernommen (vgl. Christiansen / Chater 2018: 12–13, 42–43, 109, 122, 127). Sprache wird in diesem Sinne indirekt über sehr viele Generationen hinweg – durch Sprachgebrauch und Spracherwerb – zu einem semiotisch-adaptiven Produkt von „pre-existing processing, learning, and communicative biases of the brain“ (Christiansen / Chater 2018: 240).

Gleichsam wie Lexeme basieren auch abstrakte Grammatiksysteme auf gesellschaftlicher Konvention, d. h. auf einer potenziell arbiträren sozialen Übereinkunft zur Überwindung eines Koordinationsproblems (vgl. Keller 1995: 153; vgl. Newmeyer 2014: 304). Wenngleich die syntagmatischen Wohlgeformtheitsbedingungen von verschiedenen Einzelsprachen durch unterschiedliche Konventionen bestimmt sind, ist deren Festlegung in Sprachgemeinschaften, wie der Verfasser in vorliegender Masterarbeit argumentiert, nicht notwendig durch Unmotiviertheit gekennzeichnet (vgl. Newmeyer 2014: 304). Die oben genannten systemexternen und system-internen Einflussfaktoren respektive Beschränkungen haben vermutlich indirekt über Sprachgebrauchs- und Spracherwerbsprozesse einen erheblichen Einfluss auf die Konstituierung von sprachlichen Konventionen ausgeübt (vgl. Newmeyer 2014: 313–314). Newmeyer (2014) schreibt dazu auch:

Parsing ease, desire for functional differentiation [z. B. verschiedene Verbstellungen für Haupt- und Nebensätze], pressure for an iconic relationship between form and meaning, and so on really are forces that shape grammars. Adult speakers, in their use of language, are influenced by such factors to produce variant forms reflecting the influences of these forces. Children, in the process of acquisition, hear these variant forms and grammaticalize them. In that way, over time, certain functional influences leave their mark on grammars (Newmeyer 2014: 313).

Sprache ist immer auch das Produkt von historisch-kontingenten Entwicklungen. Die Ergebnisse vorliegender Masterarbeit dürfen keinesfalls in dem Sinne interpretiert werden, als würde der Verfasser damit insinuieren wollen, dass Sprache überhaupt keine ‚zufälligen‘ Elemente beinhalten würde respektive jede Form von linguistischer Architektur notwendigerweise vollumfänglich funktional im engeren Sinne motiviert sei. Sprache kann in Sprachgemeinschaften unter Umständen auch mehrheitlich eine soziale Funktion erfüllen, indem etwa bestimmte sprachliche Konstruktionen verwendet werden, weil sie sozial-indexikalisch mit einer (vorteilhaften) Bedeutung aufgeladen sind (z. B. der Genitiv als ‚Prestige‘-Kasus bei sekundären Präpositionen) respektive eine spezifische Gruppenzugehörigkeit (z. B. Jugendsprache) anzeigen (vgl. Newmeyer 2014: 305–307).

Da sich der Verfasser in seiner Masterarbeit dezidiert mit nicht-kontingenten (neurokognitiv fundierten) allgemeinen Einflussfaktoren auf die (syntaktische) Sprachstruktur befasst hat, wurden etwaige sozial-kontingente Einflüsse (z. B. sprachliche Interaktion mit anderen Einzelsprachen im Zuge der gesellschaftlichen Mehrsprachigkeit) oder geschichtsträchtige Ereignisse im Zusammenhang der diachronen Sprachentwicklung (z. B. Veröffentlichung der Lutherbibel) nicht schematisiert beziehungsweise in vorliegender Masterarbeit nur peripher behandelt. Aus Sicht des Verfassers haben unter methodologischer Perspektive viele sozial-kontingente Erklärungsansätze in der Literatur zudem – ohne an dieser Stelle seriöse Instanzierungen in irgendeiner Weise delegitimieren zu wollen – für sich alleinstehend oftmals ein infinit-regressives Erklärungsproblem (z. B. Warum wurde Variante Z von Gruppe X als Prestigevariante gewählt und nicht die ebenfalls hypothetisch mögliche Variante Y? Warum wurde Variante Y von keiner einzigen Gruppe gewählt?), weil sie meistens nicht in allgemeinen Prinzipien oder Beschränkungen fundiert sind. Überhaupt finden sich in sprachwissenschaftlicher Literatur, sofern dem Verfasser ein solches Urteil zusteht, viele überaus fragwürdige, unplausible und methodisch diskussionswürdige Spekulationen in Bezug auf die Entstehung von sprachlichen Konstruktionen. Abschließend kann zusammengefasst werden, dass ein holistisches Erklärungsmodell hinsichtlich der Konstituierung von abstrakten sprachlichen Strukturen in einer spezifischen Einzelsprache (z. B. Deutsch) und von deren konkretem Gebrauch nur durch eine Verbindung von

vielen verschiedenen seriösen Ansätzen gelingen kann, welche die Entwicklung, die Verarbeitung, den Erwerb und den Gebrauch von Sprache mehrdimensional und auf verschiedenen Zeitebenen erfassen sowie deren komplexe Interaktion berücksichtigen (s. dazu auch Newmeyer 2014: 314; MacWhinney 2014).

In weiteren Forschungsprojekten könnten neben Einflussfaktoren auf die Konstituierung der Ausdrucksseite auch Einflussfaktoren auf die Konstituierung der Inhaltsseite untersucht werden (s. dazu auch Gibson et al. 2019: 394–395; Fedorenko / Piantadosi / Gibson 2024: 581). In weiteren Experimenten oder großangelegten Metaanalysen könnten die neurokognitiven Verarbeitungsmechanismen von Sprache sowie die genauen neurokognitiven Beschränkungen auf Sprache, welche auf die Limitationen des zugrundeliegenden neuronalen Substrats zurückzuführen sind, noch umfassender empirisch untersucht werden (vgl. Müller 2024: 81, 181, 124–125; vgl. Anderson 2010: 246; vgl. Dehaene / Cohen 2007: 384–385). Eine zukünftige Dissertation in der Germanistik könnte sich spezifisch mit Wettbewerbsmodellen beschäftigen. Durch bedeutende Fortschritte in verwandten Disziplinen (z. B. Medizintechnik, Künstliche-Intelligenz-Forschung, Neurotechnologie etc.) könnte die neuroanatomisch-funktionelle Realisierung von Sprache im Gehirn möglicherweise bereits in den nächsten Jahrzehnten wesentlich tiefgreifender und umfassender erschlossen werden.

6 Literaturverzeichnis

- Ágel, Vilmos (2000): Valenztheorie. Tübingen: Gunter Narr Verlag.
- Aissen, Judith (1999): Markedness and subject choice in Optimality Theory. In: *Natural Language and Linguistic Theory* 17, 673–711.
- Aissen, Judith (2003): Differential object marking: iconicity vs. economy. In: *Natural Language and Linguistic Theory* 21, 435–483.
- Altmann, Gerry / Kamide, Yuki (1999): Incremental interpretation at verbs: restricting the domain of subsequent reference. In: *Cognition* 73, 247–264.
- Altmann, Gerry / Mirković, Jelena (2009): Incrementality and Prediction in Human Sentence Processing. In: *Cognitive Science* 33/4, 583–609.
- Amaral, David (2021): The Neuroanatomical Bases by Which Neural Circuits Mediate Behavior. In: Kandel, Eric et al. (Hrsg.): *Principles of Neural Science*. 6. Auflage. New York: McGraw Hill, 73–96.
- Anderson, Michael (2008): Circuit sharing and the implementation of intelligent systems. In: *Connection Science* 20/4, 239–251.
- Anderson, Michael (2010): Neural reuse: A fundamental organizational principle of the brain. In: *Behavioral and Brain Sciences* 33, 245–313.
- Arnould, Antoine / Lancelot, Claude (1660/1975): *General and Rational Grammar*. The Port-Royal Grammar. Herausgegeben und übersetzt von Rieux, Jacques et al. The Hague / Paris: Mouton.
- Askedal, John (1993): Über Arbitrarität und Ikonizität von Sprachzeichen. In: Küper, Christoph (Hrsg.): *Von der Sprache zur Literatur. Motiviertheit im sprachlichen und im poetischen Kode*. Tübingen: Stauffenburg, 13–22.
- Auer, Peter (2013a): Einleitung. In: Auer, Peter (Hrsg.): *Sprachwissenschaft. Grammatik – Interaktion – Kognition*. Stuttgart / Weimar: Metzler, 1–41.
- Auer, Peter (2013b): *Sprachliche Interaktion. Eine Einführung anhand von 22 Klassikern*. 2., aktualisierte Auflage. Berlin / Boston: De Gruyter.
- Augustine, George et al. (2024): *Neuroscience*. International Seventh Edition. New York: Oxford University Press.
- Bar, Moshe (2007): The proactive brain: using analogies and associations to generate predictions. In: *Trends in Cognitive Sciences* 11/7, 280–289.
- Barsalou, Lawrence (2008): Grounded Cognition. In: *Annual Review of Psychology* 59, 617–645.
- Barsalou, Lawrence (2020): Challenges and Opportunities for Grounding Cognition. In: *Journal of Cognition* 3/1, 1–24.
- Bates, Elizabeth / MacWhinney, Brian (1987): Competition, variation, and language learning. In: MacWhinney, Brian (Hrsg.): *Mechanisms of Language Acquisition*. London: Lawrence Erlbaum, 157–193.
- Bear, Mark / Connors, Barry / Paradiso, Michael (2018): *Neurowissenschaften. Ein grundlegendes Lehrbuch für Biologie, Medizin und Psychologie*. Deutsche Ausgabe herausgegeben von Andreas K. Engel. Aus dem Englischen übersetzt von Andreas Held und Monika Niehaus. 4. Auflage. Berlin: Springer.
- Bechert, Johannes (1977/1998): Grammatische Kategorien: Affinität, Markiertheit und pragmatische Begründung. Beobachtungen am Kontinuum der Nominativ-/Ergativsprachen. In: Boeder, Winfried et

- al. (Hrsg.): Sprache in Raum und Zeit. In memoriam Johannes Bechert. Band 1: Johannes Bechert: Kleine Schriften. Tübingen: Gunter Narr Verlag, 151–163.
- Behaghel, Otto (1909): Beziehungen zwischen Umfang und Reihenfolge von Satzgliedern. In: Indogermanische Forschungen 25, 110–142.
- Behaghel, Otto (1930): Von deutscher Wortstellung. In: Zeitschrift für Deutschkunde 44, 81–89.
- Behaghel, Otto (1932): Deutsche Syntax. Eine geschichtliche Darstellung. Band 4: Wortstellung. Periodenbau. Heidelberg: Winter.
- Behrens, Heike / Pfänder, Stefan (2013): Die Entstehung von Sprache. In: Auer, Peter (Hrsg.): Sprachwissenschaft. Grammatik – Interaktion – Kognition. Stuttgart / Weimar: Metzler, 319–346.
- Benveniste, Émile (1974): Probleme der allgemeinen Sprachwissenschaft. München: Paul List Verlag.
- Berger, Peter / Luckmann, Thomas (2018): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. 27. Auflage. Frankfurt am Main: Fischer.
- Bergmann, Pia (2013): Laute. In: Auer, Peter (Hrsg.): Sprachwissenschaft. Grammatik – Interaktion – Kognition. Stuttgart / Weimar: Metzler, 43–89.
- Besch, Werner / Wolf, Norbert (2009): Geschichte der deutschen Sprache. Längsschnitte – Zeitstufen – Linguistische Studien. Berlin: Erich Schmidt Verlag.
- Blumenthal-Dramé, Alice / Kortmann, Bernd (2013): Die Verschiedenheit der Sprachen. In: Auer, Peter (Hrsg.): Sprachwissenschaft. Grammatik – Interaktion – Kognition. Stuttgart / Weimar: Metzler, 285–318.
- Bolinger, Dwight (1949): The sign is not arbitrary. In: Boletín del Instituto Caro y Cuervo (= Thesaurus) 5, 52–62.
- Bornkessel, Ina et al. (2005): Who did what to whom? The neural basis of argument hierarchies during language comprehension. In: NeuroImage 26/1, 221–233.
- Bornkessel-Schlesewsky, Ina / Schlewsky, Matthias (2014): Competition in argument interpretation: Evidence from the neurobiology of language. In: MacWhinney, Brian / Malchukov, Andrej / Moravcsik, Edith (Hrsg.): Competing Motivations in Grammar and Usage. New York: Oxford University Press, 107–126.
- Bresnan, Joan (1997): The emergence of the unmarked pronoun: Chichewa pronominals in optimality theory. In: Bailey, Ashlee / Moore, Kevin / Moxley, Jeri (Hrsg.): Proceedings of the twenty-third annual meeting of the Berkeley Linguistics Society: Special session on syntax and semantics of Africa. Berkeley: Berkeley Linguistics Society, 26–46.
- Bresnan, Joan / Aissen, Judith (2002): Optimality and functionality: Objections and refutations. In: Natural Language and Linguistic Theory 20, 81–95.
- Bullmore, Ed / Sporns, Olaf (2012): The economy of brain network organization. In: Nature Reviews Neuroscience 13/5, 336–349.
- Busch, Albert / Stenschke, Oliver (2018): Germanistische Linguistik. Eine Einführung. 4. Auflage. Tübingen: Narr.
- Busse, Dietrich (2009): Semantik. Paderborn: UTB.
- Bußmann, Hadumod (Hrsg.) (2008): Lexikon der Sprachwissenschaft. Stuttgart: Alfred Kröner Verlag.
- Bühler, Karl (1934/1965): Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache. Stuttgart: Fischer.
- Bülow, Lars (2017): Sprachdynamik im Lichte der Evolutionstheorie – Für ein integratives Sprachwandelmodell. Stuttgart: Franz Steiner Verlag.

- Chater, Nick / Christiansen, Morten (2010): Language evolution as cultural evolution: how language is shaped by the brain. In: Wiley Interdisciplinary Reviews: Cognitive Science 1/5, 623–628.
- Chomsky, Noam (1965): Aspects of the theory of syntax. Cambridge (MA): MIT Press.
- Chomsky, Noam (1972): Language and mind. Extended Edition. New York: Harcourt, Brace and World.
- Chomsky, Noam (1975): Reflections on language. New York: Pantheon Books.
- Chomsky, Noam (1980): Rules and representations. New York: Columbia University Press.
- Chomsky, Noam (1986): Knowledge of language. New York: Praeger.
- Chomsky, Noam (1988): Language and the problems of knowledge. The Managua Lectures. Cambridge (MA): MIT Press.
- Chomsky, Noam (1993): Language and thought. Wakefield (RI): Moyer Bell.
- Christiansen, Morten / Devlin, Joseph (1997): Recursive inconsistencies are hard to learn: A connectionist perspective on universal word order correlations. In: Proceedings of the Annual Meeting of the Cognitive Science Society 19, 113–118.
- Christiansen, Morten (2000): Using artificial language learning to study language evolution: Exploring the emergence of word universals. In: Dessalles, Jean-Louis / Ghadakpour, Laleh (Hrsg.): The Evolution of Language: 3rd International Conference. Paris: Ecole Nationale Supérieure des Télécommunications, 45–48.
- Christiansen, Morten / Chater, Nick (2008): Language as shaped by the brain. In: Behavioral and Brain Sciences 31, 489–558.
- Christiansen, Morten et al. (2010): Impaired artificial grammar learning in agrammatism. In: Cognition 116/3, 382–393.
- Christiansen, Morten / Conway, Christopher / Onnis, Luca (2012): Similar neural correlates for language and sequential learning: Evidence from event-related brain potentials. In: Language and Cognitive Processes 27/2, 231–256.
- Christiansen, Morten / Chater, Nick (2016): The Now-or-Never bottleneck: A fundamental constraint on language. In: Behavioral and Brain Sciences 39, 1–72.
- Christiansen, Morten / Chater, Nick (2018): Creating Language. Integrating Evolution, Acquisition, and Processing. Cambridge (MA) / London: MIT Press.
- Clark, Eve (1971): On the acquisition of the meaning of *after* and *before*. In: Journal of Verbal Learning and Verbal Behavior 10, 266–275.
- Conrad, Rudi (1985): Zu den Beziehungen zwischen Arbitrarität und Motiviertheit in der Zeichenkonzeption von Ferdinand de Saussures. In: Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung 38/2, 107–111.
- Coseriu, Eugenio (1967): L'arbitraire du signe. Zur Spätgeschichte eines aristotelischen Begriffes. In: Archiv für das Studium der deutschen Sprachen und Literaturen 119/2, 81–112.
- Coseriu, Eugenio (2003): Geschichte der Sprachphilosophie. Von den Anfängen bis Rousseau. Tübingen: Francke Verlag.
- Cowan, Nelson (2000): The magical number 4 in short-term memory: A reconsideration of mental storage capacity. In: Behavioral and Brain Sciences 24, 87–114.
- Croft, William (1990): Typology and Universals. Cambridge: Cambridge University Press.

- Culbertson, Jennifer / Adger, David (2014): Language learners privilege structured meaning over surface frequency. In: *Proceedings of the National Academy of Sciences of the United States of America* 111/16, 5842–5847.
- Culbertson, Jennifer / Schouwstra, Marieke / Kirby, Simon (2020): From the world to word order: Deriving biases in noun phrase order from statistical properties of the world. In: *Language* 96/3, 696–717.
- Dehaene, Stanislas / Cohen, Laurent (2007): Cultural Recycling of Cortical Maps. In: *Neuron* 56, 384–398.
- Desai, Rutvik / Riccardi, Nicholas (2021): Cognitive Neuroscience of Language. In: Wen, Xu / Taylor, John (Hrsg.): *The Routledge Handbook of Cognitive Linguistics*. New York / London: Routledge, 615–642.
- Diessel, Holger (2008): Iconicity of sequence: A corpus-based analysis of the positioning of temporal adverbial clauses in English. In: *Cognitive Linguistics* 19/3, 465–490.
- Dingemanse, Mark et al. (2015): Arbitrariness, Iconicity, and Systematicity in Language. In: *Trends in Cognitive Sciences* 19/10, 603–615.
- Dotter, Franz (1990): *Nichtarbitrarität und Ikonizität in der Syntax*. Hamburg: Helmut Buske Verlag.
- Dowty, David (1991): Thematic proto-roles and argument selection. In: *Language* 67, 547–619.
- Dryer, Matthew (2018): On the order of demonstrative, numeral, adjective, and noun. In: *Language* 94/4, 798–833.
- Du Bois, John (1985): Competing motivations. In: Haiman, John (Hrsg.): *Iconicity in Syntax. Proceedings of a Symposium on Iconicity in Syntax, Stanford, June 26–6, 1983*. Amsterdam / Philadelphia: John Benjamins Publishing Company, 343–365.
- Duden (2016): *Die Grammatik*. 9., vollständig überarbeitete und aktualisierte Auflage. Berlin: Dudenverlag.
- Duden (2020a): *Das Herkunftswörterbuch*. 6., vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage. Berlin: Dudenverlag.
- Duden (2020b): *Die deutsche Rechtschreibung*. 28., völlig neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Berlin: Dudenverlag.
- Duden (2021): *Sprachliche Zweifelsfälle. Das Wörterbuch für richtiges und gutes Deutsch*. 9. Auflage. Berlin: Dudenverlag.
- Duden (2022): *Die Grammatik*. 10., völlig neu verfasste Auflage. Berlin: Dudenverlag.
- Dürr, Michael (2016): Wortstellungstypologie. In: Glück, Helmut / Rödel, Michael (Hrsg.): *Metzler Lexikon Sprache*. 5., aktualisierte und überarbeitete Auflage. Stuttgart: J. B. Metzler Verlag, 777.
- Ehlich, Konrad (2016): Propositionaler Gehalt. In: Glück, Helmut / Rödel, Michael (Hrsg.): *Metzler Lexikon Sprache*. 5., aktualisierte und überarbeitete Auflage. Stuttgart: J. B. Metzler Verlag, 541.
- Ehrich, Veronika (1992): *Hier und Jetzt. Studien zur lokalen und temporalen Deixis im Deutschen*. Tübingen: Niemeyer.
- Eichinger, Ludwig (2004): Dependenz und Reihenfolge – Eine Herausforderung. In: Engel, Ulrich / Meliss, Meike (Hrsg.): *Dependenz, Valenz und Wortstellung*. München: Iudicium, 34–51.
- Eins, Wieland (2016): Motiviertheit. In: Glück, Helmut / Rödel, Michael (Hrsg.): *Metzler Lexikon Sprache*. 5., aktualisierte und überarbeitete Auflage. Stuttgart: J. B. Metzler Verlag, 448–449.
- Eisenberg, Peter (2020a): *Grundriss der deutschen Grammatik. Das Wort*. 5., aktualisierte und überarbeitete Auflage. Berlin: Metzler.

- Eisenberg, Peter (2020b): *Grundriss der deutschen Grammatik. Der Satz. 5., aktualisierte und überarbeitete Auflage.* Berlin: Metzler.
- Elman, Jeffrey et al. (2005): *Cues, Constraints, and Competition in Sentence Processing.* In: Tomasello, Michael / Slobin, Dan (Hrsg.): *Beyond Nature-Nurture. Essays in Honor of Elizabeth Bates.* Mahwah / London: Lawrence Erlbaum Associates, 111–138.
- Elsen, Hilke (2014): *Grundzüge der Morphologie des Deutschen. 2., aktualisierte Auflage.* Berlin / Boston: De Gruyter.
- Engel, Ulrich (1970): *Regeln zur Wortstellung.* In: Engel, Ulrich (Hrsg.): *Forschungsberichte des Instituts für deutsche Sprache. Band 5.* Mannheim, 8–148.
- Engel, Ulrich (1971): *Studie zur Geschichte des Satzrahmens und seiner Durchbrechung.* In: Moser, Hugo (Hrsg.): *Studien zur Syntax des heutigen Deutsch. 2. Auflage.* Düsseldorf: Schwann.
- Engel, Ulrich (2009a): *Deutsche Grammatik. 2., durchgesehene Auflage.* München: Iudicium.
- Engel, Ulrich (2009b): *Syntax der deutschen Sprache. 4., völlig neu bearbeitete Auflage.* Berlin: Erich Schmidt Verlag.
- Erler, Michael (2007): *Grundriss der Geschichte der Philosophie. Die Philosophie der Antike. Band 2/2: Platon.* Basel: Schwabe Verlag.
- Ernst, Peter (2001): *Nachwort.* In: Saussure, Ferdinand de (1931/2001): *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft.* Herausgegeben von Bally, Charles / Sechehaye, Albert. 3. Auflage. Berlin / New York: De Gruyter, 291–347.
- Ernst, Peter (2011): *Germanistische Sprachwissenschaft. Eine Einführung in die synchrone Sprachwissenschaft des Deutschen. 2. Auflage.* Ulm: UTB.
- Ernst, Peter (2021): *Deutsche Sprachgeschichte. Eine Einführung in die diachrone Sprachwissenschaft des Deutschen. 3. Auflage.* Regensburg: UTB.
- Ernst, Peter (2025): *Deutsche Grammatik. Eine Einführung in die Beschreibung der Gegenwartssprache.* Regensburg: UTB.
- Evans, Vyvyan / Green, Melanie (2006): *Cognitive Linguistics. An Introduction.* Edinburgh: Edinburgh University Press.
- Evans, Nicholas / Levinson, Stephen (2009): *The myth of language universals: Language diversity and its importance for cognitive science.* In: *Behavioral and Brain Sciences* 32, 429–492.
- Fedorenko, Evelina / Piantadosi, Steven / Gibson, Edward (2024): *Language is primarily a tool for communication rather than thought.* In: *Nature* 630, 575–586.
- Ferraresi, Gisella (2014): *Grammatikalisierung.* Heidelberg: Universitätsverlag Winter.
- Ferreira, Fernanda / Bailey, Karl / Ferraro, Vittoria (2002): *Good-Enough Representations in Language Comprehension.* In: *Current Directions in Psychological Science* 11/1, 11–15.
- Ferreira, Fernanda / Patson, Nikole (2007): *The ‘Good Enough’ Approach to Language Comprehension.* In: *Language and Linguistics Compass* 1/1–2, 71–83.
- Ferreira, Fernanda / Çokal, Derya (2016): *Sentence Processing.* In: Hickok, Gregory / Small, Steven (Hrsg.): *Neurobiology of Language.* London: Academic Press, 265–274.
- Fillmore, Charles (1968): *The case for case.* In: Bach, Emmon / Harms, Robert (Hrsg.): *Universals in linguistic theory.* New York: Holt, Rinehart & Winston, 1–90.
- Fisher, Simon (2017): *Evolution of language: Lessons from the genome.* In: *Psychonomic Bulletin and Review* 24, 34–40.

- Fodor, Jerry (1975): *The language of thought*. Cambridge (MA): Harvard University Press.
- Fodor, Jerry (1983): *The Modularity of Mind. An Essay on Faculty Psychology*. Cambridge (MA): MIT Press.
- Futrell, Richard (2019): Information-theoretic locality properties of natural language. In: *Proceedings of the First Workshop on Quantitative Syntax*, 2–15.
- Futrell, Richard / Levy, Roger / Gibson, Edward (2020): Dependency locality as an explanatory principle for word order. In: *Language* 96/2: 371–413.
- Gabelentz, Georg von der (1901): *Die Sprachwissenschaft, ihre Aufgaben, Methoden und bisherigen Ergebnisse*. 2. Auflage. Leipzig: C. H. Tauchnitz.
- Gaiser, Konrad (1974): *Name und Sache in Platons ›Kratylos‹*. Heidelberg: Carl Winter Universitätsverlag.
- Gallace, Alberto / Tan, Hong / Spence, Charles (2006): The failure to detect tactile change: A tactile analogue of visual change blindness. In: *Psychonomic Bulletin & Review* 13, 300–303.
- Gallmann, Peter / Lehmann, Christian / Lühr, Rosemarie (Hrsg.) (2007): *Sprachliche Motivation. Zur Interdependenz von Inhalt und Ausdruck*. Tübingen: Narr.
- García, Silvia (1997): *Zum Arbitraritätsbegriff bei F. de Saussure. Eine exegetisch-philologische Untersuchung*. Münster: Nodus.
- Gardt, Andreas (1999): *Geschichte der Sprachwissenschaft in Deutschland. Vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert*. Berlin / New York: Walter de Gruyter.
- Gibson, Edward et al. (2019): How Efficiency Shapes Human Language. In: *Trends in Cognitive Sciences* 23/5, 389–407.
- Gildea, Daniel / Temperley, David (2010): Do Grammars Minimize Dependency Length? In: *Cognitive Science* 34/2, 286–310.
- Givón, Thomas (1991): Isomorphism in the grammatical code: Cognitive and biological considerations. In: *Studies in Language* 15/1, 85–114.
- Givón, Thomas (1995): *Functionalism and Grammar*. Amsterdam / Philadelphia: John Benjamins Publishing Company.
- Goldin-Meadow, Susan (2003): *The Resilience of Language: What Gesture Creation in Deaf Children Can Tell Us about How All Children Learn Language*. New York: Psychology Press.
- Greenberg, Joseph (1963a): Some Universals of Grammar with Particular Reference to the Order of Meaningful Elements. In: Greenberg, Joseph (Hrsg.): *Universals of Language*. Cambridge (MA): MIT Press, 72–113.
- Greenberg, Joseph (Hrsg.) (1963b): *Universals of Language*. Cambridge (MA): MIT Press.
- Greenberg, Joseph (1966): *Language universals: With special reference to feature hierarchies*. The Hague: Mouton.
- Grice, Herbert Paul (1979/2019): *Logik und Konversation*. In: Hoffmann, Ludger (Hrsg.): *Sprachwissenschaft. Ein Reader*. 4., aktualisierte und erweiterte Auflage. Berlin / Boston: De Gruyter, 283–302.
- Grimm, Jacob / Grimm, Wilhelm (1854): *Deutsches Wörterbuch*. Band 1. Leipzig: Hirzel.
- Grimm, Jacob (1879/1991): *Über den Ursprung der Sprache*. In: Schmitt, Ludwig (Hrsg.): *Jacob Grimm und Wilhelm Grimm Werke*. Band 1: *Kleinere Schriften 1* (2. Auflage, 1879). *Reden und Abhandlungen*. Hildesheim: Olms–Weidmann Verlag, 256–299.

- Gvozdanović, Jadranka (1989): Defining Markedness. In: Mišeska Tomić, Olga (Hrsg.): *Markedness in Synchrony and Diachrony*. Berlin / New York: De Gruyter, 47–66.
- Haber, Ralph (1983): The impending demise of the icon: the role of iconic processes in information processing theories of perception. In: *Behavioral and Brain Sciences* 6, 1–55.
- Haiman, John (1980): The iconicity of grammar. Isomorphism and motivation. In: *Language* 56/3, 515–540.
- Haiman, John (1983): Iconic and economic motivation. In: *Language* 59, 781–819.
- Haiman, John (Hrsg.) (1985a): *Iconicity in Syntax. Proceedings of a Symposium on Iconicity in Syntax*, Stanford, June 26–6, 1983. Amsterdam / Philadelphia: John Benjamins Publishing Company.
- Haiman, John (1985b): *Natural Syntax. Iconicity and Erosion*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Haspelmath, Martin (2006): Against markedness (and what to replace it with). In: *Journal of Linguistics* 42/1, 25–70.
- Haspelmath, Martin (2008a): Frequency vs. iconicity in explaining grammatical asymmetries. In: *Cognitive Linguistics* 19/1, 1–33.
- Haspelmath, Martin (2008b): Creating Economical Morphosyntactic Patterns in Language Change. In: Good, Jeff (Hrsg.): *Linguistic Universals and Language Change*. Oxford: Oxford University Press, 185–214.
- Haspelmath, Martin (2009): Warum ist Grammatik so, wie sie ist? In: Müller, Horst (Hrsg.): *Arbeitsbuch Linguistik. 2. überarbeitete und aktualisierte Auflage*. Paderborn: Schöningh, 210–219.
- Haspelmath, Martin (2014): On system pressure competing with economic motivation. In: MacWhinney, Brian / Malchukov, Andrej / Moravcsik, Edith (Hrsg.): *Competing Motivations in Grammar and Usage*. New York: Oxford University Press, 197–208.
- Haspelmath, Martin (2021): Explaining grammatical coding asymmetries: Form-frequency correspondences and predictability. In: *Journal of Linguistics* 57/3, 605–633.
- Hawkins, John (2004): *Efficiency and Complexity in Grammars*. Oxford: Oxford University Press.
- Hawkins, John (2009): An efficiency theory of complexity and related phenomena. In: Sampson, Geoffrey / Gil, David / Trudgill, Peter (Hrsg.): *Language Complexity as an Evolving Variable. Studies in the Evolution of Language*. Oxford: Oxford University Press, 252–268.
- Hawkins, John (2014): Patterns in competing motivations and the interaction of principles. In: MacWhinney, Brian / Malchukov, Andrej / Moravcsik, Edith (Hrsg.): *Competing Motivations in Grammar and Usage*. New York: Oxford University Press, 54–69.
- Helbig, Gerhard (1999): *Deutsche Grammatik. Grundfragen und Abriß. 4., unveränderte Auflage*. München: Iudicium Verlag.
- Helbig, Gerhard / Buscha, Joachim (2017): *Deutsche Grammatik. Ein Handbuch für den Ausländerunterricht*. Stuttgart: Ernst Klett Sprachen.
- Hennig, Mathilde (2017): Grammatik und Variation im Spannungsfeld von Sprachwissenschaft und öffentlicher Sprachreflexion. In: Konopka, Marek / Wöllstein, Angelika (Hrsg.): *Grammatische Variation. Empirische Zugänge und theoretische Modellierung*. Berlin / Boston: De Gruyter, 23–46.
- Hennig, Mathilde (2018): Grammatik und Variation in Grammatikforschung und Grammatikschreibung. In: Fuß, Eric / Wöllstein, Angelika (Hrsg.): *Grammatiktheorie und Grammatikographie*. Tübingen: Narr, 233–265.

- Hennigfeld, Jochem (2017): Sprachphilosophie. In: Horn, Christoph / Müller, Jörn / Söder, Joachim (Hrsg.): Platon-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. 2., aktualisierte und erweiterte Auflage. Stuttgart: Metzler, 231–239.
- Hentschel, Elke / Vogel, Petra (Hrsg.) (2009): Deutsche Morphologie. Berlin / New York: De Gruyter.
- Hentschel, Elke / Weydt, Harald (2021): Handbuch der deutschen Grammatik. 5., überarbeitete und aktualisierte Auflage. Berlin / Boston: De Gruyter.
- Hentschel, Elke (2023): Deutsch typologisch. Eine Einführung. Berlin: Metzler.
- Hilpert, Martin (2013): Satz und Text. In: Auer, Peter (Hrsg.): Sprachwissenschaft. Grammatik – Interaktion – Kognition. Stuttgart / Weimar: Metzler, 187–216.
- Hinzen, Wolfram (2017): Universal Grammar and Philosophy of Mind. In: Roberts, Ian (Hrsg.): The Oxford Handbook of Universal Grammar. Oxford: Oxford University Press, 37–60.
- Hockett, Charles (1958/1970): A Course in Modern Linguistics. 15. Auflage. New York: Macmillan.
- Hockett, Charles (1963): The Problem of Universals in Language. In: Greenberg, Joseph (Hrsg.): Universals of language. Cambridge (MA): MIT Press, 1–22.
- Horn, Wilhelm (1921): Sprachkörper und Sprachfunktion. Berlin: Mayer & Müller.
- Höhle, Tilman (1982): Explikationen für ‚normale Betonung‘ und ‚normale Wortstellung‘. In: Abraham, Werner (Hrsg.): Satzglieder im Deutschen: Vorschläge zur syntaktischen, semantischen und pragmatischen Fundierung. Tübingen: Narr, 75–152.
- Huang, James / Roberts, Ian (2017): Principles and Parameters of Universal Grammar. In: Roberts, Ian (Hrsg.): The Oxford Handbook of Universal Grammar. Oxford: Oxford University Press, 307–354.
- Imo, Wolfgang (2016): Grammatik. Eine Einführung. Stuttgart: Metzler.
- Iverson, Jana / Goldin-Meadow, Susan (2005): Gesture paves the way for language development. In: Psychological Sciences 16/5, 367–373.
- Jacobs, Joachim (1988): Probleme der freien Wortstellung im Deutschen. In: Sprache und Pragmatik 5, 8–37.
- Jakobson, Roman (1932/1971): Zur Struktur des russischen Verbums. In: Roman Jakobson Selected Writings. Band 2: Word and Language. The Hague / Paris: Mouton, 3–15.
- Jakobson, Roman (1939/1971): Signe Zero. In: Roman Jakobson Selected Writings. Band 2: Word and Language. The Hague / Paris: Mouton, 211–219.
- Jakobson, Roman (1957/1971): Shifters, Verbal Categories, and the Russian Verb. In: Roman Jakobson Selected Writings. Band 2: Word and Language. The Hague / Paris: Mouton, 130–147.
- Jakobson, Roman (1965/2017): Suche nach dem Wesen der Sprache. In: Holenstein, Elmar (Hrsg.): Roman Jakobson Semiotik. Ausgewählte Texte 1919–1982. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 77–98.
- Jakobson, Roman (1975/2017): Ein Blick auf die Entwicklung der Semiotik. In: Holenstein, Elmar (Hrsg.): Roman Jakobson Semiotik. Ausgewählte Texte 1919–1982. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 108–135.
- Jakobson, Roman (1977/2017): Peirce, Bahnbrecher in der Sprachwissenschaft. In: Holenstein, Elmar (Hrsg.): Roman Jakobson Semiotik. Ausgewählte Texte 1919–1982. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 99–107.
- Jamadar, Sharna et al. (2025): The metabolic costs of cognition. In: Trends in Cognitive Sciences 29/6, 541–555.

- Jäger, Ludwig (2008): Aposème und Parasème: Das Spiel der Zeichen – Saussures semiologische Skizze in den „Notes“. In: Zeitschrift für Semiotik 30/1–2, 49–71.
- Jäncke, Lutz (2024): Lehrbuch Kognitive Neurowissenschaften. 4., überarbeitete Auflage. Bern: Verlag Hans Huber.
- Joseph, John (2000): Limiting the Arbitrary. Linguistic Naturalism and its Opposites in Plato's *Cratylus* and Modern Theories of Language. Amsterdam / Philadelphia: John Benjamins Publishing Company.
- Jungen, Oliver / Lohnstein, Horst (2007): Geschichte der Grammatiktheorie. Von Dionysios Thrax bis Noam Chomsky. München: Wilhelm Fink Verlag.
- Kandel, Eric / Shadlen, Michael (2021): The Brain and Behavior. In: Kandel, Eric et al. (Hrsg.): Principles of Neural Science. 6. Auflage. New York: McGraw Hill, 7–25.
- Kasper, Simon (2014): Herleitung einer Instruktionsgrammatik. In: Zeitschrift für germanistische Linguistik 14/2, 253–306.
- Kasper, Simon (2015): Instruction Grammar. From Perception via Grammar to Action. Berlin / Boston: De Gruyter.
- Keller, Rudi (1995): Zeichentheorie. Zu einer Theorie semiotischen Wissens. Tübingen: UTB.
- Keller, Rudi (2014): Sprachwandel. Von der unsichtbaren Hand in der Sprache. 4., unveränderte Auflage. Tübingen: UTB.
- Kemmerer, David (2023): Cognitive Neuroscience of Language. 2. Auflage. New York / London: Routledge.
- Klein, Wolfgang (2007): Reflektierte Motivation. Überlegungen zu ihrer Rolle in Sprachgeschichte und Sprachwandel. In: Gallmann, Peter / Lehmann, Christian / Lühr, Rosemarie (Hrsg.): Sprachliche Motivation. Zur Interdependenz von Inhalt und Ausdruck. Tübingen: Narr, 81–104.
- Knobloch, Clemens (2016): Universalien. In: Glück, Helmut / Rödel, Michael (Hrsg.): Metzler Lexikon Sprache. 5., aktualisierte und überarbeitete Auflage. Stuttgart: J. B. Metzler Verlag, 736–737.
- Knoeflerle, Pia / Crocker, Matthew (2009): Constituent order and semantic parallelism in online comprehension: Eye-tracking evidence from German. In: The Quarterly Journal of Experimental Psychology 62/12, 2338–2371.
- Kowalewski, Hubert (2015): Against arbitrariness: An alternative approach towards motivation of the sign. In: Public Journal of Semiotics 6/2, 14–31.
- Krapinger, Gernot (2014): Nachwort. In: Platon (2014): *Kratylos*. Übersetzt, kommentiert und herausgegeben von Gernot Krapinger. Stuttgart: Reclam, 259–278.
- Krapinger, Gernot (2021): Nachwort. In: Platon (2021): *Menon*. Übersetzt und herausgegeben von Gernot Krapinger. Stuttgart: Reclam, 151–166.
- Krapinger, Gernot (2025): Nachwort. In: Platon (2025): *Phaidon*. Herausgegeben und übersetzt von Gernot Krapinger. Stuttgart: Reclam, 283–314.
- Kuester, Martin (2013): Arbitrarität des Zeichens. In: Nünning, Ansgar (Hrsg.): Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie. Ansätze – Personen – Grundbegriffe. Fünfte, aktualisierte und erweiterte Auflage. Stuttgart / Weimar: Metzler, 30–31.
- Kuhl, Patricia (2021): Language. In: Kandel, Eric et al. (Hrsg.): Principles of Neural Science. 6. Auflage. New York: McGraw Hill, 1370–1391.
- Küper, Christoph (Hrsg.) (1993a): Von der Sprache zur Literatur. Motiviertheit im sprachlichen und im poetischen Kode. Tübingen: Stauffenburg.

- Küper, Christoph (1993b): Vorwort. Motiviertheit im sprachlichen und im poetischen Kode. In: Küper, Christoph (Hrsg.): *Von der Sprache zur Literatur. Motiviertheit im sprachlichen und im poetischen Kode*. Tübingen: Stauffenburg, 7–12.
- Lasnik, Howard / Lidz, Jeffrey (2017): The Argument from the Poverty of the Stimulus. In: Roberts, Ian (Hrsg.): *The Oxford Handbook of Universal Grammar*. Oxford: Oxford University Press, 221–248.
- Laughlin, Simon / Sejnowski, Terrence (2003): Communication in Neuronal Networks. In: *Science* 301, 1870–1874.
- Lehmann, Christian (1974): Isomorphismus im sprachlichen Zeichen. In: Seiler, Hansjakob (Hrsg.): *Linguistic Workshop II. Arbeiten des Kölner Universalienprojekts 1973/74*. München: Fink, 98–123.
- Lehmann, Christian (2007): Motivation in language. Attempt at a systematization. In: Gallmann, Peter / Lehmann, Christian / Lühr, Rosemarie (Hrsg.): *Sprachliche Motivation. Interdependenz von Inhalt und Ausdruck*. Tübingen: Narr, 105–140.
- Lenerz, Jürgen (1977): *Zur Abfolge nominaler Satzglieder im Deutschen*. Tübingen: Narr.
- Lenz, Alexandra (2008): *Wenn einer etwas gegeben bekommt* – Ergebnisse eines Sprachproduktionsexperiments zum Rezipientenpassiv. In: Patocka, Franz / Seiler, Guido (Hrsg.): *Dialektale Morphologie, dialektale Syntax. Beiträge zum 2. Kongress der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen*, Wien, 20.-23. September 2006. Wien: Praesens Verlag, 157–180.
- Lenz, Alexandra (2013): Vom ›kriegen‹ und ›bekommen‹. Kognitiv-semantische, variationslinguistische und sprachgeschichtliche Perspektiven. Berlin / Boston: De Gruyter.
- Lenz, Alexandra (2018): Syntaktische Variation aus areallinguistischer Perspektive. In: Wöllstein, Angelika et al. (Hrsg.): *Grammatiktheorie und Empirie in der germanistischen Linguistik*. Berlin / Boston: De Gruyter, 241–277.
- Levin, Beth / Rappaport Hovav, Malka (2008): *Argument Realization*. 4. Auflage. Cambridge: Cambridge University Press.
- Levinson, Stephen (2000): *Pragmatik*. 3. Auflage. Tübingen: Niemeyer.
- Lewis, David (1975): *Konvention. Eine sprachphilosophische Abhandlung*. Berlin / New York: De Gruyter.
- Lindemann, Bernhard (1972): L'arbitraire du signe. Zur Neubestimmung eines Saussureschen Begriffs. In: *Orbis* 21, 278–288.
- Linke, Angelika / Nussbaumer, Markus / Portmann, Paul (2004): *Studienbuch Linguistik*. 5., erweiterte Auflage. Tübingen: Niemeyer.
- Löbner, Sebastian (2015): *Semantik. Eine Einführung*. 2., aktualisierte und stark erweiterte Auflage. Berlin / Boston: De Gruyter.
- Lüdeling, Anke (2019): *Grundkurs Sprachwissenschaft*. 4. Auflage. Stuttgart: Klett.
- Lühr, Rosemarie (2007): Die Abbildung grammatischer Merkmale in morphologiereichen Sprachen. In: Gallmann, Peter / Lehmann, Christian / Lühr, Rosemarie (Hrsg.): *Sprachliche Motivation. Zur Interdependenz von Inhalt und Ausdruck*. Tübingen: Narr, 141–184.
- MacWhinney, Brian (2009): The emergence of linguistic complexity. In: Givón, Talmy / Shibatani, Masayoshi (Hrsg.) (2009): *Syntactic Complexity. Diachrony, acquisition, neuro-cognition, evolution*. Amsterdam / Philadelphia: John Benjamins Publishing Company, 405–432.
- MacWhinney, Brian (2012): The logic of the unified model. In: Gass, Susan / Mackey, Alison (Hrsg.): *The Routledge Handbook of Second Language Acquisition*. New York: Routledge, 211–227.

- MacWhinney, Brian / Malchukov, Andrej / Moravcsik, Edith (Hrsg.) (2014): *Competing Motivations in Grammar and Usage*. New York: Oxford University Press.
- MacWhinney, Brian (2014): *Conclusions: Competition across time*. In: MacWhinney, Brian / Malchukov, Andrej / Moravcsik, Edith (Hrsg.): *Competing Motivations in Grammar and Usage*. New York: Oxford University Press, 364–386.
- Mai, Jürgen / Paxinos, George / Voss, Thomas (2008): *Atlas of the human brain*. 3. Auflage. New York: Elsevier.
- Maienborn, Claudia (2007): *Das Zustandspassiv. Grammatische Einordnung – Bildungsbeschränkung – Interpretationsspielraum*. In: *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 35/1–2, 83–114.
- Malchukov, Andrej (2014): *Resolving alignment conflicts: A competing motivations approach*. In: MacWhinney, Brian / Malchukov, Andrej / Moravcsik, Edith (Hrsg.): *Competing Motivations in Grammar and Usage*. New York: Oxford University Press, 17–41.
- Martinet, André (1960/1963): *Grundzüge der Allgemeinen Sprachwissenschaft*. Stuttgart: W. Kohlhammer Verlag.
- Marzi, Claudia et al. (2020): *Inflection at the morphology-syntax interface*. In: Pirrelli, Vito / Plag, Ingo / Dressler, Wolfgang (Hrsg.): *Word Knowledge and Word Usage. A Cross-Disciplinary Guide to the Mental Lexicon*. Berlin / Boston: De Gruyter, 228–294.
- Mayerthaler, Willi (1980): *Ikonismus in der Morphologie*. In: *Zeitschrift für Semiotik* 2, 19–38.
- Mayerthaler, Willi (1981): *Morphologische Natürlichkeit*. Wiesbaden: Athenaion.
- Moravcsik, Edith (2014): *Introduction*. In: MacWhinney, Brian / Malchukov, Andrej / Moravcsik, Edith (Hrsg.): *Competing Motivations in Grammar and Usage*. New York: Oxford University Press, 1–14.
- Müller, Horst (1990): *Sprache und Evolution. Grundlagen der Evolution und Ansätze einer evolutionstheoretischen Sprachwissenschaft*. Berlin: De Gruyter.
- Müller, Horst (2009): *Die Entstehung der Sprache*. In: Müller, Horst (Hrsg.): *Arbeitsbuch Linguistik*. 2. überarbeitete und aktualisierte Auflage. Paderborn: Schöningh, 223–240.
- Müller, Horst / Weiss, Sabine (2009): *Neurobiologie der Sprache: Experimentelle Neurolinguistik*. In: Müller, Horst (Hrsg.): *Arbeitsbuch Linguistik*. 2. überarbeitete und aktualisierte Auflage. Paderborn: Schöningh, 406–422.
- Müller, Stefan (2013): *Head-Driven Phrase Structure Grammar. Eine Einführung*. 3., überarbeitete Auflage. Tübingen: Stauffenburg Verlag.
- Müller, Horst (2024): *Einführung in die Neurolinguistik*. 2., aktualisierte und erweiterte Auflage. Paderborn: Metzler.
- Musan, Renate (2017): *Informationsstruktur*. 2., unveränderte Auflage. Heidelberg: Universitätsverlag Winter.
- Musan, Renate (2021): *Satzgliedanalyse*. 4., aktualisierte Auflage. Heidelberg: Universitätsverlag Winter.
- Negele, Michaela (2010): *Diskontinuierliche Pronominaladverbien in der Alltagssprache des jüngeren Neuhochniederdeutschen – Standard oder Substandard?* In: Ziegler, Arne (Hrsg.): *Historische Textgrammatik und Historische Syntax des Deutschen. Traditionen, Innovationen, Perspektiven*. Berlin / New York: De Gruyter, 1063–1081.
- Negele, Michaela (2012): *Varianten der Pronominaladverbien im Neuhochniederdeutschen. Grammatische und soziolinguistische Untersuchungen*. Berlin / Boston: De Gruyter.

- Newmeyer, Frederick (2014): Where do motivations compete? In: MacWhinney, Brian / Malchukov, Andrej / Moravcsik, Edith (Hrsg.): *Competing Motivations in Grammar and Usage*. New York: Oxford University Press, 299–314.
- Niehr, Thomas (2014): *Einführung in die linguistische Diskursanalyse*. Darmstadt: WBG.
- Nieragden, Göran (2013): Benveniste, Émile. In: Nünning, Ansgar (Hrsg.): *Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie. Ansätze – Personen – Grundbegriffe*. Fünfte, aktualisierte und erweiterte Auflage. Stuttgart / Weimar: Metzler, 71.
- Nöth, Winfried (2000): *Handbuch der Semiotik*. 2., vollständig neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Stuttgart / Weimar: Metzler.
- Nübling, Damaris (2011): Unter großem persönlichem oder persönlichen Einsatz? Der sprachliche Zweifelsfall adjektivischer Parallel- vs. Wechselflexion als Beispiel für aktuellen grammatischen Wandel. In: Köpcke, Klaus / Ziegler, Arne (Hrsg.): *Grammatik – Lehren, Lernen, Verstehen. Zugänge zur Grammatik des Gegenwartsdeutschen*. Berlin / Boston: De Gruyter, 175–195.
- Nübling, Damaris et al. (2017): *Historische Sprachwissenschaft des Deutschen. Eine Einführung in die Prinzipien des Sprachwandels*. 5., aktualisierte Auflage. Tübingen: Narr.
- Ong, Walter (2016): *Oralität und Literalität. Die Technologisierung des Wortes*. 2. Auflage. Wiesbaden: Springer.
- Öhl, Peter / Seiler, Guido (2013): Wörter und Sätze. In: Auer, Peter (Hrsg.): *Sprachwissenschaft. Grammatik – Interaktion – Kognition*. Stuttgart / Weimar: Metzler, 137–186.
- Pafel, Jürgen (2011): *Einführung in die Syntax. Grundlagen – Strukturen – Theorien*. Stuttgart / Weimar: J. B. Metzler.
- Panther, Klaus-Uwe (2021): Motivation. In: Wen, Xu / Taylor, John (Hrsg.): *The Routledge Handbook of Cognitive Linguistics*. New York / London: Routledge, 297–313.
- Pavani, Francesco / Turatto, Massimo (2008): Change perception in complex auditory scenes. In: *Perception & Psychophysics* 70, 619–629.
- Pittner, Karin / Berman, Judith (2021): *Deutsche Syntax. Ein Arbeitsbuch*. 7., überarbeitete und erweiterte Auflage. Tübingen: Narr.
- Platon (2014): *Kratylos*. Übersetzt, kommentiert und herausgegeben von Gernot Krapinger. Stuttgart: Reclam.
- Platon (2021): *Menon*. Übersetzt und herausgegeben von Gernot Krapinger. Stuttgart: Reclam.
- Platon (2025): *Phaidon*. Herausgegeben und übersetzt von Gernot Krapinger. Stuttgart: Reclam.
- Polenz, Peter von (1972): *Geschichte der deutschen Sprache*. Berlin: De Gruyter.
- Posner, Roland (1980): Ikonismus in den natürlichen Sprachen. In: *Zeitschrift für Semiotik* 2/1–2, 1–6. [Ausgabe herausgegeben von Roland Posner]
- Prechtel, Peter (2016a): Extension. In: Glück, Helmut / Rödel, Michael (Hrsg.): *Metzler Lexikon Sprache*. 5., aktualisierte und überarbeitete Auflage. Stuttgart: J. B. Metzler Verlag, 194.
- Prechtel, Peter (2016b): Intension. In: Glück, Helmut / Rödel, Michael (Hrsg.): *Metzler Lexikon Sprache*. 5., aktualisierte und überarbeitete Auflage. Stuttgart: J. B. Metzler Verlag, 298.
- Primus, Beatrice (1996): Dependenz und Serialisierung: das Deutsche im Sprachvergleich. In: Lang, Ewald / Zifonun, Gisela (Hrsg.): *Deutsch – typologisch*. Berlin / New York: De Gruyter, 57–91.
- Primus, Beatrice (2012): *Semantische Rollen*. Heidelberg: Universitätsverlag Winter.

- Pulvermüller, Friedemann (2005): Brain mechanisms linking language and action. In: *Nature Reviews Neuroscience* 6, 576–582.
- Pulvermüller, Friedemann / Fadiga, Luciano (2010): Active perception: sensorimotor circuits as a cortical basis for language. In: *Nature Reviews Neuroscience* 11, 351–360.
- Radden, Günter / Panther, Klaus-Uwe (2004): Introduction: Reflections on motivation. In: Radden, Günter / Panther, Klaus-Uwe (Hrsg.): *Studies in Linguistic Motivation*. Berlin / New York: De Gruyter, 1–46.
- Radden, Günter (2021): Iconicity. In: Wen, Xu / Taylor, John (Hrsg.): *The Routledge Handbook of Cognitive Linguistics*. New York / London: Routledge, 268–296.
- Rat für deutsche Rechtschreibung (2024): *Amtliches Regelwerk der deutschen Rechtschreibung. Regeln und Wörterverzeichnis*. Mannheim: IDS-Verlag.
- Reeder, Patricia (2004): *Language learnability and the evolution of word order universals: Insights from artificial grammar learning*. Honors thesis. Ithaca (NY): Cornell University.
- Rehbock, Helmut (2016a): Bedeutung. In: Glück, Helmut / Rödel, Michael (Hrsg.): *Metzler Lexikon Sprache*. 5., aktualisierte und überarbeitete Auflage. Stuttgart: J. B. Metzler Verlag, 87–89.
- Rehbock, Helmut (2016b): Semantik. In: Glück, Helmut / Rödel, Michael (Hrsg.): *Metzler Lexikon Sprache*. 5., aktualisierte und überarbeitete Auflage. Stuttgart: J. B. Metzler Verlag, 603–605.
- Reis, Marga (1987): Die Stellung der Verbargumente im Deutschen. In: Rosengren, Inger (Hrsg.): *Sprache und Pragmatik. Lunder Symposium 1986*. Stockholm: Almqvist & Wiksell, 139–177.
- Rickheit, Gert / Weiss, Sabine / Eikmeyer, Hans-Jürgen (2010): *Kognitive Linguistik. Theorien, Modelle, Methoden*. Tübingen / Basel: Narr Francke Attempto Verlag.
- Riecke, Jörg (2016): *Geschichte der deutschen Sprache. Eine Einführung*. Stuttgart: Reclam.
- Rivarol, Antoine de (1784/2014): *De l’universalité de la langue française*. Paris: Flammarion.
- Rowland, Caroline / Noble, Claire / Chan, Angel (2014): Competition all the way down: How children learn word order cues to sentence meaning. In: MacWhinney, Brian / Malchukov, Andrej / Moravcsik, Edith (Hrsg.): *Competing Motivations in Grammar and Usage*. New York: Oxford University Press, 127–143.
- Rowland, Caroline (2014): *Understanding Child Language Acquisition*. New York: Routledge.
- Ryskin, Rachel / Nieuwland, Mante (2023): Prediction during language comprehension: what is next? In: *Trends in Cognitive Sciences* 27/11, 1032–1052.
- Sahel, Said (2018): *Kasus*. Heidelberg: Universitätsverlag Winter.
- Sanford, Anthony / Sturt, Patrick (2002): Depth of processing in language comprehension: not noticing the evidence. In: *Trends in Cognitive Sciences* 6/9, 382–386.
- Saussure, Ferdinand de (1931/2001): *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft*. Herausgegeben von Bally, Charles / Sechehaye, Albert. 3. Auflage. Berlin / New York: De Gruyter.
- Schaller, Franziska / Weiss, Sabine / Müller, Horst (2017): “Pushing the Button While Pushing the Argument”: Motor Priming of Abstract Action Language. In: *Cognitive Science* 41, 1328–1349.
- Scheerer, Thomas (1980): *Ferdinand de Saussure. Rezeption und Kritik*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Schipke, Christine et al. (2012): Preschool children’s interpretation of object-initial sentences: Neural correlates of their behavioral performance. In: *Developmental Science* 15/6, 762–774.

- Schipke, Christine et al. (2024): Underpinning the On-line Processing of (Non-)Canonical Sentences in German-Speaking Four-Year-Olds: The Interplay of Cognitive Control and Memory Capacity. In: *Language Learning and Development* 20/3, 249–277.
- Schmid, Hans (2024): *Einführung in die deutsche Sprachgeschichte*. 4., aktualisierte Auflage. Berlin: Metzler.
- Schmidt, Jürgen / Herrgen, Joachim (2011): *Sprachdynamik. Eine Einführung in die moderne Regionalsprachenforschung*. Berlin: Erich Schmidt Verlag.
- Schwarz, Monika (2008): *Einführung in die Kognitive Linguistik*. 3. Auflage. Tübingen: UTB.
- Sedley, David (2003): *Plato's Cratylus*. New York: Cambridge University Press.
- Skirgård, Hedvig et al. (2023): Grambank reveals the importance of genealogical constraints on linguistic diversity and highlights the impact of language loss. In: *Science Advances* 9/16, 1–15.
- Small, Steven / Hickok, Gregory (2016): The Neurobiology of Language. In: Hickok, Gregory / Small, Steven (Hrsg.): *Neurobiology of Language*. London: Academic Press, 3–9.
- Smirnova, Elena / Mortelmans, Tanja (2010): *Funktionale Grammatik. Konzepte und Theorien*. Berlin / New York: De Gruyter.
- Söder, Joachim (2017): Zu Platons Werken. In: Horn, Christoph / Müller, Jörn / Söder, Joachim (Hrsg.): *Platon-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*. 2., aktualisierte und erweiterte Auflage. Stuttgart: Metzler, 20–61.
- Spang-Hanssen, Henning (1954): *Recent Theories on the Nature of the Language Sign*. Kopenhagen: Nordisk Kulturforlag.
- Spitzer, Leo (1928/1961): *Sprachstile. Band 1: Stilstudien*. 2., unveränderte Auflage. München: Max Hueber Verlag.
- Spivey, Michael et al. (2002): Eye movements and spoken language comprehension: Effects of visual context on syntactic ambiguity resolution. In: *Cognitive Psychology* 45/4, 447–481.
- Störig, Hans Joachim (2013): *Kleine Weltgeschichte der Philosophie*. 7. Auflage. Frankfurt am Main: Fischer.
- Stricker, Stefanie et al. (2016): *Sprachhistorisches Arbeitsbuch zur deutschen Gegenwartssprache*. 2., aktualisierte und erweiterte Auflage. Heidelberg: Universitätsverlag Winter.
- Szczepaniak, Renata (2011): *Grammatikalisierung im Deutschen. Eine Einführung*. 2., überarbeitete und erweiterte Auflage. Tübingen: Narr.
- Szczepaniak, Renata (2014): Sprachwandel und sprachliche Unsicherheit. Der formale und funktionale Wandel des Genitivs seit dem Frühneuhochdeutschen. In: Plewnia, Albrecht / Witt, Andreas (Hrsg.): *Sprachverfall? Dynamik – Wandel – Variation*. Berlin / Boston: De Gruyter, 33–49.
- Szmrecsanyi, Benedikt (2013): Variation und Wandel. In: Auer, Peter (Hrsg.): *Sprachwissenschaft. Grammatik – Interaktion – Kognition*. Stuttgart / Weimar: Metzler, 261–284.
- Taigel, Sonja (2021): *Ikonizität*. Heidelberg: Universitätsverlag Winter.
- Tallerman, Maggie (2014): The evolutionary origins of syntax. In: Carnie, Andrew / Sato, Yosuke / Siddiqi, Daniel (Hrsg.): *The Routledge Handbook of Syntax*. London / New York: Routledge, 446–462.
- Tallerman, Maggie (2020): *Understanding Syntax*. 5. Auflage. New York: Routledge.
- Tanenhaus, Michael et al. (1995): Integration of Visual and Linguistic Information in Spoken Language Comprehension. In: *Science* 268, 1632–1634.

- Temperley, David / Gildea, Daniel (2018): Minimizing Syntactic Dependency Lengths: Typological/Cognitive Universal? In: *Annual Review of Linguistics*, 67–80.
- Tesnière, Lucien (1959/1980): *Grundzüge der strukturalen Syntax*. Herausgegeben und übersetzt von Ulrich Engel. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Thieroff, Rolf / Vogel, Petra (2012): *Flexion*. 2., aktualisierte Auflage. Heidelberg: Universitätsverlag Winter.
- Thomasson, Amie (2007): *Ordinary Objects*. New York: Oxford University Press.
- Thümmel, Wolf (2016): Markiertheitstheorie. In: Glück, Helmut / Rödel, Michael (Hrsg.): *Metzler Lexikon Sprache*. 5., aktualisierte und überarbeitete Auflage. Stuttgart: J. B. Metzler Verlag, 416–417.
- Tian, Lili et al. (2023): Spatiotemporal Dynamics of Activation in Motor and Language Areas Suggest a Compensatory Role of the Motor Cortex in Second Language Processing. In: *Neurobiology of Language* 4/1, 178–197.
- Tomasello, Michael (2022a): *Die kulturelle Entwicklung des menschlichen Denkens*. 6. Auflage. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Tomasello, Michael (2022b): *Die Ursprünge der menschlichen Kommunikation*. 5. Auflage. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Trepel, Martin (2022): *Neuroanatomie. Struktur und Funktion*. 8. Auflage. München: Urban & Fischer.
- Trubetzkoy, Nikolaj (1931): Die phonologischen Systeme. In: *Travaux du Cercle Linguistique de Prague* 4, 96–116.
- Trubetzkoy, Nikolaj (1939): *Grundzüge der Phonologie*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Van Everbroeck, Ezra (1999): Language type frequency and learnability: A connectionist appraisal. In: *Proceedings of the Annual Meeting of the Cognitive Science Society* 21, 755–760.
- Van Hoey, Thomas (2024): Onomatopoeia in Mandarin Chinese. In: Körtvélyessy, Livia / Štekauer, Pavol (Hrsg.): *Onomatopoeia in the World's Languages. A Comparative Handbook*. Berlin / Boston: De Gruyter, 563–575.
- Vater, Heinz (1995): Zum Reflexiv-Passiv im Deutschen. In: Popp, Heidrun (Hrsg.): *Deutsch als Fremdsprache. An den Quellen eines Faches. Festschrift für Gerhard Helbig zum 65. Geburtstag*, 185–192.
- Visani, Elisa et al. (2022): Grasping the semantic of actions: a combined behavioral and MEG study. In: *Frontiers in Human Neuroscience* 16, 1–10.
- Vogel, Petra (2009a): Genus Verbi. In: Hentschel, Elke / Vogel, Petra (Hrsg.): *Deutsche Morphologie*. Berlin / New York: De Gruyter, 154–168.
- Vogel, Petra (2009b): Passiv. In: Hentschel, Elke / Vogel, Petra (Hrsg.): *Deutsche Morphologie*. Berlin / New York: De Gruyter, 282–296.
- Vogel, Petra (2012): *Sprachgeschichte*. Heidelberg: Universitätsverlag Winter.
- Waugh, Linda (1982): Marked and unmarked: A choice between unequals in semiotic structure. In: *Semiotica* 38/3–4, 299–318.
- Waugh, Linda (2011): Markedness. In: Colm Hogan, Patrick (Hrsg.): *The Cambridge Encyclopedia of the Language Sciences*. New York: Cambridge University Press, 466–467.
- Wälchi, Bernhard / Ender, Andrea (2013): Wörter. In: Auer, Peter (Hrsg.): *Sprachwissenschaft. Grammatik – Interaktion – Kognition*. Stuttgart / Weimar: Metzler, 91–136.
- Wegener, Heide (2003): Normprobleme bei der Pluralbildung fremder und nativer Substantive. In: *Linguistik online* 16/4, 119–157.

- Wegener, Heide (2004): *Pizzas* und *Pizzen* – die Pluralformen (un)assimilierter Fremdwörter im Deutschen. In: *Zeitschrift für Sprachwissenschaft* 23/1, 47–112.
- Wen, Xu / Jiang, Canzhong (2021): Embodiment. In: Wen, Xu / Taylor, John (Hrsg.): *The Routledge Handbook of Cognitive Linguistics*. New York / London: Routledge, 145–160.
- Wescott, Roger (1971): Linguistic Iconism. In: *Language* 47, 416–428.
- Woolley, Dale (1977): Iconic Aspects of Language. In: Di Pietro, Robert / Blansitt, Edward (Hrsg.): *The Third LACUS Forum 1976*. Columbia: Hornbeam Press, 287–294.
- Wöllstein, Angelika (2014): *Topologisches Satzmodell*. 2., aktualisierte Auflage. Heidelberg: Universitätsverlag Winter.
- Wurzel, Wolfgang (1984): *Flexionsmorphologie und Natürlichkeit*. Ein Beitrag zur morphologischen Theoriebildung. Berlin: Akademie Verlag.
- Wurzel, Wolfgang Ullrich (1993): Zur Motiviertheit in der Morphologie. In: Küper, Christoph (Hrsg.): *Von der Sprache zur Literatur. Motiviertheit im sprachlichen und im poetischen Kode*. Tübingen: Stauffenburg, 61–72.
- Zanini, Anja (2016): Singulativ. In: Glück, Helmut / Rödel, Michael (Hrsg.): *Metzler Lexikon Sprache*. 5., aktualisierte und überarbeitete Auflage. Stuttgart: J. B. Metzler Verlag, 620.
- Zifonun, Gisela et al. (1997): *Grammatik der deutschen Sprache*. 3 Bände. Berlin / New York: De Gruyter.
- Zipf, George (1935): *The psycho-biology of language*. Boston: Houghton Mifflin.